

23 759



Norwegische
Reisebilder

von
Dr. F. B. O. Salbye.

Rsb.
Eur. Sk. $\frac{3}{20}$

Norwegische Reisebilder.

Eindrücke und Erlebnisse
während seiner Reisen in der norwegischen Mission

von

Dr. J. B. O. Sallize,

Bischof von Elufa und Apostolischer Vikar von Norwegen.

In 2 Teilen.

Aus dem Französischen ins Deutsche übertragen

von

Prof. A. Verron,

Oberlehrer a. D.

Münster in Westfalen.

Verlag der Coppenrath'schen Buchhandlung.
1902.

CBGIOŚ, ul. Twarda 51/55
tel. 22 69-78-773



Wa5167356

lit. jachowicz



23759



Acc. 1931. 120.

DEBRECENI
Közgazdasági
Felsőiskola

Vorwort des Übersetzers.

Über die Entstehung der „Norwegischen Reisebilder“ darf der Leser einige Auskunft erwarten.

Sie sind hervorgegangen aus einer doppelten Reihe von Zugschriften des Apostolischen Vikars von Norwegen, Dr. J. B. O. Fallize, an die Redaktion der Missions Catholiques zu Lyon. Die erste derselben, betitelt Une tournée pastorale en Norvège, datiert von 1895, die zweite, unter dem Titel Promenades en Norvège, aus dem Jahre 1900. Von beiden wurde in den Jahren 1896 bezw. 1901 ein Sonderabdruck ausgegeben. Beide sind auch im Buchhandel erschienen, die Tournée 1897 im Verlage von Alfred Mame & Fils zu Tours, die Promenades bei Desclée, Tournai 1901.

Im Sommer vorigen Jahres verweilte der Hochwürdigste Herr Verfasser zur Wiederherstellung seiner durch körperliche und geistige Überanstrengung geschwächten Gesundheit in Burtscheid.

Dort wurde mir die Ehre zuteil, die Bekanntschaft desselben zu machen, und zugleich Veranlassung gegeben, von dem ebenso anziehenden als lehrreichen Inhalte seiner Tournée pastorale en Norvège nähere Kenntnis zu nehmen. Eine von meiner Seite gelegentlich gefallene Äußerung, ob es sich nicht empfehlen würde, von seinen Reiseberichten zum besten der Norwegischen Mission eine deutsche Ausgabe zu veranstalten, wurde von dem Hochwürdigsten Herrn freundlich aufgenommen.

Indes bemerkte er dabei, daß seit 1895 in den Verhältnissen Norwegens und namentlich der katholischen Mission sich manches geändert habe. Diese Veränderungen nun sind auf Grund persönlicher Mitteilungen des Herrn Bischofs an den betreffenden Stellen als Anmerkungen des Übersetzers in Fußnoten beigelegt worden.

Was die Auswahl und Gruppierung des Stoffes, sowie den Ton und die Form der Darstellung angeht, so giebt darüber das Vorwort des Verfassers den nötigen Aufschluß.

Einige Schwierigkeit bereitete die richtige Schreibweise und passende Wiedergabe der zahlreichen norwegischen Ausdrücke. Bei den vereinzelt vorkommenden Wörtern ist die Bedeutung, sofern sie nicht aus dem Zusammenhange erhellt, in Klammern oder unter dem Texte angegeben worden.

Mit Bezug auf die zum Teil häufig wiederkehrenden, auf ein bestimmtes Endwort ausgehenden geographischen Eigennamen bemerken wir folgendes:

borg = Burg, Ortschaft, z. B. Oskarsborg.

brae = Gletscher, z. B. Buarbrae.

dal = Thal, dalen = Umgegend des Thales, z. B. Romsdal, Romsdalen.

elv (elven) = Fluß, z. B. Nidelv, Tinelven.

fos = Wasserfall, z. B. Lotefos.

horn = Horn, Bergspitze, z. B. Romsdalshorn.

juv = Kluft, Schlucht, z. B. Seljestadjuv.

klev = Steile, steil ansteigender Weg, z. B. Hesteklev.

naes = Nase, Vorgebirge, z. B. Vigsnaes.

oe = Insel, z. B. Hindoe.

soe (sjoe) = See, Binnensee, Meer, z. B. Selbosoe, Tinsjoe;
oder Stadt auf der Insel, z. B. Tromsøe, Vadsoe.

stroem = Strömung im Meere oder zwischen den Fjorden,
z. B. Gulfstroem, Saltstroem.

stue = Stube, Hütte, z. B. feldstue.

tind (plur. tinder[ne]) = Zinne, Berg, z. B. Faxtind, Venge-
tinder[ne].

vand = Wasser, Binnensee, z. B. Farrisvand.

vik = Bucht, Ort an der Bucht, z. B. Laurvik.

Die Tournée pastorale und die Promenades en Norvège haben in französischen Leserkreisen eine wohlwollende Aufnahme gefunden und der katholischen Mission in Norwegen zahlreiche Freunde und Gönner erworben. Möge denn auch die vorliegende Bearbeitung derselben von den deutschen Katholiken gleich freundlich aufgenommen werden und zur Förderung des ebenso schwierigen wie bedeutungsvollen Missionswerkes unter unsern Stammesbrüdern im hohen Norden ihr Schärfelein beitragen.

M ü n s t e r i. W., den 15. Oktober 1901.

Prof. Herron, Oberlehrer a. D.

Inhaltsverzeichnis.

	Seite
Vorwort des Übersetzers	III
Vorwort des Verfassers	XI

Erster Teil.

Eine Visitationsreise in der Norwegischen Mission 1895.

I. Kapitel.

Von Christiania nach Christianssand.

1. Glück im Unglück	3
2. Eine Seereise im Winter	4
3. Kirchweih in Christianssand	9
4. Einweihung des Hospitals	11

II. Kapitel.

Von Christianssand nach Stavanger.

1. Eine gefährliche Küste	13
2. Stavanger	15

III. Kapitel.

Von Bergen nach Stavanger.

1. Im Hardangerfjord	19
2. Eine romantische Landreise	20
3. Die norwegischen Bauern	24
4. Bildung in Norwegen	29
5. Im Gebirge	30
6. Ein Bergsee	39
7. Beginn einer Missionsstation in Stavanger	43
8. Missionsausgaben	45

IV. Kapitel.

Von Stavanger nach Christiania durch Telemarken.

1. Telemarken	47
2. Industrie des Landes	48
3. Mangel an Sparsamkeit	52
4. Echter Freisinn	55
5. Entwicklung der katholischen Mission und ihrer Freiheit	56
6. Eine Matrosenmesse	57
7. Wie Boråsgrund seine katholische Station erhielt	58
8. Auch Drammen erhält seine Station	63

V. Kapitel.

Christiania, die Hauptstadt des Landes.

1. Die Stadt	68
2. Sitten der Norweger	71
3. Katholisierende Bewegung	71
4. Ausichten der Mission	72
5. Malerische Lage der Hauptstadt	74
6. Katholische Anstalten in Christiania	75
a) Die Sanct Olafskirche.	
b) Die Priesterwohnung.	
c) Das Hospital.	
d) Das Josephsinstitut.	
e) Das Vereinshaus.	
f) Die Missionsdruckerei.	
g) Die Sanct Halvardspfarre.	
7. Überreste aus alter Zeit — die Stavfirker	83

VI. Kapitel.

Von Christiania nach Fredriksstad und Fredrikshald.

1. Fredriksstad	87
2. Fredrikshald. Heer und Flotte	88

VII. Kapitel.

Von Christiania nach Bergen via Hallingdal.

1. Ins Hallingdal hinein	92
2. Protestantismus in katholischem Gewande	96
3. Protestantische Sekten	97
4. Im Herzen von Hallingdal	98
5. Im Sognefjord	102
6. Bergen	105

VIII. Kapitel.

Von Bergen nach Trondhjem (Drontheim).

1. Eine wilde Wüste	112
2. Missionsvorträge	115
3. Molde	117
4. Christiansfund	121
5. Trondhjem	121
6. Ein Erdbeben	123
7. Ein Missionsbischof in den Ferien	124

IX. Kapitel.

In die arktischen Regionen.

1. Entfernungen	129
2. Die Nordlandsküste	130
3. Ins Eismeer hinein	134
4. Die Lofoten. Der Stockfischfang	137
5. Nüchternheitsgesetze	139
6. Die Mitternachtssonne	140
7. Das Bergenfjord	141
8. Harstad	142
9. Tromsø	145
10. Die ehemalige Nordpolmission	149
11. Die Lappen	150
12. Der Walfischfang	157
13. In Finnmarken	158
a) Eine Überraschung.	
b) Das Lyngenfjord.	
14. Alten	160
15. Hammerfest, die nördlichste Stadt der Welt	164
16. Auf dem Nordkap	167

Zweiter Teil.

Ausflüge in Norwegen 1900.

Vorwort des Verfassers	173
----------------------------------	-----

I. Kapitel.

Christiania und Umgegend.

1. Im bischöflichen Palais	175
2. Die Kirchen von Christiania	176
3. Unsere Ordensfrauen	178

	Seite
4. Unsere Ordensmänner	182
5. Zu Fredriksstad	184
6. Nach Fredrikshald	187
7. Nach Drammen	191
8. Nach Forsgrund	195

II. Kapitel.

Telemarken.

1. Nach Telemarken	200
2. Der letzte katholische Priester des alten Norwegens	202
3. Die Gletscher	206
4. Hitterdal	213
5. Nach Tin	222
6. Im Vestfjorddal	231
7. Im Herzen von Telemarken	239
8. Der Ackerbau	240
9. Ein freundlicher Wint für den Leser	244
10. Im Keller einquartiert	245
11. In den Regionen des Schnees	247
12. Wie man im Winter reist	252
13. Neue Verwendung der Wasserfälle	259
14. Kehrseite der Visitationsreisen	260
15. Opfer der Wissenschaft	262
16. Man soll sich niemals über andere lustig machen	264

III. Kapitel.

Streifzüge im Südwesten.

1. Im Hardangerfjord	266
2. Die neue Station zu Stavanger	270
3. Die norwegische Küste	275
4. Ein Bischof als Krankenwärter	279
5. Nach Bergen	281
6. Das neue Hospital von Bergen	282
7. Im Sognefjord	284
8. Ein Ausflug nach Gravehalsen	292
9. Neue Erforschungen. Die Organisation, welche uns noththut	300
10. Vereinsamung des Missionars	305
11. Eine Katastrophe	306
12. Die englischen Touristen	308
13. Die französischen Touristen	309
14. Im Nordfjord	311
15. Luftbrücken und Luftwege	312
16. Mitten im Eise	314

	Seite
17. Amerikanische Begleiterinnen	319
18. Riesentöpfe	324
19. Im Geirangerfjord	327
20. Kalesjund	331

IV. Kapitel.

Durch das Gudbrandsdal und Romsdal nach Trondhjem.

1. Abreise ins Gudbrandsdal	332
2. Ein Bisium ohne Bischof und Priester.	333
3. In Gudbrandsdalen. Die apostolische Succession	337
4. Eine Unterredung mit einem lutherischen Prediger	338
5. Wobon eine Konversion abhängen kann	343
6. Im Herzen des Gudbrandsdals	344
7. Das Fest Mariä Himmelfahrt in der Einsamkeit.	349
8. Ein improvisierter Doktor	350
9. Im Romsdal	353
10. Pläne für die Zukunft	357
11. Die alte Metropole Norwegens. Wiederherstellung des Sankt Olafskultes	357
12. Eine neue Kirche	362
13. Zu Selbo	363

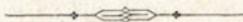
V. Kapitel.

Im hohen Norden.

1. In die arktischen Regionen hinein	366
2. Die skandinavischen Forscher	369
3. Nils	371
4. Missionsdienst in den Regionen des Nordens	377
5. Eine lange Nacht	383
6. Politische Gefahren	386
7. Ein französischer Reisegefährte	387
8. Andere Ausländer in Norwegen	390
9. Der Missionar und die Lappen	394
10. Zu Alten	398
11. Militärische Angelegenheiten	399
12. Am Ende der Polarwelt	400

VI. Kapitel.

Das Familienleben in Norwegen	407
---	-----



Vorwort des Verfassers.

An den Redakteur der Missions Catholiques in Lyon.

Ungeachtet wiederholter freundlicher Einladungen habe ich seit dem Jahre 1892 Ihnen keinerlei Mittheilungen mehr zugehen lassen, nicht etwa aus Gleichgültigkeit, sondern einzig deshalb, weil die Missionsarbeiten in diesem weitschichtigen Lande, wo alles neu zu schaffen ist, mir keinen Augenblick Ruhe gönnt, geschweige denn Zeit gelassen haben zur Abfassung eines eingehenden Berichtes über Norwegen und insbesondere über unsere katholische Mission. Was mir bislang unmöglich gewesen ist, will ich nunmehr versuchen.

Um jedoch Ihre Leser nicht zu langweilen, werde ich keine geographische Abhandlung über Norwegen schreiben, auch keine Kirchen- oder Profangeschichte dieses interessanten Landes.

Ich lade vielmehr Ihre Leser freundlichst ein, mich auf den langen Reisen zu begleiten, die mein Hirtenamt mir zur Pflicht macht. Unterwegs wollen wir dann gemüthlich plaudern über alles, was sie interessieren kann.



Erster Teil.

Eine Visitationsreise in der Norwegischen
Mission. 1895.

I. Kapitel.

Von Christiania nach Christianssand.

1. Glück im Unglück.

Im Jahre 1891 hatte eine Feuersbrunst einen großen Theil der Stadt Christianssand in Asche gelegt. Auch unser bescheidenes Kapellchen, das Schulgebäude, das Pfarrhaus und die kaum ein Jahr alte Niederlassung unserer Krankenschwestern waren ein Raub der Flammen geworden. Wir befanden uns in einer verzweifelten Lage; denn die Stadtverwaltung erlaubte den Abgebrannten nicht, ihre Häuser wiederum in Holz aufzubauen. Steinbauten aber sind hier äußerst kostspielig, weil unser Steinmaterial, der Granit, schwer zu verarbeiten ist. Daher deckte die Versicherungssumme nur zum kleinsten Theile die zum Wiederaufbau erforderlichen Kosten. Indes die göttliche Vorsehung hat uns nicht im Stiche gelassen; im Gegentheil, wir haben Glück im Unglück gehabt. Zunächst haben edle, um Unterstützung angegangene Wohlthäter uns großmütige Beihülfe geleistet. Dann haben mehrere der uns benachbarten Grundeigentümer, die außer stande waren, ihre Wohnungen in Stein wieder aufzuführen, uns ihren Grund und Boden unentgeltlich abgetreten. Auf diese Weise sind wir, beinahe ohne einen Heller auszugeben, Eigentümer eines ausgedehnten Grundstückes im Mittelpunkte der Stadt geworden. Die Hälfte desselben habe ich den Schwestern überlassen zur Errichtung eines Spitals inmitten eines großen Gartens. Die andere Hälfte habe ich für Missionszwecke behalten. Dort haben wir die nötigen Bauten aufgeführt: eine hübsche Kapelle und eine geräumige Priesterwohnung, in welcher wir so viele Schulen unterbringen können, wie wir wollen. Das Ganze ist von einem herrlichen Garten umgeben. Es ist unbestritten eine der schönsten Besitzungen in der Stadt, die Gottes Fügung uns anstatt der alten Baracken geschenkt hat. Allerdings sind die Gebäulichkeiten noch nicht ganz bezahlt; aber der liebe Gott wird hoffentlich sein Werk glücklich zu Ende führen.

Im vergangenen Februar war alles fertig gestellt. Die Schwestern hatten ihr Spital bezogen. Obgleich das Wasser noch von den Wänden troff, lag das Haus doch schon voll von Kranken, und die protestantischen Ärzte, hoch erfreut darüber, daß sie ihre Patienten bei den katholischen Ordensschwestern unterbringen konnten, stritten sich beinahe um die Betten. In den protestantischen Zeitungsblättern der Stadt wurden die Schwestern bis in den Himmel erhoben. Aber die Kapelle und das Spital harrten noch der kirchlichen Weihe. Zu dem Zwecke machte ich mich denn in Begleitung eines jungen Priesters auf den Weg nach Christiansand.

2. Eine Seereise im Winter.

Eine Reise im Winter in diesem eisumstarrten Lande ist eine ziemlich bedenkliche Sache. Für weite Strecken längs der Küste steht uns in Norwegen nur das Meer zur Verfügung. Zu Lande muß man gewaltige Umwege machen, und es ist nicht jedermann gegeben, bei einer Kälte, daß die Felsen bersten möchten, wochenlang in einem Schlitten zuzubringen. Die Umwege haben ihren Grund darin, daß die norwegische Küste in ihrer ganzen unermesslichen Ausdehnung tief eingeschnitten ist von Buchten, die meistens sehr schmal sind, aber sich oft mehr als 100 Kilometer weit ins Innere des Landes hineinziehen, so daß die großen Seeschiffe im Schatten unserer riesigen, mit ewigem Schnee bedeckten Berge bis ins Herz des Landes vordringen können. Diese nach Hunderten zählenden und unendlich verzweigten Buchten heißen Fjorde.

Die Fjorde sind die natürlichen Kanäle Norwegens. Ohne diese und seine zahllosen, durch bewundernswerte Kunstanlagen untereinander sowohl als mit den Fjorden verbundenen Landseen wäre das Land eine wahre Wüste, während es jetzt nicht bloß die besten Seehäfen Europas besitzt, sondern auch an Schönheit die kühnsten Erwartungen des Touristen übersteigt. Dabei aber bleibt bestehen, daß diese selben Fjorde auf Schritt und Tritt die Schienenwege und die Landstraßen abschneiden oder dieselben zu weiten Umwegen zwingen. Daher ist der Reisende genötigt, das Schiff zu benutzen, falls er vom Fleck kommen will.

Zur Sommerzeit bieten solche Seereisen unvergleichliche Reize. Die Boote sind mit allem erdenklichen Komfort ausgestattet, und das Schiffspersonal legt eine außerordentliche Liebenswürdigkeit an den Tag. Dabei ist das Meer während der schönen Jahreszeit stets ruhig, und die Postschiffe verkehren regelmäßig zwischen dieser Region kleiner Inseln — Skjäregaard¹⁾ —, welche von Christiania an bis in die Regionen des Eismeer's fast überall die Küste begleiten, ohne von den dort seltenen Stürmen erfaßt zu werden. Selbst während der in diesen Küstengegenden dunkelfreien Sommernächte kann man, ruhig auf dem Verdeck sitzend, ohne zu ermüden, die prächtigen Landschaftsbilder bewundern, die sich bei jeder Wendung des Schiffes in diesem Labyrinth von Meerengen dem Auge darbieten. Zur Rechten wie zur Linken gewahrt man bald schwindelerregende Felsen, bald dunkle Tannenwälder, bald niedliche, in allen Farben des Regenbogens bemalte und von blumendurchwirkten Matten umrahmte Häuschen von Hirten und Fischern; und während die Ufergelände des Meeres von Rinder- und Schafherden belebt sind, schaukeln die Fischerboote lustig um uns herum. Jeden Augenblick biegt man in einen kleinen Seehafen ein, wo ein beträchtlicher Teil der Bevölkerung den Landungsplatz besetzt hält, entweder um seine Neugierde zu befriedigen, oder um gute Freunde zu begrüßen.

Aber während unsers endlosen Winters ist alles wie umgewandelt, zumal längs der Ostküste. An der Westküste verhindert der Golfstrom, daß das Meer und selbst die Fjorde zufrieren, und alle norwegischen Häfen bis ins Eismeer hinein sind eisfrei. Von Christiania an dagegen bis zum Süden Norwegens sind alle Fjorde und alle Straßen zwischen den Inseln während des Winters gesperrt. Nur mit Aufwendung aller Kräfte vermögen besonders eingerichtete Boote einen Kanal offen zu halten, der den Schiffen das Auslaufen aus den Häfen ermöglicht. Segelschiffe, welche den Gefahren dieser schmalen, oft 50 Kilometer langen Fahrstraßen nicht zu trotzen wagen, sind daher zur Ruhe verurtheilt. Nur die Dampfer, welche hinlänglich Herren ihrer Bewegungen sind, um nicht gegen eine mehrere Meter dicke Eiswand zu rennen, und nebenbei stark genug, um die Eismassen, welche die Fahrstraße anfüllen, beiseite zu schieben oder zu durchbrechen, dürfen sich aufs Meer hinauswagen. Zu diesen

¹⁾ skjaer = Klippe oder kleine Insel; skjaeregaard die Gesamtheit dieser kleinen Inseln.

Schwierigkeiten gesellt sich dann noch die Finsternis unsers langen Winters. Selbst im Süden Norwegens dauern die Wintertage nur 6 bis 7 Stunden, während nördlich vom Polarkreise zwei Monate hindurch die Sonne selbst um Mittag nicht mehr aufgeht.

Unter solchen Umständen verließen wir gegen Mitternacht die Hauptstadt, um nach Christiansand zu fahren. Wir hatten kaum den Hafen hinter uns, da fühlten wir schon, wie das Schiff jeden Augenblick in allen Jugen erbehte, und das schreckliche Krachen der Eismassen ließ uns kein Auge schließen. Erst gegen Morgen hatten wir die hohe See erreicht. Aber auch hier begleiteten uns die durch den Sturm aus dem Innern der Fjorde herbeigetriebenen Eisblöcke. Von Zeit zu Zeit trafen wir eisfreie Flächen, die gleich Riesenspiegeln unsere stets goldige Winter Sonne zurückstrahlten, aber nur, um dem Schiffe einen frischen Anlauf zu gestatten zur Sprengung einer neuen Eisschranke. Zum Glück war das Wetter ruhig. Bei anderen Gelegenheiten, während der Stürme, an denen die Winter in Norwegen so reich sind, habe ich oft genug die vom Orkan gepeitschten Eismassen sich gegen das Schiff stürzen sehen mit einer Wucht, daß dasselbe bis in den untersten Schiffsraum erschüttert wurde, während gleichzeitig die Wellen über das Verdeck schlugen. In einem Augenblicke verwandelte alsdann die grimmige Kälte dieses Wasser in fußdickes Eis, so daß die Matrosen nur mit Lebensgefahr zu manövrieren vermochten. In so kritischen Lagen habe ich die Kaltblütigkeit und die unerschütterliche Pflichttreue unserer wackeren norwegischen Seeleute bewundern gelernt. Oft sieht man sie, ganz erstarrt vor Kälte, Bart, Haar und Kleidung in Eis verwandelt, stundenlang auf ihrem Posten ausharren, ohne einen Laut von sich zu geben, es sei denn, um die bestürzten Passagiere zu versichern, daß nicht das Geringste zu befürchten sei, selbst wenn das Boot zu kentern droht unter dem Gewichte der Eisklumpen, die auf dem Verdeck aufgetürmt liegen.

Zur Zeit des Eises muß der Dampfer selbstverständlich das offene Meer halten und kann nur solche Häfen anlaufen, die reich genug sind, einen offenen Kanal zu unterhalten. In andern Häfen bringt man die Postfächer und die Waren auf Schlitten bis an den Rand des zeitweilig in einen Landeplatz verwandelten Eises, und trotz der oft mehrere Kilometer weiten Entfernung des Ortes kommen die Neugierigen, vor allen die jungen Mädchen und Burschen auf Schlittschuhen oder Schneeschuhen (Ski) von allen Seiten herbei, um das



Arendal.

Schiff zu begrüßen. Dort, wo es einen offenen Kanal giebt, sieht man bei der Einfahrt in den Hafen ganze Scharen von Norwegern, junge und alte, auf dem Meere dem Eisport obliegen, der hier allgemein mit Leidenschaft betrieben wird.

Bei Arendal, einer Stadt von 7000 Einwohnern, welche wegen ihrer großen Zimmerplätze berühmt ist, hielt unser Dampfer lange genug an, um uns einen Gang in die Stadt zu erlauben, die in Form eines Amphitheaters um den Hafen herum äußerst malerisch gelegen ist. Sie gleicht eher einem Kranze von Villen und Sennhütten, als einer Handelsstadt, deren Schiffe alle Meere der Erde befahren. Hier möchte ich gern eine kleine Missionsstation gründen mit barmherzigen Schwestern; denn man hat sie wiederholt eingeladen, sich dort niederzulassen. Es ist die Hauptstadt eines volkreichen Amtes, in welchem wir bisher für die Verbreitung des Glaubens noch nichts haben thun können, und die dort ansässigen Katholiken entbehren noch immer jeder seelsorgerlichen Hülfe. Daher ist es ein dringendes Bedürfnis, dort wenigstens eine Filiale zu errichten. Indes fehlt es uns an Mitteln, und wir müssen uns in den traurigen Gedanken schicken, daß dieses Amt gleich manchen andern vorderhand wenigstens auf eine Missionsstation verzichten muß.

Endlich erblickten wir in der Ferne die beiden Leuchttürme von Christiansand. Ein Stoß, der das ganze Schiff erschütterte, belehrte uns, daß der Lotse in der Dunkelheit den Eingang in den Kanal verfehlt und das Schiff gegen die Eisbank geschleudert hatte. Wäre der Dampfer von Holz und nicht von Eisen gewesen, so würde er wahrscheinlich das Schicksal so mancher andern Schiffe geteilt haben, d. h. entzwei geschnitten sein. So aber hielt er tapfer aus, wich langsam zurück und hatte bald den Weg zum Hafen wiedergefunden. Trotz der späten Stunde erwarteten uns alle unsere Katholiken mit ihrem Pfarrer am Landeplaze und geleiteten uns in feierlichem Zuge ins neue Pfarrhaus.

3. Kirchweihe in Christiansand.

Die Einweihung der Kirche und des Hospitals von Christiansand war auf Sonntag den 24. Februar festgesetzt. Dieser Tag gestaltete

sich zu einem wahren Jubelfeste für unsere hl. Kirche. Lange vor Beginn der Feier drängten sich Tausende von Personen vor dem Thore des Gotteshauses. Als ich den Rundgang um die Kirche hielt, um die Außenmauern zu besprengen, und zwischen den beiden assistierenden Priestern hinter dem vorgetragenen Kreuze daherschritt, da kamen mir die Thränen in die Augen beim Anblick dieser ehrfurchtsvoll harrenden Menge, die seit mehr denn 300 Jahren zum ersten Male wieder einen katholischen Bischof sah mit Stab und Mitra, den Abzeichen des wahren Oberhirten. Beim Eintritte in die Kirche wurde ich nicht weniger gerührt. Auf der Ehrenbank saßen der Stiftsamtmann,¹⁾ der Polizeidirektor, der Vorsitzende des Ärztekollegiums und andere Beamte der Stadt. Obwohl sämtlich Protestanten, wollten sie es sich nicht nehmen lassen, bei dieser Gelegenheit dem katholischen Bischofe ihre Ehrfurcht und ihren katholischen Mitbürgern ihre Theilnahme zu bezeugen. Sie liegen noch nicht weit zurück, die Zeiten, wo der katholische Priester vom norwegischen Boden ausgeschlossen war, wo jeder Katholik, der sich ins Land hineingewagt hätte, dieses Verbrechen mit Ausweisung und der Einziehung seiner Güter hätte büßen müssen, wo selbst der bloße Name Katholik verachtet und verhöhnt wurde. Hätte unsere Mission kein anderes Ergebnis gehabt, als diesen vollständigen Umschwung der öffentlichen Meinung, man müßte diesen Erfolg fast als ein Wunder bezeichnen.

Vor einer so zahlreichen und so teilnehmenden Zuhörerschaft fiel es mir nicht schwer, die rechten Worte zu finden, um den Sinn unserer erhebenden Ceremonien zu erklären. Die Kultusgegenstände, welche eine katholische Kirche dem Auge darbietet, gaben mir Gelegenheit, alle die Punkte auseinanderzusetzen, in denen der Protestantismus von uns abweicht. Ich schloß mit einer dringenden Bitte an die Protestanten, sich mit uns zu vereinigen in dem inbrünstigen Gebete, daß Norwegen endlich zu der Mutterkirche zurückkehren möge, von der List und Gewaltthätigkeit fremder Herrscher ihre Väter getrennt hätten. Nach der Predigt hielt ich das Hochamt, dem die ganze Menge mit erbaulicher Sammlung beiwohnte. Auf die Feier des hl. Messopfers folgte die Spendung des hl. Sakramentes der Firmung und im Anschluß daran eine zweite Predigt, die mit derselben andächtigen Auf-

¹⁾ An der Spitze eines norwegischen Amtes, welches einem preussischen Regierungsbezirke entspricht, steht ein Amtmann, an der Spitze eines Stifts, das einer preussischen Provinz entspricht, ein Stiftsamtmann.
Der Übersetzer.

merksamkeit angehört wurde. Nach Beendigung der Feier sagte der Stiftsamtmann zu mir: „Hochwürdigster Herr, wir werden mit Ihnen zu unserm Heilande flehen, daß sein Gebet *Ut unum sint* in Erfüllung gehen möge. Und irre ich mich nicht, so wird kein Jahrhundert vergehen, bis dieser Wunsch verwirklicht sein wird.“

Die protestantischen Zeitungen bekundeten gleiches Wohlwollen. Das Fäderlandsvennen z. B. gab meine Rede fast vollständig wieder. „Seine bischöflichen Gnaden,“ so leitete es seinen Bericht ein, „hat mit reiflicher Abwägung seiner Worte gesprochen und mit einer Ruhe, die Zeugnis ablegte von seiner unerschütterlichen Überzeugung. Er hat nicht zu jener Art von Beredsamkeit gegriffen, welche eine Versammlung mit sich fortreißt. Er wirkt durch Beweise auf seine Zuhörer ein, und seine Persönlichkeit schon flößt unbegrenztes Vertrauen in sein Wort ein. Sein Accent verrät den Ausländer, aber sein Norwegisch ist vollständig korrekt. Er hat sich hauptsächlich an die Mehrzahl der Versammlung gewendet, die nicht der katholischen Kirche angehört, und seine ganze Rede ist eine Verteidigung der Lehre dieser Kirche gewesen.“

Wir sind in Norwegen daran gewöhnt, von den protestantischen Zeitungen, die naturgemäß unsere Widersacher sein sollten, mit solchem Wohlwollen behandelt zu werden. Wollte Gott, daß in katholischen Ländern die katholischen Gegner der Kirche diesem Beispiele folgten! Der Grund liegt darin, daß diese Protestanten im Herzen katholischer sind, als viele entartete Söhne der Kirche.

4. Einweihung des Hospitals.

Am Nachmittage war die Versammlung ebenso zahlreich. Nach Abingung des Hymnus *Veni Creator* begab ich mich im vollen bischöflichen Ornate in Prozeßion zum Hospital und nahm in Begleitung der Schwestern und der versammelten Ärzte die Einsegnung der Anstalt vor. Die Kranken waren sichtlich gerührt, als sie sahen, mit welcher Liebe die katholische Kirche sich der Unglücklichen annimmt. In die Kapelle zurückgekehrt, sprach ich zu den Anwesenden von der Nächstenliebe, welche die katholische Kirche ihren Kindern vorschreibt,

und von jenen Engeln der Barmherzigkeit, die auf den Ruf des Herrn Vater und Mutter und Heimat verlassen, auf Hab und Gut und jede irdische Liebe, ja auf sich selbst verzichteten, um sich ganz und ungeteilt der Pflege der Kranken und Armen zu widmen. Ich verhehlte ihnen nicht, daß diese in ihrer Mitte wohnenden Schwestern sehr beredte und darum sehr gefährliche Missionarinnen seien, die zwar nicht durch Worte, aber um so lauter und mächtiger durch ihr Beispiel predigten. Und wenn es ihnen dadurch gelingen sollte, die Vorurteile zu zerstreuen, welche drei Jahrhunderte der Verleumdung gegen die Kirche aufgehäuft hätten, der das alte Norwegen sein Glück und seinen Glanz verdankte, dann werden sie sich doppelt glücklich fühlen, und die so duldsamen Bewohner von Christiansand selbst werden sich dazu Glück wünschen dürfen.

Am Abende hatten wir die Freude, alle Beamten, welche unsere Feier durch ihre Gegenwart verherrlicht hatten, bei einem bescheidenen Mahle im Pfarrhause versammelt zu sehen. Mein Trinkspruch auf den Heiligen Vater und Seine Majestät den König wurde allseitig mit begeisterten Hurrarufen aufgenommen. In einer Reihe von Toasten sprachen der Stiftsamtman und mehrere andere hochgestellte Beamten uns ihren Dank aus dafür, daß wir uns bei ihnen niedergelassen und insbesondere dafür, daß die Schwestern dort eine Zufluchtsstätte für ihre Kranken gegründet hätten.

Am folgenden Tage nahm ich die kanonische Visitation der Pfarre vor und die Errichtung des Kreuzweges, wozu sich wiederum eine dichtgedrängte Menge versammelt hatte. Ein mir zu Ehren veranstaltetes großes Festmahl brachte die Feier zum Abschluß.

Wir haben allen Grund zu hoffen, daß diese Tage Epoche machen werden nicht nur in der Kirchengeschichte dieser bedeutenden Seestadt, sondern auch des ganzen südlichen Norwegens, wo Christiansand bislang der einzige Mittelpunkt des Katholizismus und zugleich der Sitz eines protestantischen Bischofs ist.¹⁾

¹⁾ Das neue Hospital war bald so stark in Anspruch genommen, daß es auf allseitiges Verlangen schon im Jahre 1899 durch einen Anbau um die Hälfte vergrößert werden mußte. Es dient seitdem auch als Lazarett.

II. Kapitel.

Von Christianssand nach Stavanger.

1. Eine gefährliche Küste.

Wenn Christianssand eine Stadt von Bedeutung ist, dann noch mehr Stavanger. Um dahin zu gelangen, muß man von Christianssand an einer der schauerlichsten und gefährlichsten Küsten entlang fahren. Die Südküste Norwegens ist in Wahrheit eine Masse sturmbrauster, nackter Felsen, unter denen das Kap Lindenäs und das Listerland nur deshalb ins Meer vorzudringen scheinen, um die Schiffe zu zwingen, sich mitten durch eine Unzahl von Inselchen und größtentheils nur ein paar Fuß unter dem Wasserspiegel versteckter Klippen hindurchzuwagen. Wehe dem Fahrzeuge, welches in diesen Küstenstrichen von einem Sturme überrascht wird oder von einem jener Nebel, welche in diesen Gewässern so häufig und noch gefährlicher sind, als die Finsternis unserer Winter. Diese Küste hat gleich der des Jäderen, etwas weiter nach Norden, alljährlich mehr Schiffbrüche zu verzeichnen, als das ganze übrige norwegische Küstengebiet. Und weil die Felsen fast überall senkrecht aufsteigen, so teilen die Schiffbrüchigen häufig das gleiche Los mit ihren Schiffen, wenngleich der Staat sowohl als Privatgesellschaften dort eine große Zahl von Rettungsstationen unterhalten.

Vor einigen Jahren begleitete ich Krankenschwestern nach Bergen, wo eine Niederlassung gegründet werden sollte. Weil das Meer ruhig war und die Schwestern sämtlich sich ganz wohl befanden, hatte ich mich zur Ruhe in meine Kabine zurückgezogen. Ich war fest eingeschlafen und träumte, daß das Schiff heftig hin und her schwankte. Da ich aber glücklicherweise von der Seekrankheit nicht zu leiden habe, so störte mich das Schaukeln des Schiffes nicht im geringsten. Plötzlich wird die Thüre meiner Kabine hastig geöffnet.

Die Oberin der Schwestern, die meine leibliche Nichte ist, ruft herein: „Schnell, schnell hochwürdigster Herr, kommen Sie, uns die Beichte zu hören; denn wir werden untergehen!“ Ganz erschreckt eilte ich diesen armen Kindern zu Hülfe, die, im Salon versammelt, sich auf den Tod vorbereiteten. Gleichzeitig jedoch mit mir trat der Kapitän herein und sagte: „Seien Sie ohne Sorgen, hochwürdigster Herr, alle Gefahr ist beseitigt; wir biegen in den Hafen von Farsund ein, wo wir den Rest der Nacht über verbleiben werden.“ Aber wahrlich, diese Bö, die uns so unerwartet überraschte, hätte uns teuer zu stehen kommen können in diesem mit verborgenen Klippen gleichsam besäeten Gewässer. An dieser Küste muß man jeden Augenblick solcher Warnungsrufe gewärtig sein.

Nach kurzem Aufenthalte in dem hübschen Hafen von Fleckesjord, einem kleinen, von schwindelerregenden Felsen umrahmten Paradiese, erreichten wir Ekersund, eine Stadt von 3000 Einwohnern, von wo eine Eisenbahn mit Vermeidung des Umweges über das Jäderen in 2 Stunden geradesweges nach Stavanger führt. Die Gegend, welche wir jetzt durchfahren, ist eine wahre Wüste. Zuerst muß die Eisenbahn sich einen Weg brechen zwischen ungeheuren erraticen Blöcken, welche die Gletscher in vorgeschichtlichen Zeiten hier abgelagert haben. Alsdann tritt sie in eine jener seltenen Ebenen Norwegens, die, soweit das Auge reicht, mit Heidekraut, Steinen und Sümpfen bedeckt ist. Und doch nährt diese trostlose Ebene eine zahlreiche Bevölkerung, deren einziges Besitztum in mageren Rinder- und Schafherden besteht, abgesehen von den angeschwemmten Strandgütern der unglücklichen Schiffe, die an der verderbenbringenden Küste des Jäderen zerfchellen.

Die Bevölkerung in dieser Gegend, wie überhaupt in Norwegen, ist tief religiös angelegt; nur huldigt sie einem ganz überspannten Pietismus. Auf der einen Seite hält sie die unschuldigsten und anständigsten Vergnügen für Verbrechen, die das „höllische Feuer“ verdienen; auf der andern Seite läßt sie die schändlichsten sittlichen Verirrungen hingehen. Diese Leute würden einen Prediger, der sich so weit vergäße, Klavier zu spielen, oder der sich ein Glas Bier oder Wein gönnte, unverzüglich fortjagen. Dagegen haben sie einen ihrer Prädikanten, der zugleich ein einflußreiches Mitglied der Deputiertenkammer war, vor 3 Jahren als Märtyrer verehrt, obwohl derselbe vor der in der Kirche versammelten Gemeinde zugestehen mußte, daß er in seiner eigenen Pfarre unnennbare sittliche Ausschweifungen

begangen hätte. Nachdem die Regierung ihn seines Amtes entsetzt hatte, haben ihm seine Getreuen, zufrieden mit seinem offenen Bekenntnisse, eine prächtige Kapelle erbaut, wo er noch jetzt als ihr Seelsorger thätig ist. Arme Seelen! Wann endlich werden die Sendboten der wahren Kirche im Stande sein, eure im Grunde so edlen Regungen in die rechte Bahn zu leiten?

2. Stavanger.

Die Einwohnerschaft Stavangers krankt ebenfalls an dieser Art von Pietismus. Auch hier haben wir aus Mangel an Hülfsmitteln und Priestern noch keine Niederlassung gründen können, obwohl es ein dringendes Bedürfnis ist. Die Stadt zählt nicht weniger als 25 000 Einwohner. Sie ist eine der bedeutendsten Seestädte Norwegens. Von hier aus besuchen Tausende fremder Touristen den gewaltigen Folgefonden-Gletscher, den malerischen Suledalsvand, und dringen ein in das unvergleichlich schöne Sörjörd welches den Hintergrund des großen Hardangerfjords bildet. Für diese Touristen und für die unzähligen katholischen Matrosen, die in Stavanger landen, wäre ein dauernd ansässiger Priester nötig. Vor einigen Tagen teilte mir der französische Generalkonsul mit, daß er augenblicklich mehrere Hundert französischer Seeleute in die Heimat zurückschicken müßte. Nun hätte aber der nächste, telegraphisch berufene Priester einen ganzen Tag zu fahren, um mit dem Dampfboote Stavanger zu erreichen. Hieraus läßt sich abnehmen, was aus den armen Katholiken wird, welche in diesen Küstengegenden wohnen. Vor sieben Jahren, kurz nach meiner Ankunft in Norwegen, kam ich von Skudesnäs und Vigsnäs auf der großen Insel Karmö, wohin ich mich begeben hatte, um den in den Kupferminen beschäftigten Beamten und Arbeitern Gelegenheit zu bieten, ihren Ostern zu halten. Ich stieg in Stavanger aus, um die Katholiken aufzusuchen, die sich dort aufhalten sollten. Ein protestantischer Photograph stellte sich für diese mühsame Jagd großmütig zu meiner Verfügung. Mit übermenschlicher Anstrengung fanden wir eine beträchtliche Anzahl ehemaliger Katholiken, die den

Kern einer schönen kleinen Gemeinde hätten bilden können. Aber ach! Diejenigen, die nicht förmlich abgefallen waren, erklärten mir, oft unter Thränen, sie hätten den Glauben verloren, weil seit langen Jahren kein katholischer Priester sie besucht hätte. Ich that mein Möglichstes, um sie wieder zu gewinnen. Da ich aber nicht versprechen konnte, ihnen einen Priester zu schicken, so blieben meine Bemühungen fruchtlos. Als ich um Mitternacht wieder das Boot bestieg, da mußte ich Thränen vergießen angesichts meiner Unfähigkeit, auch nur das Geringste zu thun für diese Unglücklichen und für diese alte Bischofsstadt, deren herrliche katholische Domkirche noch da steht. Eine ganze ehemalige Diözese ohne einen einzigen Priester! Welch ein Schmerz für einen armen katholischen Bischof, der, seinen Tragaltar auf dem Rücken, wie ein Fremdling in diesem vormals ganz katholischen Lande umherirren muß und im Schatten der alten Kathedrale nicht einmal ein Zimmer findet, um die heilige Messe zu lesen!

Indes die göttliche Vorsehung scheint uns endlich in den Stand setzen zu wollen, dieser Not abzuhelpen. (Vergl. Nr. 7 des folgenden Kapitels).



2

Odde.

III. Kapitel.

Von Bergen nach Stavanger.

1. Im Hardangerfjord.

Vor zwei Jahren hatte ich in Bergen eine kanonische Visitation abgehalten. Bei meiner Abreise erhielt ich die telegraphische Nachricht, daß im Sättersdal ein Kind zu taufen sei. Sättersdal ist ein großes, beinahe unzugängliches Thal, das von Christianssand nordwestlich aufsteigt, und dessen Bevölkerung wegen ihrer fast vollständigen Abgeschlossenheit von dem übrigen Lande selbst von den Norwegern für halb wild angesehen wird. Um die Kosten einer Seefahrt längs der Küste zu sparen, beschloß ich, durch das Hardangerfjord in dieses Thal einzudringen, trotzdem man mir versichert hatte, es sei unmöglich, im September die ungeheuren Gebirgszüge zu übersteigen, welche das Sättersdal von diesem Fjord trennen. Einer der unzähligen kleinen Dampfer, welche unsere Fjorde und die meisten unserer großen Seen befahren, brachte mich zu dem berühmtesten der norwegischen Fjorde. Das Hardangerfjord vereinigt in der That alle die Reize wie alle die Schrecken, welche man in den andern Fjorden vereinzelt vorfindet. Es gleicht keineswegs, wie man sich vielleicht vorstellen könnte, einem verjunkten Thale, welches mehr oder minder regelmäßig sich ins Innere des Landes hinein erstreckt; es gleicht vielmehr einer riesigen in den Felsstock eingehauenen Spalte, die sich nach allen Seiten in Ritzen verzweigt, deren kleinste alle Flotten der ganzen Welt beherbergen könnte. Beim Eindringen in dieses endlose und auf den ersten Blick zugleich ausganglos erscheinende Labyrinth glaubt man jeden Augenblick, das Boot müsse zerschellen an einer der Felswände, die bis zur Höhe von 1500 Meter emporsteigen. Aber im letzten Momente macht das Schiff plötzlich eine Wendung. Durch eine gähnende Öffnung zwischen den Felsen entdeckt man ein neues Meer und neue Horizonte. Die Fahrt geht weiter.

Zwischen den Felsen und dem Meere zeigt sich ein Streifen fruchtbaren Landes voll lachender Gärten und wohlhabender Bauernhöfe mit dunklen Tannenwäldern im Hintergrunde, die an den Felsen emporklettern, höher und immer höher, bis das geblendete Auge sich in den funkelnden Gletschern verliert, von welchen zahllose Wasserfälle in die Tiefe stürzen, auf deren Grunde das Schiff dahinfährt. An jedem Landeplaze laufen alle Bewohner herbei und schwenken zum Gruße ihre weißen Taschentücher. Die jungen Damen vor allen in ihren reizenden Nationaltrachten verfehlen nimmer, vor den Reisenden zu paradien.

Wir sind seit 12 Stunden unterwegs und biegen in das berühmte Sörffjord ein. Endlich erreichen wir Odde, das Eldorado der fremden Touristen, dessen wildromantische Reize die Besucher bis zur Zeit des Schneefalles gefesselt hält.

2. Eine romantische Landreise.

Im Gasthose wartete meiner eine angenehme Überraschung. Während ich Erkundigungen einzog bezüglich der nötigen Anordnungen für die Reise des folgenden Tages, der ein Sonntag war, hörte ich drei Franzosen sich beklagen, daß sie an dem Tage keine hl. Messe hören könnten. Ich konnte sie bald trösten und hatte tags darauf die Freude, für sie und für mich in meinem Zimmer die hl. Messe lesen zu können. Es waren die beiden Herren de la Fresnay und der Vicomte de Bonchamp, alle drei aus Calvados. Sie waren in ihrer eigenen Yacht gekommen, um an den Wundern Norwegens sich zu erfreuen. Da mein Reiseziel weiter lag, waren die Herren so freundlich, mich eine Strecke weit zu begleiten.

Als Fuhrwerk mußte ich eine jener leichten Karriolen benutzen, welche der Staat selbst in den entlegensten Winkeln Norwegens zur Verfügung stellt. Man findet just Platz genug darin, um seine Person unterzubringen, ausgenommen die Füße, die auf einer Art fester Steigbügel ruhen müssen. Der Kutscher, in der Regel ein junger Bursche oder ein kleines Mädchen, sitzt hinter dem Reisenden auf einem Brett, und der kleine norwegische Gaul eilt dahin über Berg und Thal, ohne zu ermüden.



Der Quarbrö.

Einige Kilometer hinter Odde befinden wir uns vor dem herrlichen Buarbrå, einem unermesslichen Eissturze, der durch enorme Felsspitzen gebrochen wird. Er kommt von der Höhe des Folgefonden herab und schiebt seine Moräne, das Erzeugnis seiner hundertjährigen Wirkung auf das granitene Bett, vor sich her. Fast die ganze skandinavische Halbinsel ist in vorgegeschichtlichen Zeiten mit Gletschern bedeckt gewesen, und man darf sagen, daß der gesamte Ackerboden des Landes aus den Trümmern besteht, welche die Gletscher erzeugt und hier abgelagert haben. Noch heute besitzt Norwegen die größten Gletscher Europas, z. B. den Jostedalbrå, der etwas nördlicher liegt als der Folgefonden und einen Flächenraum von 1200 Quadratkilometer einnimmt. Bald vereengt sich das vom Grönsdalselv durchbrauste Thal dergestalt, daß man sich kaum einen Weg zu bahnen vermag längs des Flusses am Fuße der bis zu schwindelnder Höhe steil aufsteigenden Felsen, von welchen alle Augenblicke ein Wasserfall entweder in die Tiefe stürzt oder, bevor er den Boden erreicht, sich in leichten Nebel auflöst. Mächtige cyklopische Blöcke, welche die Winterfröste oder Erdbeben von den Flanken der Gebirge losgelöst haben, versperrten hin und wieder die Straße, während der schäumende Fluß, von einem Hindernisse über das andere hinwegstürzend, sich mit Gewalt seinen Weg bahnt. Die Ingenieure haben Wunder wirken müssen, um in diesem entsetzlichen Chaos eine Straße herzustellen.

Was unsere Ingenieure an Kraftleistungen vollführt haben, um dieses von Bergen und Schluchten unendlich zerschnittene Land mit Schienenwegen und Fahrstraßen zu versehen und um unsere Seen durch Kanäle zu verbinden, wird niemand glauben, der es nicht mit eigenen Augen gesehen hat. Nichts scheint ihrem Genie und ihrer Kühnheit Schranken setzen zu können. Dort, wo kaum ein Weißfuchs auf der Flucht vor dem Jäger sich hinwagt, legen sie eine prächtige Straße hinauf, und auf schwindelnden Höhen, über Katarakte, unter denen die Erde erbebt, schlagen sie, ohne anderes Baumaterial als unsere Tannen, Eisenbahnbrücken, die aus der Ferne den Eindruck seiner Spitzengewebe machen.

Inzwischen sind wir bei den drei großartigen Wasserfällen angelangt, welche die Namen Lotefos, Skarsfos und Espelandsfos führen.

Von Terrasse zu Terrasse in ein seenhaft schönes Thal hinabstürzend, liefern sie die Gewässer zu drei verschiedenen Gießbächen und

erfüllen das Thal mit dichtem, in den Farben des Regenbogens schillerndem Nebel. In einer kürzlich erbauten Touristenhütte bestanden meine vortrefflichen Begleiter darauf, unser Lebewohl mit einer Flasche Champagner „anzufeuchten“. Aber das Getöse der Wasserstürze über-tönte unsere Stimmen, so daß ich nur durch Zeichen zu verstehen geben konnte, wie glücklich ich gewesen sei, in dieser Küstengegend katholischen Herren begegnet zu sein. Während meine neuen Freunde nach Odde zurückkehrten, setzte meine einsame Karriole längs des Flusses und im Schatten der Felsen ihren Aufstieg fort.

3. Die norwegischen Bauern.

Von Zeit zu Zeit, aber in endlosen Zwischenräumen, traf ich auf einen vereinzelt Bauernhof. Dörfer sind in Norwegen unbekannt. Das Land besitzt so wenig Ackerboden, daß fast nirgends genug vorhanden wäre, um eine Anzahl zusammenwohnender Familien zu ernähren. Darum müssen unsere Bauern getrennt, jeder für sich in der Mitte seines Besitztums wohnen auf Höfen, die oft mehrere Meilen weit voneinander entfernt liegen. Das Wohnhaus des Besitzers ist in der Regel geräumig und mit einem Komfort und einem Luxus ausgestattet, den kein Ausländer in solcher Einsamkeit vermuten würde. Um das Herrenhaus gruppieren sich die Gesinde-wohnungen, die Ställe, die Speicher und sonstigen Gebäulichkeiten. Jedes dieser Gebäude nimmt einen besonderen, von den übrigen getrennten Raum ein, um bei Feuersbrünsten, welche für diese Holzbauten so gefährlich sind, dem Umsichgreifen des verheerenden Elementes möglichst vorzubeugen. Das Ganze macht den Eindruck eines kleinen Dorfes.

Der Hof ist von Feldern umgeben, auf denen Roggen, Gerste und Hafer gesäet wird. Man pflanzt auch Kartoffeln, aber hauptsächlich nur, um den Boden für den Anbau von Futterkräutern vorzubereiten. Denn die Viehzucht -- Pferde, Rinder und Schafe -- bildet die ländliche Großindustrie. Gärten sieht man selten. Der Norweger nährt sich fast ausschließlich von Mehl- und Milchspeisen, von dem Fleische seiner Herden, von den köstlichen Fischen, von denen die Bäche, die zahllosen Seen und das Meer wimmeln, von Wildbret:



12
Hirtenmädchen aus dem Sättersdal in der Landestracht.

Glentieren, Renttieren, Hasen, Auerhähnen, Birkhühnern und unzähligen andern Tieren, die in den Wäldern haufen.

Rings um diese kultivierte Oase, und zwar durch eine starke Umzäunung getrennt, erstreckt sich eine zweite, ebenfalls durch eine Hecke eingeschlossene Zone, die gewöhnlich mit Gestrüpp und Gehölz bedeckt ist. Hier weiden die Herden im Frühlinge, wenn der Schnee noch auf den Höhen liegt. Außerhalb dieses Bezirks, der auf dem Festlande für sich allein schon ein prächtiges Besitztum bilden würde, fängt die Udmark¹⁾ an: Büsche, Heiden, Moore, welche sich oft meilenweit vom Hofe erstrecken und in den mit ewigem Schnee bedeckten Bergen sich verlieren. Auf diesen Höhen bringen die reine Gebirgsluft und die Lichtströme einer nie untergehenden Sonne jene zarte, durch ihren Duft berauschte Alpenvegetation hervor, von welcher das Vieh sich nährt. Während des ganzen Sommers kommen die Kühe nicht heim. Des Abends sammelt der Hirt dieselben im Säter,²⁾ einer primitiven, unter dem Schutze eines Felsens erbauten Hütte, und die Säterspige oder Sennerin besorgt dort das Melkgeschäft und bereitet an Ort und Stelle die köstliche Sätersbutter und die ausgezeichneten Käse, welche nach England, ja bis nach Australien verkauft werden.

Die Größe eines norwegischen Bauerngutes läßt sich demnach nicht in Hektaren, sondern nur in Quadratkilometern angeben. Es umfaßt zahllose kleine Seen und unabsehbare Tannenwälder. Diese Wälder bilden neben den Viehherden das Haupteinkommen unserer Bauern. Unsere Tannen wachsen langsam; aber gerade dadurch erlangt das Holz derselben jene Festigkeit, welche ihm seinen großen Wert verleiht. Man fällt sie zur Winterzeit. Der Schnee und die zugefrorenen Flüsse bieten dann den Schlitten natürliche Wege, um sie an den Lagerplatz am Ufer eines Sees oder Flusses zu befördern, wo jeder Stamm das Zeichen des Händlers erhält, der ihn gekauft hat. Von da werden sie bald in Flößen, bald einzeln bis an den Seehafen geschafft, von wo sie in alle Erdteile versandt werden. Jeder große Fluß mit seinen Zuflüssen hat eine besondere, von den vereinigten Holzhändlern bezahlte Verwaltung. Ihre Aufgabe besteht darin, die Holzbeförderung oft mehrere hundert Kilometer weit zu leiten, die Flöße durch die Seen zu schleppen, die Bäume über die

1) udmark = Außenfeld.

2) saeter = Senne, pige = Mädchen.

Untiefen der Flüsse zu schaffen und durch die Ableitungsrinnen, welche eigens angelegt sind zur Vermeidung der zahllosen Wasserfälle, worin die Stämme brechen und zerbröckeln würden. Schließlich, am Ende dieser oft monatelang dauernden Reise, hat sie die Anteile jedes Kaufmannes auszusondern und zusammenzulegen.

Man sieht hieraus, daß ein Bauer ein ganzes Heer von Hilfskräften haben müßte, um seinen Hof zu bewirtschaften. Er hält denn auch eine ziemlich große Anzahl Diensthoten; aber ländliche Arbeiter oder Tagelöhner im eigentlichen Sinne giebt es in Norwegen nicht. Ihre Stelle wird vertreten durch die Husmänd,¹⁾ deren jedes Bauerngut eine seiner Bedeutung entsprechende Zahl besitzt. Der Husmand ist ein Pächter, dem der Eigentümer und zwar auf Lebenszeit einen Teil seines Bodens überläßt, wo er dann sein eigenes Haus aufführt und für seine eigene Rechnung wirtschaftet. Er ist berechtigt, aus den Wäldern des Gutes sein Brand- und Bauholz zu entnehmen und eine Anzahl Kühe und Schafe auf die Weiden des Gutes zu treiben. Anstatt nun Pacht zu bezahlen, verpflichtet er sich, eine bestimmte Zahl von Tagen im Dienste des Grundherrn zu arbeiten. Gewöhnlich behält die Witwe des Husmands die Rechte ihres Mannes. Nach ihrem Tode aber kann der Grundeigentümer über den betreffenden Teil des Bodens frei verfügen und die Erben zwingen, ihre Holzhäuser, die übrigens leicht zu transportieren sind, wegzuschaffen. In der Regel jedoch tritt einer der Söhne des Husmands in die Stelle der Eltern. Andererseits kann der Husmand jederzeit seinen Pachtvertrag lösen und seine Penaten anderswo aufstellen (d. h. sich anderswo niederlassen).

Unsere Bauern sind also wirkliche kleine Fürsten. Aber sie sind nicht gesetzlich berechtigt, ihr Eigentum nach Belieben zu teilen. Bevor sie einen Teil desselben veräußern, bedürfen sie der Vollmacht seitens einer Gemeindef Kommission, die darüber befindet, ob nach der Teilung jede Parzelle noch groß genug bleibt und alle zu einer rationellen Bewirtschaftung notwendigen Bestandteile besitzt. Diese Kommission nimmt auch die neue Abgrenzung vor und stellt den Katasterwert jedes Teiles fest. Diese kleinen Bauernfürsten sind nicht bloß reich, sondern auch wirkliche kleine Könige. Nach Abschaffung der Adels-titel im Jahre 1821 sind sie in der That an die Stelle der Grafen und Freiherren getreten, sowohl bezüglich des politischen Einflusses, als

• 1) husmand, plur.: husmaend = Haus-Mann.

der wirtschaftlichen Stellung. Wenn nun aber unsere Bauern stolz sind, so haben sie auch das weite Herz des Großherrs, und ihre Gastfreundlichkeit kennt keine Grenzen. Diese Tugend ist übrigens allen norwegischen Landleuten eigen. Auf Reisen darf man getrost an die erste beste Thür klopfen; man wird dort seinen Tisch gedeckt und sein Bett gemacht finden. Und das hat sich nirgends geändert, als nur in den Gegenden, die von Touristen besucht werden, welche, wie überall, so auch hier ihr Geld mitbringen, aber die schlechten Eigenschaften ihrer Heimatländer zurücklassen.

Während ich in meiner Karriole höher und höher in das Grönsdalselvs-Thal hinauffuhr, kehrte ich in jedem Bauernhose, an dem wir vorbeikamen, ein, um den Besitzer zu begrüßen und ein Glas Milch oder eine andere Erfrischung zu genießen, welche die Gastfreundschaft jederzeit für den Besucher bereithält. Nach Landesbrauch erklärte ich, wer ich sei, woher ich komme und wohin ich wolle. So hatte ich Gelegenheit, über die katholische Religion zu sprechen und auf die zahlreichen Fragen bezüglich unserer hl. Kirche zu antworten, welche mir regelmäßig vorgelegt wurden. Diese Neugierde des Volkes gestattet uns, auf allen unsern Reisen in der natürlichsten Weise von der Welt Propaganda zu machen, eine Unzahl von Vorurteilen zu zerstreuen und dadurch der Wahrheit den Weg zu bereiten. Man braucht sich dabei gar keinen Zwang anzuthun, weil in allen Kreisen der norwegischen Gesellschaft die Religion ein Lieblingsthema der Unterhaltung bildet. Niemals macht jemand das Christentum lächerlich; dadurch würde er sich bei der guten Gesellschaft selbst in Acht und Bann erklären. Die angeborene Intelligenz des Norwegers und die Vielseitigkeit seiner Kenntnisse bilden schätzenswerte Hülfsmittel bei diesen vertraulichen Unterhaltungen.

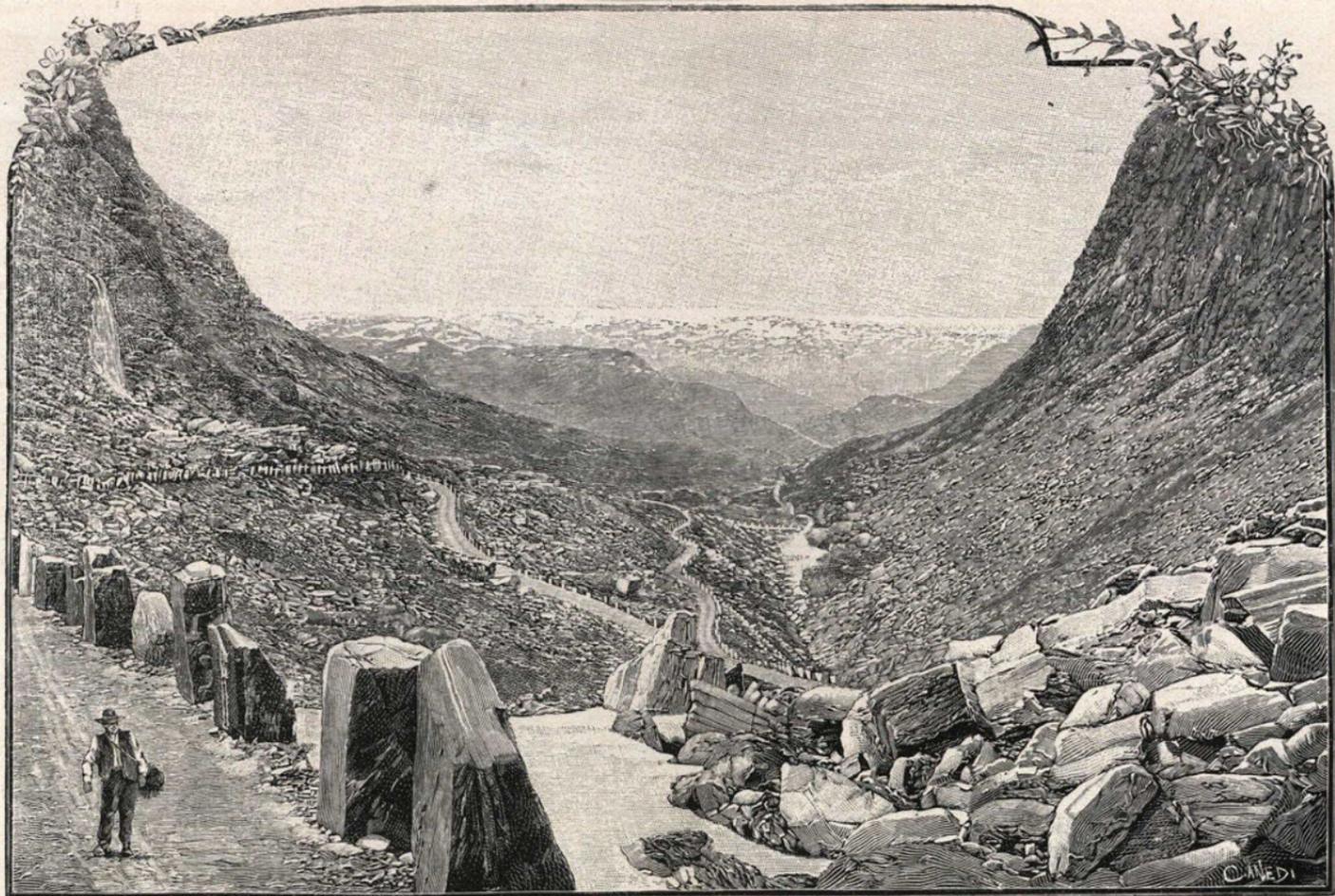
4. Bildung in Norwegen.

Norwegen nimmt hinsichtlich der Entwicklung des Unterrichtswesens eine der ersten Stellen in Europa ein. Es hat vortreffliche Lehrer, und trotz der weiten Wege, welche die Kinder zurücklegen müssen, um zu den Gemeindeschulen zu kommen, ist der Schulbesuch ein äußerst reger. Was die Schule nicht zu leisten im Stande ist,

das ersehen die Eltern, zumal die Mütter während der langen Winterabende. Lesen und schreiben kann jeder. Es giebt in Norwegen keine Pförtnerwohnung und keine Husmandshütte, die nicht ihre Zeitung hielte. Dazu kommt, daß der Norweger viel herumreist in aller Herren Ländern, und daß seine 8000 Handelsschiffe ihm Gelegenheit bieten, die entlegensten Winkel der Erde kennen zu lernen. Überdies läßt der Staat fortwährend Wanderlehrer durch das Land reisen, um den Bauer mit den neuesten landwirtschaftlichen Erfindungen und Verbesserungen bekannt zu machen, den Fischer mit den letzten Entdeckungen in dem Gewerbe, das ihn nähren muß, den armen Husmand mit der Bildhauerei und Holzschnitzerei, seine Frau mit der Kunst, Gegenstände zu weben und zu sticken, die nach allen Erdteilen ausgeführt werden, den einfachen Landmann endlich mit dem Geheimnis, jene herrlichen Filigranarbeiten auszuführen, die den Pariser Goldschmied in Entzücken setzen. Man begreift deshalb, daß der Arbeiter im Weinberge des Herrn, um in Norwegen mit Erfolg wirken zu können, einen mehr als gewöhnlichen Vorrat an Bildung und Kenntnissen mitbringen muß, und daß unsere katholischen Schulen ein Lehrpersonal ersten Ranges verlangen, um den Anforderungen des Landes zu genügen und von den öffentlichen Schulen nicht überflügelt zu werden.

5. Im Gebirge.

Wir haben den letzten Bauernhof verlassen. Von Zeit zu Zeit tauchen noch vereinsamte Scheunen auf, in denen der Bauer während des Sommers das auf einem fruchtbaren Streifen Landes geerntete Heu unterbringt in der Hoffnung, daß der Winter ihm einen Weg bahnen werde, um es auf den Hof zu schaffen. Wir haben die Region der Tannenwälder hinter uns, und das Auge findet nichts mehr, worauf es ruhen könnte, als nur verkrüppelte Birken. Auch diese verschwinden bald. Das Panorama erweitert sich. Der Blick schweift hinaus über die Schnee- und Eisfelder des Folgefondens und verliert sich über eine Menge leuchtender Bergspitzen, die den Horizont im Norden begrenzen. Wir steigen noch fortwährend. Die Straße durchschneidet das Seljestadjuv, eine tiefe, wilde Schlucht,



Seljestadjuv mit dem Folgefonden im Hintergrunde.

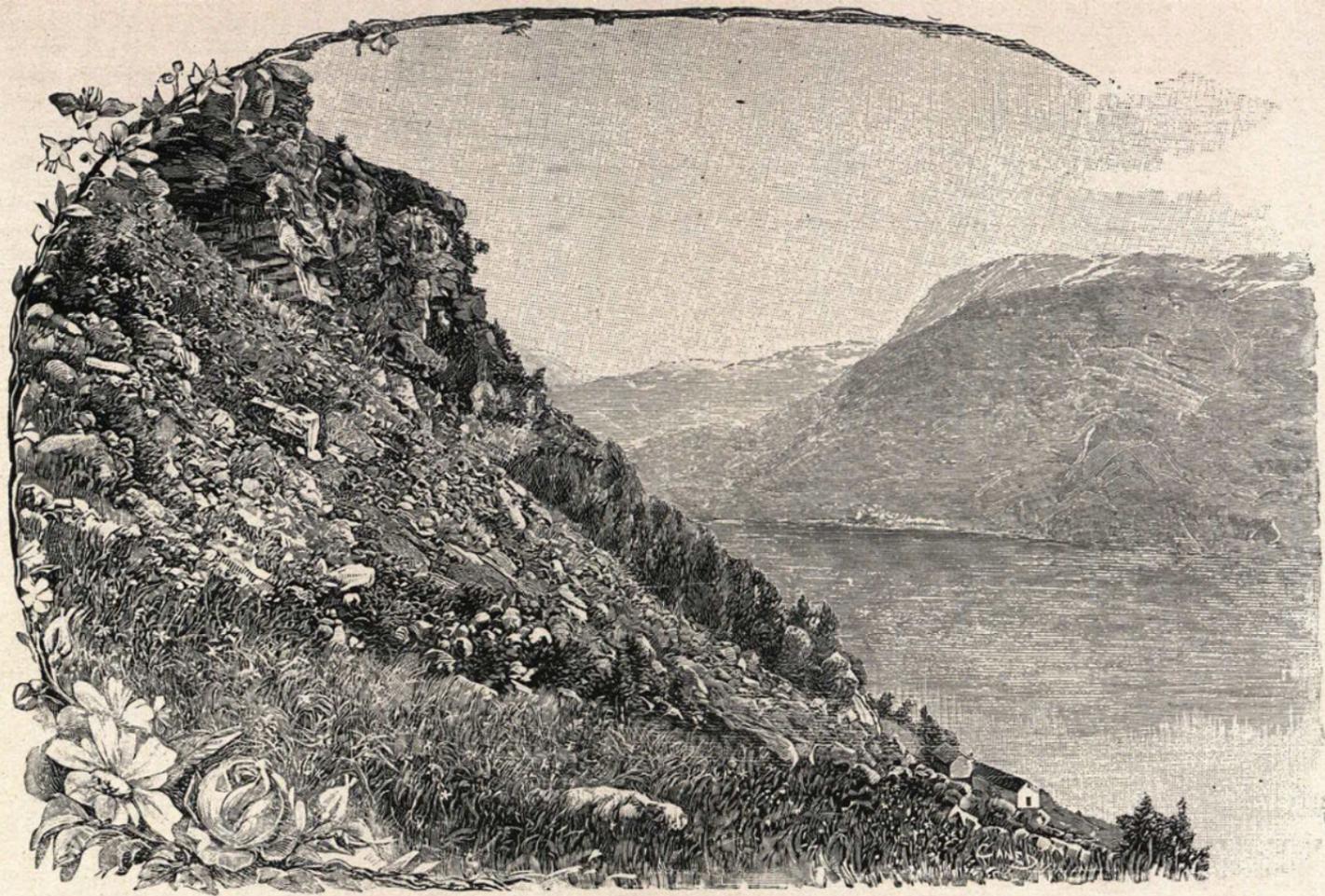


Tunnel unter dem Schnee.

schlängelt sich am Gesteck hinan, geht an einem lärmenden Wasserfall vorüber und führt uns endlich nach Seljestad, einer einsamen Vorspannstation in einer Wüste von Steinen. An diesen Stationen hat der Reisende das Recht, jederzeit, bei Tage wie bei Nacht, gegen eine festgesetzte Taxe — gewöhnlich 17 Ore = 20 Pfennige pro Kilometer — eine Karriole und ein frisches Pferd zu fordern. Auch kann er sich dort stärken und übernachten. Nach einer einfachen Mahlzeit bestieg ich meine neue Karriole und fuhr gleich wieder ab. Die Straße steigt in Schlangenwindungen höher und immer höher. Bald verschwindet sie in einem von zwei riesigen Felsen gebildeten Thore. Mit Schaudern bemerkte ich zu meiner Rechten einen furchtbaren Abgrund, der mit einem schwarzen See gefüllt ist, in welchen ein Wasserfall hinabstürzt. Zu meiner Linken, teilweise über meinem Haupte, erhebt sich eine bis in die Wolken ragende Granitwand. Ein Fehltritt des Pferdes, und wir sind verloren. Indes das Tier kennt seinen Weg und eilt im Galopp vorwärts, wie wenn es in Christiania über das Pflaster trabte. Nach und nach gewöhnt sich das Auge an die schaurige Umgebung: kein Baum mehr, nicht das winzigste Grashälmlchen, nichts als aufeinandergerürmte Steinblöcke, geschwärzt durch die Nebel und das Schneewasser, das fortwährend an den Wänden derselben herunterstürzt. Hier gähnende, anscheinend bis in das Innere der Erde dringende Spalten, aus denen geheimnisvolle Sturzbäche brüllend hervorbrechen, dort Felsklüfte, gefüllt mit Eis und Schnee, die bis in den September hinein der Kraft der Sonne widerstanden haben. Da oben auf den Granitkuppeln wirft der ewige, fleckenlose Schnee die Strahlen der Sonne zurück und blendet das Auge. Um aus diesem Thale, welches an Schönheit mit dem Tremolathale wetteifert, herauszukommen, übersteigt die Straße auf Umwegen die Riesenmauer, welche den Ausgang nach Süden versperrt. Je höher man steigt, desto mehr erzittert man, wenn man seine Blicke hinabwirft in diese schauerlichen Tiefen, und denkt mit Entsetzen an die armen Reisenden, welche gezwungen sind, diesen Weg mitten im Winter zurückzulegen, wenn die Straße mit Eismassen bedeckt ist, wenn auf allen Seiten Lawinen sie zu zerschmettern drohen, und wenn die Wut der Stürme sich über ihren Häuptern entfesselt. Und doch ist es nur auf diesem Wege möglich gewesen, den ganzen Süden Norwegens mit den Fjorden des Westens und mit Bergen zu verbinden.

Endlich haben wir den höchsten Punkt der Straße erreicht beinahe 1000 Meter oberhalb Odde, des Ausgangspunktes unserer Reise. Am Ufer eines Bergsees machten wir Halt, damit das Pferd sich etwas verschlaufen könnte. Im Augenblicke, wo ich ausstieg, senkte sich die Karriole plötzlich nieder; eine Schraube hatte sich unterwegs losgelöst. Bleich vor Schrecken fragten wir uns, was aus uns geworden sein würde, wenn die Katastrophe fünf Minuten früher eingetreten wäre: wir wären unrettbar verloren gewesen. Aber der Schutzengel hatte über uns gewacht. Sobald der Bursche die Karriole wieder in Ordnung gebracht hatte, begann unser Abstieg auf der Südseite. Zu unsern Füßen läuft die Straße, einer endlosen Schlange gleich, in tausend Windungen in das Horrebräkkene-Thal ein und verliert sich am Ufer des Røldalsvands, der mit steilen, in ihren düstern Tannenmantel gekleideten Hügeln umrahmt ist. Zur Rechten stürzt ein Wasserfall mit einem einzigen Sprunge über das Granitgestein des Thales in die Tiefe, aus welcher eine durch die letzten Strahlen der Sonne vergoldete Wolke zum Himmel emporsteigt. Im Hintergrunde taucht der majestätische Ke gel des Bredfonds aus den Fluten des Sees empor so hoch, bis seine schneebedeckte Spitze in den Wolken verschwindet. Und dieses ganze Gemälde, dessen Schönheit selbst den Ungläubigen zur Anbetung des Schöpfers zwingen müßte, ist überströmt von einem Meere purpurnen Lichtes. Wie schön ist es, unser teures Norwegen, wie würdig der Lieder seiner Dichter!

Bergabwärts durchslog der Gaul den Raum. In weniger als einer Stunde hielt er an der Thüre des Bredfond-Hotels, welches der Touristenklub von Stavanger hier kürzlich hat errichten lassen, um den Reisenden, die von Stavanger nach Odde wollen oder die Røldalstraße einschlagen müssen, ein bequemes Unterkommen zu bieten. Nach einer so langen Fahrt hätte ich wohl eine etwas längere Ruhe verdient. Um jedoch keine Zeit zu verlieren, war ich am folgenden Morgen um 5 Uhr bereits wieder unterwegs. Im Gasthose hatte ich Erkundigungen eingezogen bezüglich meiner Reise ins Sättersdal. Der Gastwirt sah nach dem Thermometer, welches während der Nacht 20 Grad gefallen war, und dann nach dem Barometer, welches Schnee anzeigte. Daraufhin erklärte er mir, er wolle sich nicht zum Mitschuldigen eines Selbstmordes machen, indem er mich in diese Berge hineinschickte während dieser Jahreszeit, wo ich ganze Tage hindurch auf ungangbaren Pfaden zu Pferde



Der Rödalsvand.

fügen müßte, wo ich kein anderes Unterkommen finden würde als verfallene Hütten, und wo der Schnee mich jeden Augenblick begraben könnte. Er beschwor mich, auf alle Fälle zu Näs, am Ufer des Suledalsvands, wo die ins Sätersdal führenden Fußwege von der Straße nach Stavanger abbiegen, umsichtige Führer zu Rate zu ziehen. Desungeachtet setzte ich meine Reise fort, zunächst den Røldalsvand und dann den Bratnäseld entlang, der die Gewässer des Røldalsvands in den Suledalsvand leitet. Etwa ein Kilometer von dem letzteren See dringt der Fluß in eine großartige, von Felsen überdachte Schlucht ein, in deren Tiefe die Wasser sich mit einem wahren Höllenlärm von Abgrund zu Abgrund stürzen. Und gerade in die Flanken dieser in der Luft schwebenden Felsen hat man die Straße gebrochen. Inmitten dieses Höllenspektakels und angefichts dieser Schlünde mußte ich die Augen schließen, um nicht vom Schwindel ergriffen zu werden. Und wenn ich nicht schon vor Kälte gezittert hätte, ich hätte vor Schrecken zittern müssen, obwohl man behauptet, daß ich keine Furcht kenne.

Zu Näs stellte ich neue Erkundigungen an, wie ich ins Sätersdal gelangen könnte, um dort das Kind zu taufen. Die Frage war bald gelöst. Die Führer erklärten, sie verspürten keine Neigung, mir zum Vergnügen ihre Kinder zu Waisen zu machen, falls es etwa für mich ein Vergnügen sein sollte, das Schicksal dreier Jäger zu teilen, welche bei der Jagd auf wilde Elentiere in diesen Bergen vor einigen Tagen umgekommen sein müßten. Denn trotz aller Bemühungen der ganzen Gemeinde hätte man sie bisher noch nicht wieder auffinden können. Dabei stellten sie mir zugleich die vermeinte Tochter eines dieser unglücklichen Jäger vor.

6. Ein Bergsee.

Solchen entscheidenden Gründen mußte ich mich fügen. Ich beschloß daher, nach Stavanger zu fahren und den Priester von Christianssand ins Sätersdal zu schicken, weil das letztere allein von Christianssand zu erreichen ist. Zum Glück war der kleine Dampfer, welcher den Suledalsvand befährt, zur Stelle und im

Begriffe nach Osen, am Ausflusse des Vogens aus dem See, abzufahren. Ich mußte freilich das Boot mit einigen hundert Ochsen und Kühen teilen, welche die Bauern nach Stavanger sandten, von wo sie nach England befördert werden sollten.

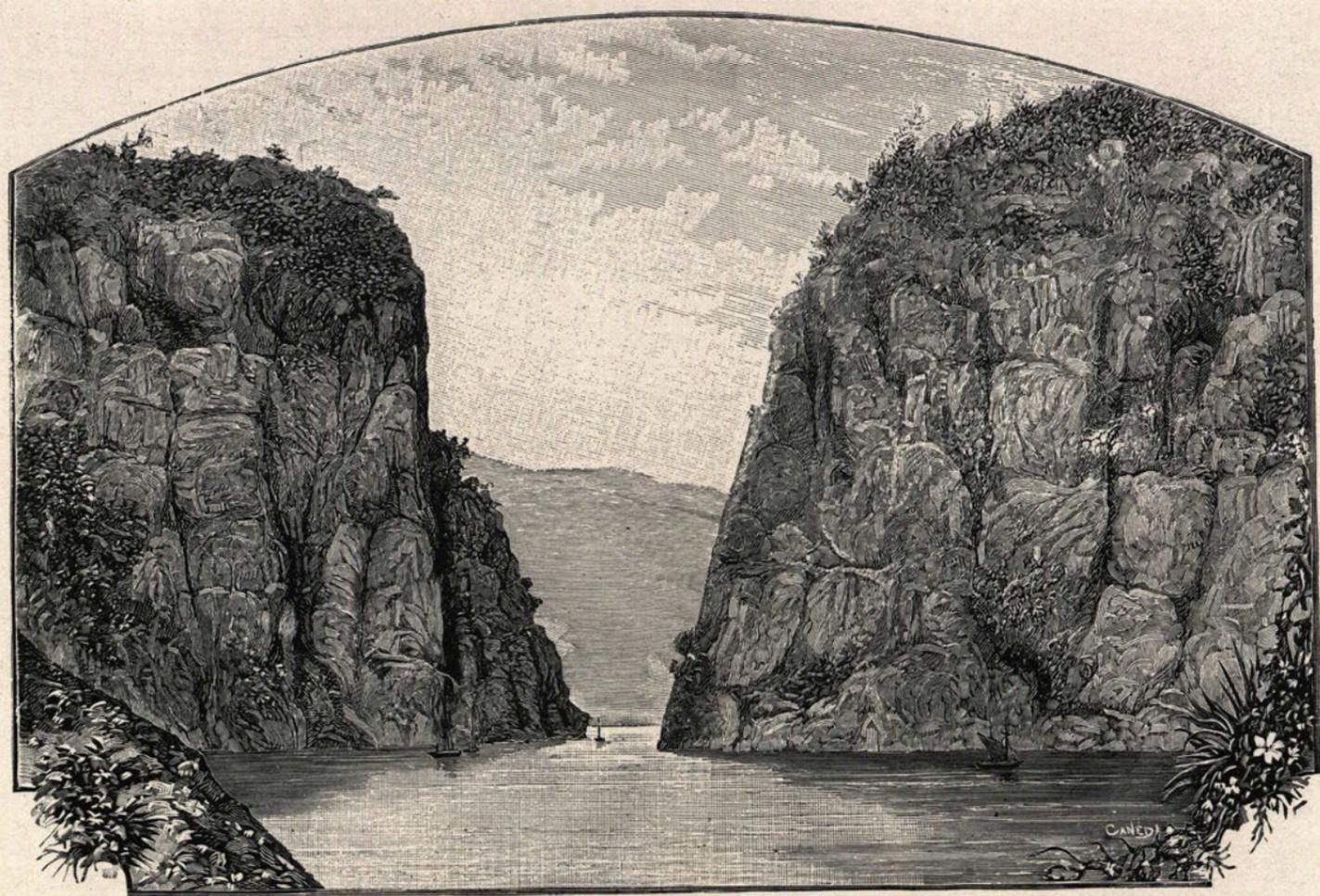
Wer sich eine Vorstellung vom Toten Meere machen will, der braucht nur den Sulebatsvand zu sehen. In seiner ganzen Länge von 20 Kilometern zeigt er nichts als nackte Felsen, an welchen hier und da ein dürre Strauch seine Wurzeln anklammert. Aber woher kommen denn alle die Leute, die an jedem Landeplatze das Boot besteigen? Mein Nachbar erklärt mir, daß in der anscheinend keinen Ausweg bietenden Felswand zahlreiche Breschen als Zugänge dienen zu ebensoviele fruchtbaren Thälern. Mit einem Male verengt sich der See und verliert sich zwischen zwei senkrecht aufsteigenden Felsen von mehr als 100 Meter Höhe. Man nennt diesen Engpaß das Sulevandssthor. Wir fahren hindurch und landen bald darauf bei Osen.

Hier sind wir mitten im Lande der Touristen. Ein ganzer Trupp von Mietkutschern stürzte auf die Passagiere los und bot sich an, sie ans Meeresufer zu bringen, nach Sand, 19 Kilometer weit. Meine Reisegefährten von der „gehörnten“ Rasse waren die einzigen, welche den zudringlichen Einladungen dieser liebenswürdigen Briganten entgingen. Eigentlich sollte ich das Wort „gehörnt“ nicht auf unsere Rindviehrasse anwenden; denn unsere Ochsen und Kühe, die alle sehr klein sind, ähnlich wie unsere Pferde und Ziegen und Schafe, sind ganz hornlos.

Ohne es zu merken, fand ich mich in einer niedlichen Kalesche sitzend wieder, ehe ich Zeit gehabt hatte, auch nur ein Wort mit dem Kutscher zu wechseln. Ihn beim Kragen fassen und auffordern, mit seinem Gefährt zu halten, war eher gethan als gesagt.

„Ich wünsche eine einfache Karriole und nicht diese Kalesche,“ rief ich.

Im Nu war ein Duzend Karriolen zur Stelle, um sich der Beute zu bemächtigen, die im Begriffe war, ihnen zu entweichen. Ein Peitschenhieb nach rechts, ein anderer nach links und ein dritter an die Adresse des Gauls, und siehe da! mein schneidiger Schwager war auf und davon.



Das Sulevandsthor.

„Du sollst die Kalesche zu demselben Preise haben wie eine Karriole;“ rief er mir zu, „behalte mich nur!“ — In Norwegen duzen die Leute aus dem Volke jedermann.

Die Touristenfaison war vorüber und es gab nicht viel mehr zu erprellen. Ich fügte mich auch schon leicht; ich fand sogar, daß eine Kalesche selbst für einen Missionsbischof viel anständiger war; nur durfte er nicht so arm sein wie ich. In aller Ruhe und Bequemlichkeit genoß ich jetzt während der Fahrt die herrlichen Landschaftsbilder, welche jeden Augenblick vor mir auftauchten, besonders als wir uns der Stadt Sand näherten, wo die Wasserfälle Grovfjos und Skotifjos am Eingange einer lachenden und fruchtbaren Ebene mit dem Meere im Hintergrunde sich zu einem bezaubernden Gesamtbilde vereinigen. Zu Sand wartete das Boot auf uns, der prächtige Rysfløe, und bald schwammen wir dahin zwischen villenbedeckten Inselchen und durch ein Labyrinth von Fjorden und Engen der Stadt Stavanger zu, die ich so traurig und niedergeschlagen verlassen hatte.

7. Beginn einer Missionsstation in Stavanger.

Auch jetzt war ich nicht freudig gestimmt; denn ich glaubte, diese ganze, so lange und so kostspielige Reise umsonst gemacht zu haben. Und doch war es die Vorsehung gewesen, die mich wider Willen nach Stavanger zurückgeführt hatte, um ihre Pläne ins Werk zu setzen. Wie ich schon erwähnt habe, war es mein Wunsch, diese bedeutende Bischofsstadt mit einer Kapelle zu versehen. Die Hauptschwierigkeit war, einen passenden, für unsere höchst ärmlichen Verhältnisse nicht zu teuren Baugrund zu finden. Und siehe da! Im Gasthose erfuhr ich, daß die Regierung, welche die thatsäcliche Eigentümerin sämmtlicher vormals der katholischen Kirche geraubten Güter ist, beabsichtigte, den im vornehmen Stadtviertel belegenen Garten des ehemaligen Domkapitels zu veräußern und zwar parzellenweise als Baupläze zu verkaufen, daß aber in Folge einer großen finanziellen Krise sich kaum Käufer fänden. Gleich am folgenden Tage begab ich mich zu dem Geschäftszimmer des mit dem Verkaufe beauftragten Beamten. Man zeigte mir ein wunderschön gelegenes Grundstück, und der verlangte Kaufpreis war so mäßig, daß ich Mühe hatte,

einen Freudenschrei zu unterdrücken. Dazu konnte der Kaufschilling in einzelnen, auf 25 Jahre verteilten Raten abgetragen werden. Ich kaufte unverzüglich. Noch ehe ich die Stadt verlassen hatte, brachten die Zeitungen die Nachricht, daß die Katholiken in Stavanger eine Kirche bauen würden. So weit indes waren wir leider noch nicht; denn ich hatte noch keinen Heller, um den Bau beginnen zu können. Aber die Vorsehung wird uns Wohlthäter zusenden zur Aufführung eines Gotteshauses auf diesem alten katholischen Boden, den sie uns so ganz wider Erwarten verschafft hat.¹⁾ Sie hat schon mehr gethan. Als unsere Krankenschwestern zu Bergen von meinem glücklichen Kaufe hörten, jammerten sie, daß ich nicht neben unserer zukünftigen Kirche ihnen einen Platz gesichert hätte, wo sie mit der Zeit ein Hospital errichten könnten. Ihr Bedauern war ganz erklärlich; aber ich durfte kaum hoffen, meinen Fehler wieder gutzumachen, wenn es ein Fehler war, sich auf das unumgänglich Notwendige zu beschränken, um eine noch so schwache Mission nicht mit Schulden zu belasten. Nun aber hat der Nachbar unsers Grundstücks mich vor einiger Zeit gebeten, sein Besitztum unter denselben günstigen Bedingungen anzukaufen. Ich habe mit beiden Händen zugegriffen, und so ist auch der so wohlberedigte Wunsch der Schwestern erfüllt. Sie werden übrigens leichter zu ihrem Hospitale kommen, als wir zu unserer Kirche. Denn überall, wo wir Schwestern haben, vergüten die einigermaßen bemittelten Kranken, vor allen die Protestanten, in großmütiger Weise die ihnen von den Schwestern geleisteten Dienste. Daher finden sie nach Überwindung der anfänglichen Schwierigkeiten nicht bloß ihr Auskommen, sondern können auch die bei der ersten Einrichtung gemachten Schulden nach und nach abtragen. Bei der Mission tritt das Gegentheil ein. Je mehr sie sich ausdehnt, desto höher steigen die Bedürfnisse, weil ihre Anstalten, anstatt etwas einzubringen, doppelte Kosten verursachen, bis später die Stationen so bedeutend werden, daß die Katholiken ihre kirchlichen Bedürfnisse aus eigenen Mitteln bestreiten können.

¹⁾ Zwei Jahre später erhielt Stavanger ein hübsches Holzkirchlein im altnordischen Stile, ein schönes Hospital und einen eigenen Missionspriester. Der Uebersetzer.

8. Missionsausgaben.

In diesem ultracivilisierten Lande, wo der wirkliche Wert einer Krone, deren Nennwert 1,13 Mark ist, nur eine Mark beträgt, sind die Kosten für die Erbauung und Instandhaltung der Kirchen, Priesterwohnungen und Schulhäuser, sowie für den Unterhalt des Missionspersonals wahrlich nicht gering. Leider herrscht in Norwegen ein grenzenloser Luxus. Vor allem, was nach Armut aussieht, hat man keine Achtung. Es ist ähnlich wie in den Vereinigten Staaten. Um sich also nicht der Verachtung auszusetzen und dadurch ihre Amtsthätigkeit fruchtlos zu machen, müssen unsere Missionäre in allem, was nach außen hervortritt: Wohnung, Kleidung, Mobiliar, Reisen zc. eine scheinbare Wohlhabenheit an den Tag legen. Zu dem Ende legen sie sich in ihrer Häuslichkeit heldenmütige Opfer auf, von denen niemand eine Ahnung hat. Aber unser rauhes Klima und besonders unsere Winter, die in der Hälfte des Landes länger als 9 Monate dauern, schreiben diesem Opfergeiste harte Grenzen vor. Dazu kommt die unermessliche Ausdehnung der jedem Priester zugewiesenen Bezirke, die endlosen Reisen über Berg und Thal, zu Wasser und zu Lande, welche diese Entfernungen notwendig mit sich bringen. Keine einzige unserer Missionsstationen ist kleiner an Umfang als ein preussischer Regierungsbezirk, manche sind zehnmal so umfangreich. Die Schulen insbesondere verursachen enorme Kosten. Gott sei Dank! die wahrhaft freisinnige Gesetzgebung gewährt uns volle Freiheit, katholische Schulen zu gründen und einzurichten, in denen weder der Staat noch die Gemeinde etwas zu sagen hat. Für die katholischen Schulen ist der Bischof der einzige Gesetzgeber. Er stellt den Lehrplan auf; er führt die Aufsicht; er erteilt den Lehrern und Lehrerinnen ihre Bestallung; er stellt die Lehrpersonen an und setzt sie ab. Dafür muß er aber auch für sämtliche Kosten aufkommen. Weil das Gesetz die Katholiken von den Unterhaltungskosten der Gemeindeschulen, die von Rechts wegen protestantisch sind, befreit, so müssen sie auch die Kosten für die Unterhaltung ihrer eigenen Schulen selbst aufbringen. Sehr viele von den Eltern unserer zahlreichen protestantischen Schüler tragen gleichfalls dazu bei. Aber der Löwenanteil fällt dem Bischofe zu, dem Oberrentmeister und Oberbettler der Mission. Eine Einrichtung vor allen legt uns große Opfer auf. Die Kinder der außerhalb der Stationen

zerstreut wohnenden Katholiken können selbstverständlich nicht die protestantischen Schulen besuchen. Deshalb sind wir gezwungen, dieselben in zwei Anstalten unterzubringen, von denen die eine zu Christiania, die andere zu Hammerfest sich befindet. Dort müssen wir ihnen bis zur Firmung eine katholische Erziehung geben. Weil nun die Eltern dieser Kinder durchweg arm sind, so müssen wir die Kinder auch noch beköstigen und kleiden, was alljährlich eine enorme Ausgabe verursacht. Wenn wir es aber nicht thäten, dann würde die Mehrzahl dieser Kinder für die Kirche unfehlbar verloren gehen.

IV. Kapitel.

Von Stavanger nach Christiania durch Telemarken.

1. Telemarken.

Mein nächstes Reiseziel ist Porsgrund, wo ich schon lange zur Visitation erwartet werde. Der Ort läßt sich von Stavanger zu Wasser und zu Lande erreichen. Im ersten Falle hätte ich von neuem um den ganzen Süden Norwegens herumfahren müssen. Ich wählte daher den Landweg durch Telemarken, der viel kürzer und schöner, allerdings auch mühseliger ist. Wollte ich diesen Weg beschreiben, so müßte ich die Schilderung meiner Fahrt von Odde nach Sand wiederholen und erzählen von zahllosen Seen, von schneebedeckten Bergen, von schäumenden Wasserfällen, von entzückenden Landschaftsbildern, von einsamen Bauernhöfen, von steinbesäeten Wüsten und kühnen Straßen über finstere Abgründe, in deren Tiefe reißende Ströme die gefälltten Baumstämme abwärts befördern. Nach dreitägiger Reise erreichte ich Dalen, eine kleine Ortschaft im Herzen von Telemarken, am westlichen Ende des Bandaksvands. Voll Staunen sieht man im Hafen von Dalen, mehrere hundert Kilometer vom Weltmeere entfernt, große Boote schaukeln, die man schon im Hafen von Christiania gesehen hat. Man hat es nämlich dahin gebracht, durch bewundernswerte Schleusenkanäle eine ganze Anzahl von Seen, z. B. den Bandaksvand, den Hvidesjö, den Flavand und den Nordjö untereinander und mit dem Meere zu verbinden. Ich machte deshalb den Rest der Reise mit dem Dampfer bis zur schönen Stadt Skien, wo die Gewässer von ganz Telemarken sich in das Skienfjord ergießen, das eher einem Flusse als einem Meeresarme ähnlich sieht. Dieser Teil der Reise ist nichts weniger

als langweilig. An Bord des Dampfers kann man mit voller Muße die prächtigen Nationaltrachten der Bewohner Telemarkens studieren, besonders die der Frauen, welche durch die Schönheit der Stickereien auf fleckenlos weißem und blutrotem Grunde und durch den Reichtum des Geschmeides das Auge blenden. Rings herum erfüllen bewaldete Gebirgsketten uns mit Bewunderung und Entzücken. Auch das Arbeiten der Schleusen reizt unsere Neugierde, und jeder Wasserfall zeigt, mit welcher Kunst das menschliche Genie diese unzähligen Wasserstürze der Industrie dienstbar gemacht hat.

2. Industrie des Landes.

Einige meiner Leser denken ohne Zweifel, daß die Söhne der alten Normannen, nachdem sie das edle Geschäft der Seeräuberei aufgegeben, sich ausschließlich mit dem Fischfange, mit der Bebauung ihrer Felder und der Besorgung ihrer Herden abgeben. Andere, welche Gelegenheit gehabt haben, in den Theatern von Paris die schmachtenden Stücke unserer Dichter und in der Gemäldeausstellung die Schöpfungen unserer Maler zu bewundern, dürften sogar der Meinung sein, daß die Norweger nur von Poesie leben, indem sie den Ruhm ihrer Väter besingen oder die schaurigen Schönheiten ihrer Fjorde und die Idyllen ihrer Berge auf die Leinwand zaubern. Allerdings spielen Poesie und Kunst eine wichtige Rolle in Norwegen. Die Norweger lassen sich zu leicht beherrschen von den Hirngespinnsten ihrer Dichter und Künstler, welche entweder einen ungesunden Symbolismus oder einen ungezügeltten Materialismus predigen, aber fast immer als Vorkämpfer eines grenzenlosen Radikalismus auftreten. Wahr ist auch, daß die Manie für höhere Studien, welche den geringsten Husmand dazu treibt, seine Söhne auf der Universität von Christiania die akademischen Grade erwerben zu lassen, das Land mit einem gelehrten Proletariat besetzt hat, das von nichts anderm lebt als Kunst, Litteratur und Radikalismus in der Politik sowohl als in der Kunst. Indes im großen Ganzen sind die Norweger doch vernünftig genug, um über Kunst, Wissenschaft und Idyllen die praktische Seite des Lebens nicht zu vergessen, die vorzüglich in der Industrie zum Ausdruck kommt.



Gervais & Co. Lyon

Bauer aus Telemarken in der Landestracht.



Die Norweger haben begriffen, wie groß die Macht der Vereinigung ist, um ihre Landesprodukte zur Verwertung zu bringen. Es giebt kaum eine Gemeinde, die nicht ein halbes Duzend Dampfmolkereien besäße, in denen man aus der Milch der vereinigten Bauernhöfe Butter und Käse bereitet, welche dann nach allen Weltteilen versandt werden. Neben diesen Molkereien (meierier) bestehen Konservenfabriken, in welchen unsere köstlichen Fische, unser Wild, ja sogar unsere Ochsen und Schafe in luftdicht verschlossenen Büchsen verpackt werden für die Feinschmecker des Kontinents. Selbst unsere zahlreichen Beerenarten mit ihrem unvergleichlich würzigen Dufte finden in Fässern und Büchsen oder auch in der Form von norwegischem Champagner ihren Weg nach London, Paris und Berlin. Was die Forstindustrie angeht, so ist es unmöglich, die Fabriken zu zählen, welche die Produkte unserer Wälder, sei es als Balken und Bretter, roh oder behobelt, oder als Schweizerhäuschen und Sommerwohnungen, oder als Cellulose, die heutzutage den hauptsächlichsten Rohstoff für die Papierfabrikation bildet, oder endlich als Schiffe und Rähne für den Export verarbeiten. Sogar unser Granit wird ausgeführt, und wenn ich nicht irre, so werden die kürzlich im Nordlande entdeckten Marmorlager, deren die Industrie sich unverzüglich bemächtigt hat, bald dem carrarischen und dem griechischen Marmor Konkurrenz machen. Hierzu kommen unererschöpfliche Minen von Kupfer, Nickel, Blei, von ausgezeichnetem Magneteisenerz, von Silber und andern gesuchten Metallen, welche alle ebenso eifrig als geschickt ausgebeutet werden. Wenn man die mächtigen, von Wasserfällen getriebenen Turbinen ansieht und die himmelanstrebenden Schloten, deren Qualm die entzückenden Landschaften Telemarkens verdunkelt, dann muß man gestehen, daß der Realismus selbst der Poesie Abbruch gethan hat. Der Telegraph verbindet den bescheidensten Fischerhafen mit den Mittelpunkten des Handels. Die kleinste Häusergruppe, die sich den pomphaften Titel Stadt beizulegen wagt, hat ihr telephonisches Leitungsnetz. Die nördlichste Stadt der Welt, der Flecken Hammerfest, hat elektrische Beleuchtung, welche ihn die langen Winternächte vergessen läßt. Norwegen ist also in industrieller Beziehung hinter andern Ländern nicht rückständig. Eines nur fehlt ihm, die Kohle. Diese muß von England eingeführt werden. Man hat zwar in jüngster Zeit auf der zur Gruppe der Westeraalen gehörenden großen Insel Andö Kohlenlager entdeckt, aber die Ausbeutung derselben hat noch nicht begonnen. Auch kann diese Kohle

jedenfalls nur dem Norden des Landes zu gute kommen, weil England dem Süden Norwegens viel näher liegt als die Westeraalen. Man macht indessen sehr merkwürdige Versuche mit dem reichlich vorhandenen Torf und hofft, daraus ein Produkt herzustellen, welches in vorteilhafter Weise die Kohle ersetzen würde. Dadurch würden zugleich die Moore, in welchen der Torf gegraben wird, für den Ackerbau erschlossen werden. Endlich wird auch die Triebkraft unserer zahllosen Wasserfälle sehr bald enorme Massen elektrischer Kraft erzeugen, welche in die Städte geleitet und der Industrie dienstbar gemacht werden. Versuche im großen Stile sollen in Christiania angestellt werden. Die Straßenbahn dort hat bereits elektrischen Betrieb.

3. Mangel an Sparsamkeit.

Mit so vortrefflichen Hülfsmitteln könnte Norwegen in der Entwicklung des Handels und der Industrie bald die meisten Länder Europas überflügeln und unerhörte Reichtümer aufhäufen. Man denke nur an die Summen, welche unsere Handelsflotte mit ihren 8000 Schiffen und 50 000 Matrosen alljährlich einbringt. Die Lofoteninjeln für sich allein z. B. schicken in guten wie in schlechten Jahren ihre 35 Millionen Stockfische ins Ausland, und die Zahl der Tonnen Heringe, welche Norwegen jährlich auf dem Kontinente, namentlich in katholischen Ländern, absetzt, übersteigt jede Vorstellung. Und doch wird das Land nicht reich und zwar deshalb nicht, weil der Sinn für Sparsamkeit gänzlich unbekannt ist. Man verzehrt heute alles, was man gestern verdient hat, und manchmal auch noch das, was man morgen zu verdienen hofft. Man versagt sich nichts. Niemand fällt es ein, an die Zukunft zu denken. Selbst die Gemahlin eines Ministers hat oft nicht so viel, um ihren Mann anständig begraben zu lassen, wenn er etwa ihr im Tode vorangeht. Um ihr aus der Verlegenheit zu helfen, müssen seine guten Freunde zusammenschließen. Bankerotte sind an der Tagesordnung, und, was noch schlimmer ist, sie thun der Achtung vor dem Geschäftsmanne, der seine Zahlungen einstellen muß, nicht den geringsten Abbruch. Es giebt keine Ersparnisse, keine Kapitalisten, keine wirklich soliden Geschäfte. Daher muß die Industrie, namentlich die Montanindustrie,



Junger Mann aus Telemarken in der Landestracht.

fast ausschließlich mit fremdem Gelde arbeiten. Ein Teil unserer Kupferminen z. B. ist in belgischen und französischen Händen, und der Engländer ist überall anzutreffen. Um der Begehrlichkeit, besonders der Engländer, welche allmählich dahin gelangt sind, sich sehr gefährliche Monopole zu sichern, einen Damm entgegenzustellen, hat sich der Staat im Jahre 1888 gezwungen gesehen, die Erwerbung von Grundeigentum, sei es für Ausländer, sei es für Gesellschaften, deren Leitung nicht in Norwegen ihren Sitz hat und deren Personal nicht ausschließlich aus Norwegern besteht, von einer königlichen Genehmigung abhängig zu machen.

4. Echter Freisinn.

Bei Gelegenheit dieses Gesetzes ist der wahrhaft freisinnige Geist der norwegischen Gesetzgebung von neuem zu Tage getreten. Bis dahin hatte die katholische Mission in Norwegen und jede unserer Stationen alle Rechte einer juristischen Person. Der Leiter der Mission konnte ohne irgendwelche Dazwischenkunft des Staates kaufen und verkaufen, und sein Nachfolger trat kraft seiner Ernennung durch den hl. Stuhl in alle seine Rechte ein, ohne daß irgend ein Auflassungsakt verlangt, und ohne daß ein Heller an Besitzwechselsteuer gefordert wurde. Ich machte also die Regierung darauf aufmerksam, daß noch auf lange Zeit die Leiter der Mission notgedrungen Ausländer sein würden, und daß somit das neue Gesetz sie in ihrer Bewegungsfreiheit rücksichtlich der zeitlichen Güter hindern würde. Mit der größten Bereitwilligkeit nahm man in den Artikel 9 des Gesetzes eine Ausnahmebestimmung zu Gunsten der Dissenters auf, die uns gestattet, ohne Ermächtigung unbewegliche Güter, Bauplätze zu Kirchen, Schulen, Pfarrhäusern und eigene Friedhöfe zu erwerben, und zwar alles selbst für den Fall, daß der geistliche Obere nicht norwegischer Nationalität ist. Unsere Unabhängigkeit in Bezug auf die zeitlichen Güter ist also unberührt geblieben. Wie weit sind unsere protestantischen Regierungen entfernt von jenem Geiste der Nörgelei, der so manche sogenannte katholische Regierungen entehrt! Die lutherische Kirche ist bekanntlich hier die Staatskirche; aber dieser lutherische Staat besteuert unsere Kirchen nicht, und sehr viele Gemeinden erheben keine Abgaben von

den Gütern unserer Spitäler. Auf die Idee aber, neue Steuerlasten zu schaffen, um die kirchlichen Anstalten zu unterdrücken, würde in Norwegen weder der Staat, noch die Gemeinde jemals verfallen sein. Ganz im Gegenteile, man studirt förmlich darauf, uns stets neue Freiheiten zu gewähren.

5. Entwicklung der katholischen Mission und ihrer Freiheit.

Zu Anfang dieses Jahrhunderts gab es dank der drakonischen Gesetzgebung, welche die dänischen Eroberer gegen die katholische Kirche erlassen hatten, keinen einzigen Katholiken in Norwegen. Erst im Jahre 1843 wurde ein katholischer Priester ermächtigt, in Christiania eine katholische Station zu gründen, und 1856 konnte man die erste katholische Kirche, die Sankt Olafskirche, eröffnen. Im Jahre 1869 wurde das Land vom apostolischen Vikariate Schweden abgetrennt und zwar zuerst als Präsektur. Diese wurde dann 1893 zum Vikariate erhoben, dessen erster bischöflicher Oberhirt ich bin seit dem Jahre 1836, wo Norwegen durch Dänemark die Reformation aufgezwungen wurde. In diesem ultralutherischen Lande ist unsere heilige Kirche gegenwärtig viel freier, als in irgend einem Staate Europas. Nach dem Gesetze über die Dissenters vom Jahre 1891 ist die Ernennung zu allen katholischen Ämtern der Kirche selbst anheimgestellt. Der katholische Priester fungiert für die Katholiken seines Bezirks als Civilstandsbeamter. Die vor dem katholischen Priester geschlossene Ehe ist staatlich anerkannt. Die Katholiken sind von allen zu Gunsten der Staatskirche zu verwendenden Steuern frei. Die Kultusfreiheit ist uns gewährleistet. Während in Frankreich Gemeindebeamte dem Priester verbieten, die hl. Wegzehrung offen zum Kranken zu tragen, können wir bei der Fronleichnamsprozession das Allerheiligste öffentlich umhertragen. Die Polizei stellt dazu das Geleite, und die Protestanten bringen uns Blumen zur Ausschmückung unserer Ruhealtäre. Wahrlich, dieses Land verdient es, die Mutterkirche wiederzufinden, von welcher die hinterlistige Tücke und die Gewaltthätigkeit des Fremdlings es vor 300 Jahren wider seinen Willen getrennt haben. Eine einzige Freiheit nur fehlt uns noch. Die Verfassung verbietet den Ordensleuten, besonders den Jesuiten, nicht

zwar zu predigen, wohl aber in Norwegen sich niederzulassen. Ich darf jedoch mit Genugthuung hinzufügen, daß die Kammer sich bereits mit der Abschaffung dieser veralteten Bestimmung befaßt, und sie wird ohne Zweifel verschwinden.¹⁾

6. Eine Matrosenmesse.

Während ich diese Einzelheiten berichte, ist unser Schiff bei den Schleusen von Stien angekommen. Hier hatte ich die Wahl, entweder die Eisenbahn zu benutzen, die mich in zehn Minuten nach Forsgrund bringen würde, oder ein Stündchen zu opfern, um mittels eines kleinen Dampfers dahin zu fahren. Ich wählte das letztere, da ich auf halbem Wege einen französischen Dampfer treffen sollte, der mit dem Verladen von Holz beschäftigt war. Eine halbe Stunde später saßen wir, der Kapitän, die Offiziere und ich, im Salon zu Tische. Der Kapitän gab zu Ehren des ersten Bischofes, der sein Verdeck betreten, eine Flasche Chartreuse zum besten. Diese Herren erzählten mir ihre Reisen und ließen mich die meinigen erzählen. Die Sitzung schloß mit dem Versprechen eines christlichen Stellbucheins für den folgenden Tag, der ein Sonntag war, in der Kapelle zu Forsgrund, wo ich die Firmung spenden mußte. Zu Forsgrund wartete der Pfarrer mit seinen Katholiken am Landeplage mit Ungeduld auf mich, da sie nicht wußten, was aus mir geworden sei. Am folgenden Tage waren der Kapitän und beinahe seine gesamte Mannschaft beim Hochamte zur Stelle. Nach der Predigt in norwegischer Sprache konnte ich nicht umhin, auch ihnen eine kleine französische Anrede zu halten. Die Andacht dieser braven Bretonen machte auf unsere Gläubigen einen höchst erbaulichen Eindruck. Leider tritt oft das Gegentheil ein, wenn französische Kriegsschiffe in unsern Häfen vor Anker gehen. Gleich nach der Ankunft eines Kriegsschiffes begiebt sich der Priester an Bord und teilt dem Kommandanten die Stunden

¹⁾ Zwei Jahre später wurde wirklich das Verbot der Ordensniederlassungen aus der Verfassung gestrichen. Jedoch blieben die Jesuiten ausgeschlossen, weil fälschlich behauptet wurde, sie hätten auf Madagaskar die norwegischen Missionen verfolgt. Indes ist auch ihre Zulassung nur eine Frage der Zeit. Der Übersetzer.

des Gottesdienstes mit. Die englischen und deutschen Kommandanten verabsäumen es niemals, alle ihre katholischen Mannschaften dahin zu schicken. Die Bevölkerung wird davon benachrichtigt und findet sich schon vorher an der Thüre der Kirche ein, um dieselben aufmarschieren zu sehen und die Predigt anzuhören, mag nun der Priester die wackeren Krieger auf deutsch oder französisch oder englisch anreden. Indes, wenn es sich um französische Kriegsschiffe handelt, dann wird die Erwartung der Neugierigen und unserer Katholiken regelmäßig getäuscht. Man gestattet den Matrosen wohl, ans Land zu gehen, jedoch nicht zur Zeit der heiligen Messen, obgleich sie keinen Geistlichen an Bord haben und oft monatelang keine Gelegenheit finden, eine Kirche zu besuchen und die heiligen Sacramente zu empfangen. Ich habe mich oft genug darüber bei den Kommandanten, die manchmal persönlich eifrige Katholiken sind, beschwert, aber immer lautete die Antwort: „Die Dienstordnung gestattet es nicht.“

7. Wie Forsgrund eine katholische Station erhielt.

Die Kapelle zu Forsgrund ist nichts weniger als imponant für eine Stadt von mehr als 4000 Einwohnern und die umliegenden Städte Skien, Brevik, Laurvik und Langevund, welche sämtlich von dieser Station aus versehen werden müssen. Sie befindet sich im ersten Stockwerke über dem Laden eines ehemaligen französischen Hugenotten und besteht aus zwei durch eine Thüre miteinander verbundenen Zimmern. Das eine derselben dient an Wochentagen auch als Schullokal. Und doch sind wir in Anbetracht unserer äußersten Armut schon froh, daß wir diese bescheidene Stätte haben mieten können.

Die Station von Forsgrund verdankt, ähnlich der von Stavanger, ihr Entstehen einem providentiellen Zufall. Wir hatten uns schon lange mit dem Gedanken getragen, in dieser Stadt, die den Mittelpunkt einer ganzen Plejade volkreicher Ortschaften bildet, und wo eine bedeutende Porzellanfabrik eine große Zahl katholischer Arbeiterfamilien zusammengeführt hat, eine Kapelle zu errichten. Aber woher die Mittel nehmen? Im Oktober 1888, bei meiner Rückkehr vom Festlande, trat an der Eisenbahnstation zu Korsjör in Dänemark eine Dame auf mich zu und bat um Auskunft über die Abfahrtszeiten

der Züge nach Christiania. Sie war eine Irländerin und katholisch; ihr Gemahl war gleichfalls Ire, aber protestantisch. Sie wohnten seit kurzem in der Nachbarschaft von Forsgrund. Die Dame theilte mir auch mit, daß ihr Mann ernstlich vorhätte, katholisch zu werden. Natürlich bot ich meine Dienste an, falls solche gewünscht werden sollten. Und siehe da! Am Neujahrstage empfing ich von der Dame ein Telegramm, welches mich an das Krankenbett ihres schwer dahniederliegenden Gatten berief. Ich reiste unverzüglich dahin. Der Kranke erklärte mir sofort, er sei anglikanischer Geistlicher, wolle aber als Sohn der katholischen Kirche sterben. Weil er einen schlimmen Ausgang seiner Krankheit fürchtete, so ersuchte er mich, ihn in die katholische Kirche aufzunehmen.

Ich brachte die ganze Nacht damit zu, ihn zu unterrichten. Gegen Morgen wurde er bedingungsweise getauft, legte seine Beichte ab, empfing die hl. Kommunion, die Firmung und die letzte Ölung und — stand gesund wieder auf. Dankerfüllten Herzens versprachen er und seine Gemahlin, auf ihre Kosten zu Forsgrund eine Kapelle bauen zu lassen. Gleichzeitig händigten sie mir eine kleine Summe Geldes ein, um dort ein Lokal zu mieten, dasselbe zu einer provisorischen Kapelle einzurichten und einen Priester anzustellen. Ebenso ersuchten sie mich auch, sogleich und zwar auf ihre Kosten einen Bauplatz anzukaufen. Natürlich kam ich diesem Wunsche ungesäumt nach. Binnen kurzer Zeit waren Kapelle, Schule und Priesterwohnung eingerichtet, ein Baugrund war erworben, und unsere Katholiken waren voller Jubel. Eine neue Depesche! Mein Neophyt hatte einen Rückfall bekommen und war, mit allen kirchlichen Heilmitteln versehen, gestorben. In seinem Testamente war die für den Bau der Kapelle bestimmte Summe am Rande vermerkt. Wegen eines Formfehlers jedoch wurde das Testament für ungültig erklärt. Die protestantischen Verwandten des Verstorbenen gingen mit dem ganzen Vermögen durch; die Witwe selbst wurde vor die Thüre gesetzt; um die katholische Station kümmerten die Erben sich nicht. Unsere Lage war eine verzweifelte. Aber nachdem wir uns einmal in Forsgrund niedergelassen hatten, mußten wir ausharren und die Station sogar durch Berufung der Schwestern vervollständigen. Und Gott sei Dank! wir haben die Station bis jetzt gehalten. Die Schwestern haben seitdem mit Hülfe der Protestanten selbst in der Mitte eines geräumigen Grundstücks ein Haus kaufen, ein kleines Spital einrichten und nebenbei uns einen Schuppen überlassen können,

in welchem wir im vergangenen Oktober eine etwas anständigere Kapelle nebst einem Schullokal eröffnet haben. Wir hoffen, daß der liebe Gott uns die Mittel zum Bau einer wirklichen Kapelle auf unserm prächtigen Terrain verschaffen werde. Neben dem Hospital habe ich eine Priesterwohnung gekauft, die freilich ebenso wie das Hospital erst zum Teile bezahlt ist. Aber schon jetzt ist dieselbe zum Mittelpunkte des katholischen Lebens für die ganze Gegend geworden. So leitet die göttliche Vorsehung ihre Missionare. ¹⁾

Wir hoffen auf die Hülfe der Vorsehung auch für eine andere Stadt, der wir bei der Rückkehr von Forsgrund nach Christiania begegnen werden. Wir machen uns auf den Weg und zwar diesmal mit der Eisenbahn. Unsere Eisenbahnen bieten alle wünschenswerten Bequemlichkeiten, aber leider eilen sie zu rasch an all den Herrlichkeiten vorüber, welche die Natur überall in so verschwenderischer Fülle darbietet. Schon sind wir am Ufer des Farrisvands angelangt, an dem wir eine ganze Stunde entlang fahren. Ach wie schön ist dieser See mit seinen Tausenden von Inseln, die mit dem Grün der Tannen und Birken bekleidet sind und in dem krystallhellen Wasser sich abspiegeln! Wie imposant sind diese Felsenketten, die wie mit einem Sprunge aus dem Boden des Sees emporstießen und zugleich ihr Bild in demselben zurücklassen! Wie entzückend sind diese in die Flanken der Berge eingeschnittenen Thäler, auf welche der vorbeirollende Zug einen flüchtigen Blick gestattet! Aber von welchem Schauer wird man ergriffen, wenn man beachtet, daß der Schienenweg den ganzen See entlang in eine Granitwand eingehauen ist, die zur Rechten steil emporsteigt, während sie zur Linken senkrecht in die Fluten hinabtaucht!

Die Dunkelheit der endlos aufeinander folgenden Tunnels, das Rauschen der von den Felsen herabstürzenden Gewässer in Verbindung mit dem von allen Seiten wiederhallenden Lärm des Zuges betäuben einen zuletzt vollständig, und man fühlt sich erst erleichtert in dem Augenblicke, wo der Zug in raschem Falle den See verläßt und die Stadt Laurvik erreicht.

Laurvik, die Hauptstadt des Stiftes gleichen Namens, liegt unterhalb des Wasserspiegels des Farrisvands, zwischen dem See und

¹⁾ Im Jahre 1899 erhielt Forsgrund wirklich eine hübsche kleine Holzkirche im Stile der mittelalterlichen norwegischen stavkirker. Der Überseher.



Der Farrisvand.

dem Meere und zählt 12000 Einwohner. Sie hat eine herrliche Lage nicht weit von der Mündung des großen Flusses Saagen in das Laurviksfjord und besitzt den einzigen Buchenwald, dessen Norwegen sich rühmen kann. Fichten und Tannen bilden die Hauptbestandteile unserer Wälder; dann kommen die Birke und die Ulme. Eichen begegnet man nur im Süden Norwegens, und auch hier nur in seltenen Exemplaren. Apfel-, Birn- und Kirschbäume kommen bis Trondhjem vor. Johannisbeeren, Erd- und Himbeeren finden sich sogar bis zum Nordkap.

Jenseits Laurviks passieren wir, immer am Meere entlang fahrend, Sandefjord, eine Stadt von 4200 Einwohnern, mit schwefel-, salz- und stahlhaltigen Bädern, dann Trönsberg mit 7500 Einwohnern, die älteste Stadt Norwegens. Sie bestand schon zur Zeit Harald Haarfagres¹⁾ und schickt alljährlich mehr als 50 Schiffe auf den Walfisch- und Robbenfang ins Eismeer und neuerdings sogar höher in die arktischen Regionen. Endlich folgt Holmestrand mit 3500 Einwohnern und stark besuchten Bädern. Nirgendwo eine katholische Kirche oder Kapelle!

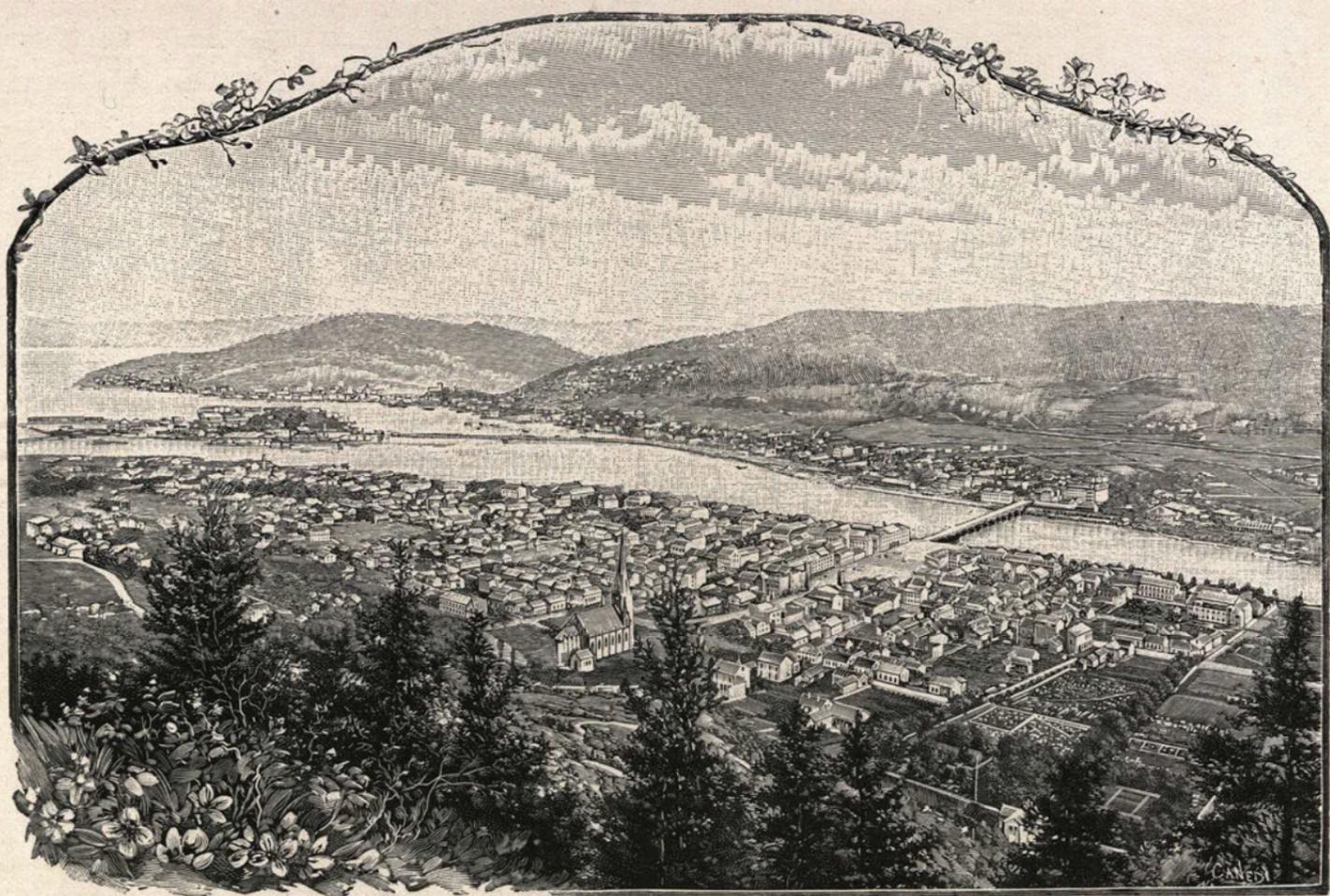
8. Auch Drammen erhält seine Station.

Nach fünfstündiger Fahrt stieg ich zu Drammen aus, einer Stadt von 21000 Einwohnern in malerischer Lage an der Mündung des großen Drammenselvs in das Drammensfjord, welches einen Arm des Christianiafjords bildet. Die Stadt verdankt ihren Wohlstand dem Holzhandel, dessen jährlicher Export 6½ Millionen Mark beträgt. Von hier führen Eisenbahnlinien nach Kongsberg, Krøderen und Randsfjord, wo zahlreiche Katholiken wohnen ohne Priester und Kapelle. Bei meinen Besuchen in den katholischen Familien wurde mir überall die Frage vorgelegt: „Hochwürdigster Herr, wann werden wir endlich einen Priester und eine Kapelle erhalten? Was soll aus unsern Kindern werden? Was wird aus uns selbst werden, wenn wir so hilflos verlassen bleiben?“ Es blieb mir nirgends eine andere Antwort übrig, als: „Betet zum lieben Gott, daß er unserer Armut zu Hülfe komme!“

¹⁾ Haarfagre = Schönhaar.

Ich selbst kann nichts thun.“ Nachdem ich diesen verlassenen Schäflein die Tröstungen unserer heiligen Religion gespendet, machte ich mich wieder auf den Weg nach Christiania. Während der Zug an der Küste hinauffuhr, wo ich gleichsam von der Höhe eines Balkons mit einem Blicke diese große Stadt überschauen konnte, da mußte ich tiefbetrübt mich selbst fragen: „Wann endlich, o Herr, wirst du meine demütigen Bitten erhören für diese Stadt und dieses umfangreiche Stift, die jeder geistlichen Hülfe beraubt sind?“ Schmerz erfüllt fand ich keinen Geschmack mehr an den entzückenden Schönheiten des Akerlandes. Christiania, sein wundervolles, mit zahllosen Inseln besäetes Fjord, die Wolke von Booten und Barken, welche die von den letzten Strahlen der Abendsonne vergoldeten Fluten durchfurchten, der Anblick des Turmes von Sankt Olaf, der aus der Ferne den armen Hirten dieses unermesslichen Landes begrüßte: alles das hatte jetzt keinen Reiz für mich. Und doch war der liebe Gott schon thätig, auch dieses Mal mich zu trösten.

Bei meiner Rückkehr mußte ich natürlich meinen beiden Amtsbrüdern von den Freuden und Leiden meiner langen Pilgerschaft erzählen. Sie priesen Gott mit mir für alles Gute, das er durch meine Vermittelung Norwegen zu erweisen sich gewürdigt hatte; aber sie trauerten auch mit mir über die gänzliche Verlassenheit so vieler Seelen, denen wir aus Mangel an Hilfsmitteln nicht beispringen konnten. Vor allen erweckte Drammen ihre schmerzliche Theilnahme, weil diese Stadt und ihr Stift unmittelbar zur Sankt Olafspfarre von Christiania gehören. Und nun faßte der Pfarrer von Sankt Olaf, ein Norweger von Geburt, einen heldenmütigen Entschluß. „Hochwürdigster Herr,“ sagte er, „wenn es Ihnen möglich ist, neben Ihren erdrückenden Arbeiten die Verwaltung meiner Pfarrei zu übernehmen, so bin ich bereit, überall, wohin Sie wollen, betteln zu gehen, um Drammen eine Kapelle zu verschaffen. Ich bin zwar in Folge der beiden jüngst überstandenen Operationen recht schwach, aber der Hirt der Hirten wird mich aufrecht halten; und sollte ich das Leben lassen müssen, ich werde nicht eher zurückkommen, als bis ich das nötige Geld für die Kapelle beisammen habe.“ Mein junger Sekretär, der zugleich Redakteur unsers kleinen Wochenblattes „Sankt Olaf“ ist, Leiter unserer Druckerei, Beichtvater der Schwestern u. s. w., unterstützte die Bitte des Pfarrers durch das Versprechen, mir nach Kräften beizustehen, obwohl das Übermaß von Arbeit auch seine Gesundheit erschüttert hatte. So nahm ich den Vorschlag an.



Drammen.

Im Mai 1894 reiste der Pfarrer von Sankt Olaf nach Belgien, wo ich viele edelmütige Freunde habe. Einige Monate früher schon war ein anderer meiner Priester, ein Franzose, der Pfarrer von Sankt Halvard, unserer zweiten Pfarre in Christiania, in sein Vaterland gereist, um Mittel zum Baue einer kleinen Kirche für seine Pfarre zu beschaffen. Ihre Abwesenheit dauerte ein ganzes Jahr. Es war ein hartes Jahr für sie wie für uns; für uns, weil der Zuwachs an Arbeit uns aufrieb; für sie, weil sie trotz übermenschlicher Mühen und Beschwerden nur je 7000 Kronen oder 8000 Mark zusammenbringen konnten. Obwohl wir für eine solche Summe in Christiania nicht einmal einen Bauplatz kaufen konnten, so hoffen wir doch, Drammen mit einem Holzkirchlein versehen zu können. Die Sorge für den Lebensunterhalt der Priester müssen wir andern Wohlthätern überlassen.¹⁾

¹⁾ Am 22. November 1899 wurde die schöne neue Holzkirche von Drammen feierlich eingeweiht. Ein Sohn der roten Erde übernahm die Pastoration der neuen Station. Am selben Tage hielten auch einige Schul- und Krankenschwestern ihren Einzug in die Dachstübchen des Priesterhauses, bis der hl. Joseph auch ihnen eine eigene Wohnung erbaut haben wird. Der Überseher.

V. Kapitel.

Christiania, die Hauptstadt des Landes.

1. Die Stadt.

Es ist Zeit, meinen Lesern auch einmal Christiania zu zeigen, die Hauptstadt des Landes und den Sitz des Apostolischen Vikars. Sie müssen nicht glauben, daß unsere Hauptstadt ein gewöhnlicher Marktflecken sei. Ja, in alten Zeiten, als sie noch den Namen Oslo führte, da war sie freilich armfelig genug. Aber mit dem Jahre 1686, wo die Einwohner selbst ihre Stadt in Brand steckten, damit sie nicht in die Hände der Schweden fiele, hat eine neue Ara für Christiania¹⁾ begonnen. Es ist jetzt eine Stadt von 175 000 Einwohnern,²⁾ die sich mit den schönsten Städten des Festlandes messen kann. Es ist die Residenz des Königs, wenn er sein Königreich Norwegen besucht, Sitz der Regierung, des Storting (der Deputiertenkammer), sowie einer blühenden Universität.

Aber damit nicht zufrieden, hat es auch seine Industrie in staunenswerter Weise entwickelt. Seine Handelsflotte zählt 400 Schiffe; der Wert der jährlich ausgeführten Güter: Holz, Feringe, Zündhölzchen, Hafer, Bier, Eis u. beträgt etwa 110 Millionen Mark, während es für 80 Millionen jährlich einführt. Seine Fabrikanlagen, besonders die Schiffswerften, sind Werke ersten Ranges. Was immer andere Großstädte aufzuweisen haben an Glanz wie an Glend, findet sich natürlich auch hier: auf der einen Seite ein Luxus sonder Grenzen, das wüste Leben und Treiben in den Theatern und Cafés

¹⁾ Wie es nach dem Erbauer, Christian IV., genannt wurde.

²⁾ Ende 1899 war die Einwohnerzahl auf 230 000 gestiegen. Der Übersetzer.



Teil von Christiania.

chantants, eine wilde Schwärmerei für Litteratur und Kunst, auf der andern Seite dagegen ein Proletariat von Sozialisten und Anarchisten.

2. Sittlichkeit der Norweger.

In Christiania, wie überhaupt in den norwegischen Städten, dürfen die Ausgelassenheit und ihre Gefährtin, die Gottlosigkeit, sich noch nicht frei hervorzwagen; sie halten sich verborgen. Aber die Sitten sind darum nicht reiner. Die Bevölkerung Norwegens ist der Unsitlichkeit ergeben, wenn auch nicht entfernt in dem Maße, wie die Bevölkerung Dänemarks und namentlich Schwedens. Das Lutherthum hat in dieser Hinsicht unheilbare Verwüstungen in Skandinavien angerichtet. Ebendeshalb sind auch Konversionen hier so schwer, viel schwerer als in heidnischen Ländern. Die Protestanten hier haben keinen gründlichen Begriff von der Erhabenheit des Katholizismus. Sie zehren zwar noch von der alten katholischen Zivilisation, schreiben aber die Wohlthaten derselben dem Protestantismus zu. Sie sind ferner von Kindheit an mit unglaublichen Vorurteilen gegen uns erfüllt. Was sie aber vor allem von der Konversion zurückschreckt, das ist nicht der Glaube, das katholische Dogma, sondern das Sittengesetz, die katholische Moral. Diese Moral können sie wohl bewundern, aber dieselbe zu befolgen, das scheint ihnen unmöglich. Luther hat sie gelehrt, daß den „Gläubigen“ keine Sünde angerechnet werde; er hat ihnen gesagt, daß die guten Werke wertlos seien und daß der Mensch jeder Autorität gegenüber frei und unabhängig sei. Wie sollten sie denn bei solchen Grundsätzen sich dazu verstehen können, ihren Willen unter das Joch des christlichen Sittengesetzes zu beugen!

3. Katholisierende Bewegung.

Glücklicherweise ist augenblicklich eine mächtige Reaktion zu Gunsten des Katholizismus im Gange, und schon giebt es eine Anzahl von gelehrten Theologen, welche die lutherischen Grundsätze offen verwerfen

und in ihren Schriften bekämpfen. So hat z. B. ein Doktor der Theologie, dessen Ansehen als Gelehrter allseitig anerkannt wird, Herr Krogh-Tonning, noch in jüngster Zeit und zwar zum Teil auf Kosten der Gelehrten-Gesellschaft von Christiania Werke veröffentlicht, die man, abgesehen von seiner Anschauung über die Hierarchie, als katholisch bezeichnen könnte.¹⁾ Diese protestantischen Theologen und Geistlichen gehen sogar noch weiter. Sie beten und lassen beten für die Wiederherstellung der Einheit der Kirche und arbeiten mit allen Kräften an der Ausrottung der alten Vorurteile gegen die Mutterkirche. Unsere Missionare sind natürlich unablässig bemüht, mittelst der Predigt und der Presse diese Reaktion zu wecken und zu nähren. Das leuchtende Tugendbeispiel und die aufopfernde Hingebung unserer Ordensschwestern unterstützt in wirksamer Weise das Wort des Priesters. Und doch läßt sich die Macht dieser Reaktion nur erklären durch das Wirken der göttlichen Gnade, welche herabgesleht wird auf dieses Land durch die inbrünstigen Gebete und die heldenmütigen Opfer so vieler Apostelseelen, welche, oft verborgen unter der Bluse des Arbeiters oder der Haube einer armen Dienstmagd, an der Zurückführung dieser edeln Völker des Nordens zur katholischen Religion arbeiten.

4. Ausichten der Mission.

Möglich ist es zwar, daß diese Rückkehr noch lange auf sich warten lassen wird. Wir werden vielleicht noch eine Reihe von Jahren hindurch unsere Konversionen nicht wie in den Heidenländern nach Tausenden, sondern nur nach Hunderten zählen.

„Wenn aber dereinst diese skandinavischen Länder und ihre Bevölkerung, so intelligent und so thatkräftig, mit Herzen so weit wie ihre Meere, in den Schoß der hl. Kirche zurückgekehrt sein werden, dann werden sie die Zierde und die Stütze der Kirche bilden.“

¹⁾ Am 13. Juni 1900 legte Dr. Krogh-Tonning unter Verzichtleistung auf ein einträgliches Amt in der lutherischen Staatskirche das katholische Glaubensbekenntnis ab. Wenige Monate vorher hatte ein anderer hervorragender Theologe, Gymnasialdirektor Sörensen, dasselbe gethan. Der Übersetzer.

So lauteten die Worte Seiner Heiligkeit, des Papstes Leo XIII., als er im Jahre 1887 mir die Hand aufs Haupt legte in dem Augenblicke, wo ich, am ganzen Leibe zitternd, von ihm hinausgesandt wurde in dieses schöne, damals mir noch ganz unbekanntes Land, dessen Oberhirte ich werden sollte. Und dasselbe hat mir Kardinal Manning, der Erzbischof von London, wiederholt, als ich bei meiner Durchreise durch diese Stadt mir bei ihm Rats erholte.

„Wenn man es nur begriffe,“ so sagte er, „welch tief religiöser Sinn in unsern nordischen Völkern herrscht, dann würde man viel größeres Interesse an ihrer Zurückführung zur katholischen Kirche an den Tag legen.“ Und er fügte hinzu: „Ich muß Sie im voraus wappnen gegen eine Versuchung, die zweifellos an Sie herantreten wird. Wenn Sie sehen, daß in Norwegen die Konversionen immer nur vereinzelt eintreten, dann werden Sie sich versucht fühlen, an sich selbst zu verzweifeln in der Meinung, Ihre Evangelisationsmethode sei eine verfehlte. Sie werden glauben, daß bei diesem Volke alle Mühe vergeblich sei. Und gerade beim Gedanken an England wird Ihnen diese Versuchung kommen. Denn Sie werden sich sagen: Wenn es schwierig ist, die Protestanten zur katholischen Kirche zurückzubringen, dann muß diese Schwierigkeit auch für England gelten. Und doch sind dort die Übertritte zahlreich. Darin aber würden Sie sich höchlich täuschen. Wir haben ja, Gott sei Dank, nicht wenige Übertritte in England; aber ihre Zahl entspricht nicht im geringsten den berechtigten Erwartungen angesichts der enormen Hülfsmittel, über welche die katholische Kirche in dem Vereinigten Königreiche verfügt. Wenn wir, zumal hier in London, an Zahl verhältnismäßig bedeutend zunehmen, so verdanken wir diese Zunahme an erster Stelle dem Umstande, daß die Ehen der Irländer reich gesegnet sind mit Kindern. Auch ist bei uns der Katholizismus niemals erloschen gewesen, während er in Norwegen nur noch in den Vorurteilen der Massen fortgelebt hat. Ferner steht der Anglikanismus dem Katholizismus unendlich viel näher, als der norwegische Lutheranismus. Und endlich besitzt die katholische Kirche in Großbritannien seit langer Zeit einen Episkopat, einen zahlreichen Klerus, unzählige Klöster und ebenso begüterte als einflußreiche katholische Familien, wohingegen in Ihrer erst von gestern datierenden Mission Sie, ein einfacher Priester und apostolischer Präfekt, ganze acht Stationen antreffen werden, die alle erst kürzlich entstanden sind, mit etwa anderthalb Duzend Priestern,

die fast alle Ausländer sind, und einigen Hundert Katholiken, die durchgängig arm und einflußlos sind.“¹⁾)

Der inzwischen verstorbene Kardinal hatte vollkommen recht, und ich bin ihm zum Danke verpflichtet für diese wertvolle Warnung, ohne welche ich den Mut verloren haben würde, anstatt geduldig und beharrlich eine bessere Zukunft vorzubereiten, eine Zukunft, deren trostverheißende Morgenröthe bereits unsere Berge vergoldet und durch die fort und fort zunehmende Zahl der Konversionen den Anbruch des heißersehnten Tages verkündet.

5. Materische Lage der Hauptstadt.

Verzeihen Sie mir diese Abschweifung! Ich sollte Ihnen Christiania zeigen, und statt dessen langweile ich Sie mit Betrachtungen über Missionen auf protestantischem Boden. Es geht dem Missionar wie einer Mutter, deren Gespräche alle mit der tief sinnigen Entdeckung schließen, daß ihr Baby das liebenswürdigste aller Kinder ist.

Unsere Hauptstadt zu beschreiben, ist übrigens nicht leicht. Dazu müßte man den Schwung des Dichters besitzen und den Pinsel des Malers beherrschen — so schön ist sie. Nicht als ob sie reich an Monumenten wäre; aber sie hat eine herrliche Lage am Abhange eines tannenbetränzten Hügel, der sich am Nordende des Christianiafjords amphitheatralisch erhebt, während das Fjord selber, sowie es der Stadt näher kommt, sich erweitert und eine Unzahl kleiner Fjorde nach allen Richtungen ausendet. Wenn Sie während einer Sommernacht zur Zeit, wo die Sonne eben unter dem Horizonte verschwindet, Ihre Blicke schweifen lassen über dieses Häusermeer und die klare See, die mit blumigen, villenbedeckten Inseln besäet ist und alle die violetten und purpurnen und azurblauen Schattierungen des Himmels gewölbes wieder spiegelt; oder wenn Sie an Bord eines unserer Touristenboote zwischen diesen Inseln dahingleiten und hineindringen in dieses anscheinend unentwirrbare Labyrinth von kleinen Fjorden mit ihren durch geheimnisvoll stilles Gebüsch versteckten Zu-

¹⁾ Die norwegische Mission hat seitdem in jeder Beziehung bedeutend zugenommen. Der Übersetzer.

gängen: dann werden Sie sich weder nach Neapel, noch nach den Dardanellen zurücksehnen, sondern gestehen, daß Sie niemals etwas so Schönes wiedersehen werden. Und wenn Sie hinauswandern aus der Stadt, hinauf auf die Höhen, welche dieselbe überragen, hinein in das Dickicht der Wälder, welche die Wachsamkeit der Stadtväter gerettet hat, um den Einwohnern schöne Spaziergänge zu verschaffen; wenn Sie dort die durch balsamischen Tannenduft gewürzte Wald- und Seeluft einatmen, während Sie auf der einen Seite Ihre Augen weiden an dem entzückenden Blicke auf die Stadt und das Fjord, auf der andern Seite bewundernd hinausschauen zu den gewaltigen Bergketten, die sich bis tief in das Herz Norwegens ausstrecken: dann wird es Ihnen schwer werden, sich von diesen Reizen der Natur loszureißen. Und doch rate ich Ihnen, sich loszureißen, ehe der Winter mit seinem Leichentuche von Schnee und seinen unaufhörlichen Nebeln diese Herrlichkeit trübt und Ihre Paradiesesträume in Schmerzenseufzer verwandelt, welche der Rheumatismus Ihnen entreißen wird, an dem Norwegen in dieser Jahreszeit so verschwenderisch reich ist.

6. Katholische Anstalten in Christiania.

Auf der Mitte des Abhanges, nicht weit vom Mittelpunkte der Stadt, liegt die aus der Sankt Olafskirche, der Priesterwohnung und den Missionsanstalten gebildete katholische „Dase“.

a. Die Sankt Olafskirche, ¹⁾ die als Dom- und Pfarrkirche dient, ist im Jahre 1856 erbaut und verdankt ihr Dasein besonders der Hochherzigkeit der seligen Königin Josephine von Schweden und Norwegen, welche Katholikin war, sowie der Opferwilligkeit einiger katholischen Familien, die damals in der Hauptstadt wohnten. Sie ist im gotischen Stile erbaut und gilt, obwohl sie nicht sehr groß ist, für die schönste Kirche der Stadt. Darum sind auch die Katholiken nicht wenig

¹⁾ Olaf (Olaus) ist der Name mehrerer dänischen, schwedischen und norwegischen Könige. Olaf II. (1027—1030), König von Norwegen, der in einer Schlacht gegen aufrührerische Unterthanen den Tod fand, wird wegen seiner großen Verdienste um das Christentum, dem er in Norwegen zum endgültigen Siege verhalf, als Heiliger verehrt. Vergl. Kap. 8. § 5. Der Übersetzer.

stolz auf ihren Dom und thun ihr Möglichstes zur weiteren Ausschmückung desselben. So überreichten sie mir im Jahre 1892 am Tage meiner Bischofsweihe die für ihre Verhältnisse bedeutende Summe von 3200 Mark zur Beschaffung bemalter Glasfenster als Andenken an die Erhebung Norwegens zu einem apostolischen Vikariate. In demselben Jahre gründeten unsere Damen einen Zweigverein des „Apostolischen Liebeswerkes“, dessen Mitglieder zu Lyon und Bordeaux neben den Stiftsdamen des hl. Augustin zu Brüssel und dem Paramentenvereine zu München seit vielen Jahren die Stütze unserer armen Kirchen sind. Dank den Bemühungen dieser Damen und unsers Gesangsvereins sind wir in der glücklichen Lage, unsern Gottesdienst mit ungewöhnlicher Feierlichkeit abhalten zu können. Die herrlichen Funktionen unserer hl. Kirche üben denn auch stets eine mächtige Anziehungskraft aus auf die Gemüther der Protestanten. Bei jedem Gottesdienste finden sich Hunderte derselben ein und wetteifern mit den Katholiken in Sammlung und Andacht. Zuerst kommen sie nur aus Neugierde. Aber die Schönheit der kirchlichen Zeremonien und die Predigt des Priesters ergreifen sie; sie kommen wieder; sie fangen an, verstoßen das Kreuzzeichen zu machen, schleichen sich auch außerhalb der Zeit des Gottesdienstes in die Kirche und knien unbeobachtet vor dem Allerheiligsten nieder. Bald knien sie auch während des Gottesdienstes, kaufen sich ein Gebet- und Gesangbuch in norwegischer Sprache, fangen an, zuerst mit leiser und verschleierter, dann mit voller und kräftiger Stimme mitzubeten und mitzufingen, und schließlich, oft erst nach Jahren, kommen sie zu dem Priester und bitten um besondern Unterricht. Derselbe dauert monatelang und muß jedem getrennt erteilt werden, weil jeder Protestant hier seine eigene Religion hat. Wie in Christiania, so geht es in allen unsern Kirchen. Es ist also ein wahres Apostelamt, das die oben genannten Vereine für unsere armen Kirchen ausüben, indem sie die Missionare in den Stand setzen, den kirchlichen Funktionen jene Feierlichkeit zu verleihen, die den Geist und die Lehre der Kirche so schön zur Anschauung bringt.

b. Die Priesterwohnung. Da wir gerade in der Nähe sind, so bitte ich die freundlichen Leser um die Ehre, sie auf ein paar Augenblicke in meine kleine Residenz hinter der Kirche einführen zu dürfen. Wir durchschreiten einen Garten. Bewundert sehen Sie da mitten in Norwegen majestätische Kastanienbäume, Apfel-, Birn-, Pflaumen-, Kirsch-, sogar Aprikosenbäume mit saftigen Früchten

beladen. Dieses kleine Eden ist die Schöpfung meiner Priester, die wenigstens auf diesem Fleckchen Erde die schönen Obstbäume ihrer Heimatländer wiederzufinden wünschten. Nun sind wir bei meinem bischöflichen Palais angelangt. Sein Äußeres sieht nicht gerade einem Palaste ähnlich, aber das Haus ist doch ganz anständig, und, was die Hauptsache ist, es ist sehr geräumig und bequem eingerichtet. Hier sehen Sie zuerst die Wohnstätte unsers Heilandes in meiner kleinen Hauskapelle. Ich selbst begnüge mich mit drei Räumen, um Platz zu behalten für das Amtszimmer des Apostolischen Vikariates, für den Sekretär, den Pfarrer und die jungen, im Auslande gebildeten Missionare, die wenigstens ein halbes Jahr bei mir wohnen müssen, um die Sprache und die Bräuche der Norweger kennen zu lernen, bevor sie sich auf ihre oft Hunderte von Meilen entfernten Posten begeben. Meine Wohnung ist also gleichzeitig eine Art Seminar, wo wir in jeder Beziehung ein gemeinschaftliches Leben führen.

Wenn unsere Zahl nicht groß ist, dann vermieten wir die freien Zimmer. Denn die Armut der Mission gestattet uns nicht, zahlreiche Räume bloß der Annehmlichkeit wegen leer stehen zu lassen. Wir haben jedoch stets eine Stube frei für etwaige Gäste, die uns mit ihrem Besuche beehren. Und falls unter meinen verehrten Lesern ein Priester sich mit dem Gedanken tragen sollte, eine Reise in das schöne Norwegen zu machen, so wolle er nicht verfehlen, bei uns einzufehren und an unserer bescheidenen Tafel mit uns vorliebzunehmen. Gastfreundlichkeit bringt Segen, das wissen wir aus Erfahrung.

Ehe Sie mein Palais verlassen, muß ich Ihnen noch den Schutzgeist des Hauses und eine besondere Wohltäterin der Mission vorstellen. Es ist meine jüngste Schwester, die ihrem ältesten Bruder und Paten nach Norwegen hat folgen wollen, um ihm eine Haushälterin zu ersetzen, während ihre andern Brüder und Schwestern sämtlich ins Kloster eingetreten sind. Sie ist das „Mütterchen“ aller unserer Missionare, stolz wie eine Königin auf die Ehre, die bescheidene Dienstmagd der Arbeiter im Weinberge des Herrn zu sein. Aber sie ist gleichzeitig, wenigstens mittelbar, eine große Wohltäterin der Mission. Der Apostolische Vikar gilt nämlich als Eigentümer aller Güter der Mission, und die zu zahlenden Abgaben werden auf seine Person berechnet. Nun aber bestimmt das Gesetz, ein höchst weises und gerechtes Gesetz, daß ein Familienoberhaupt um so weniger Steuern zu entrichten hat, je zahlreicher die Familie ist. Danach

wird ein verheirateter Mann oder ein Sohn, der seine alte Mutter ernährt, oder ein Bruder, der eine Schwester bei sich hat, in die zweite Steuerklasse gesetzt, und sein Steuerfuß wird um etwa ein Drittel reduziert, einerlei, ob er Millionär oder Handwerker ist. Da ich nun meine Schwester bei mir habe, so kommt uns dieser beträchtliche Steuererlaß sehr zu gute. Nur um dieses ausgezeichneten Gesetzes Erwähnung zu thun, habe ich mir erlaubt, Ihnen meine Schwester vorzustellen. Sie selbst wird von der ihr erwiesenen Ehre am wenigsten erbaut sein. Diesem Gesetze und dem Erblaffungsrechte der Eltern verdankt Norwegen zum großen Teile seine zahlreichen Familien und die erstaunliche Zunahme der Bevölkerung trotz der bedeutenden Auswanderung.

c. Das Hospital. Unser nächster Nachbar ist das Spital Unserer Lieben Frau von der Heiligen Hoffnung, wo die Josephschwwestern seit 10 Jahren sich der Krankenpflege widmen. Anfangs gingen die Oberin und eine Schwester in den Straßen umher und lasen Knochen auf, die sie verkauften, um die Bedürfnisse einiger wenigen Kranken bestreiten zu können. Gegenwärtig zählt ihr Spital 40 Betten, um welche die ersten Ärzte der Stadt sich streiten für ihre Patienten. Das Hospital ist so stark in Anspruch genommen, daß wir noch in diesem Jahre einen Anbau mit 50 Betten und außerhalb der Stadt ein Genesungshaus mit 20 Betten auführen müssen. Wegen des reichen Segens, den diese Anstalten stiften, habe ich mir selbst die Mühe aufgelegt, die Pläne dazu zu entwerfen. In den Missionen dürfen die Bischöfe nicht bloß Theologen und Prediger sein. Weil sie ein so beschränktes Personal — oft nur einen halben Sekretär — und noch beschränktere Hülfsmittel zur Verfügung haben, so müssen sie alles in allem sein: Verwalter, Advokaten, Notare, Architekten, Redakteure, Schriftsteller, Schulinspektoren, auch etwas von einem Bankier, oft auch Lehrer des Kirchengesanges, aber vor allem andern — Bettler. Dazu sollten sie auch eine eiserne Gesundheit besitzen, um alle diese zur eigentlichen Seelsorge hinzukommenden Arbeiten zu bewältigen. Wer eine solche Gesundheit nicht besitzt, der wird die Mitra nicht lange tragen, wie die Annalen der Verbreitung des Glaubens beweisen. Diese neuen Bauten werden mehr als 80 000 Mark kosten, für deren Amortifizierung der liebe Gott und sein treuer Haushalter, der hl. Joseph, sorgen müssen. Und sie werden auch sorgen.

d. Das Josephsinstitut. Gegenüber dem Vikariate liegt das Josephshaus, in welchem die Schwestern derselben Genossenschaft die Pfarrschulen besorgen und die Kinder der zerstreut wohnenden Katholiken unterrichten, welche wir bei ihnen unterbringen. Das Josephshaus ist die Residenz der Provinzialoberin und seit dem 9. März dieses Jahres auch Sitz des Noviziats. Dieser Tag, an welchem die Stellung der Schwestern in Norwegen endlich kirchenrechtlich geregelt wurde, war für dieselben ein Festtag voll unbeschreiblicher Freude. Selbst unsere Protestanten weinten vor Rührung, als ich in der Kirche des hl. Olaf die feierliche Einkleidung der ersten fünf Postulantinnen vornahm, die in dieses Noviziat eintreten wollten.

e. Das Vereinshaus. Neben dem Josephsinstitut liegt unser sehr geräumiges katholisches Vereinslokal, welches dazu dient, unsere Konvertiten auf dem rechten Wege zu erhalten, da sie sonst in diesem Meere von Protestantismus untergehen würden. Es finden dort Versammlungen statt für beide Geschlechter und für jedes Alter. Die Mitglieder des Vincenzvereins treffen sich dort zur Übung der werktätigen Nächstenliebe; die Damen des Paramentenvereins arbeiten dort für die armen Kirchen; der Cäcilienverein hält dort seine Gesangübungen ab; die Väter kommen dahin, um ihre Zeitung zu lesen und ihr Glas Bier zu trinken, die Mütter, um für ihre Kinder zu beten und die Kunst der Künste zu lernen, nämlich ihre Kinder für Gott und den Himmel zu erziehen; die Jünglinge versammeln sich dort zu belehrender und erbaulicher Unterhaltung, die Jungfrauen, um zu beten, zu plaudern und zu passender Zeit auch ihr Tänzchen zu veranstalten.

Sehen Sie dort unsere Bühne, worauf ich besonders stolz bin! Da spielen unsere jungen Leute kleine Theaterstücke zur Feier unserer kirchlichen Feste und zur Füllung der Vereinskasse. Von da aus halten unsere Priester und unsere Katholiken ebenso nützliche als unterhaltende Vorträge. Da nehmen auch die Behörden Platz, um den Vorsitz zu führen bei der Christbaumfeier, bei den Preisvertheilungen und bei all den kleinen Familienfesten, wie sie nur die katholische Kirche zu feiern versteht.

f. Die Missionsdruckerei. Vom Vereinslokal führt eine Thüre uns direkt in unsere Druckerei. Übermäßig groß ist sie nicht; aber dank der Hülfe edler Wohlthäter ist es mir gelungen, dieselbe zweckmäßig einzurichten. Als ehemaliger Redakteur und Abgeordneter muß ich ja den Einfluß der guten Presse zu würdigen wissen. Die

auswärtige Presse hat für uns keinen Wert, weil Norwegen seine eigene, zur großen Familie der germanischen Sprachen gehörende Sprache hat. Allerdings nehmen die protestantischen Zeitungen unsere Zuschriften bereitwillig auf, besonders wenn es sich um Abwehr von Angriffen handelt, und wir machen auch reichlich Gebrauch von dieser Freundlichkeit. Aber für unsere Bedürfnisse würde das nicht ausreichen. Wir mußten ein eigenes Blatt haben, nicht bloß um uns zu verteidigen, sondern auch um unsere Katholiken geistig zu einigen. Zum Glück haben wir jetzt ein solches, das Sankt-Olavs-*Wochenblatt*, und es geht gut. Wir mußten aber auch katholische Schulbücher haben, Gebet- und Gesangbücher, apologetische und belehrende Schriften, Broschüren und Flugblätter. Mit allen diesen sind wir gegenwärtig wohl versehen, und unsere kleine Druckerei ist fortwährend in reger Thätigkeit. Das ist auch ein apostolisches Liebeswerk, welches freilich große Opfer erheischt, aber dafür auch das fruchtbarste von allen ist.

g. Die Sankt Halvardspfarre. Weil die Bevölkerung der Stadt fortwährend zunahm, und es für einen großen Teil unserer Katholiken, welche die jenseits des Akerselevs liegenden Arbeiterviertel bewohnen, fast unmöglich war, zu unserer einzigen Kirche zu kommen und ihre Kinder in das Josephsinstitut zu schicken, so habe ich mich gezwungen gesehen, diesen Stadtteil, der 70 000 Einwohner zählt, im Jahre 1890 zu einer eigenen Pfarre zu erheben. Ich habe dieselbe nach unserm norwegischen Heiligen, Sankt Halvard, benannt, der aus Drammen stammt und Patron von Christiania und der ehemaligen Kathedrale von Oslo ist. Das gesamte Besitztum dieser Pfarre besteht aber aus einem nur zur Hälfte bezahlten Hause. Zwei aneinanderstoßende Zimmer dienen als Pfarrkirche. Eines derselben wird auch als Schulzimmer benutzt, in welchem 40 katholische Kinder an den Wochentagen Unterricht erhalten. Der Pfarrer begnügt sich mit drei Stübchen.¹⁾ Den übrigen Teil des Hauses bewohnen etwa 10 Graue Schwestern der hl. Elisabeth, welche die Hauskrankenpflege üben. Diese Schwestern, welche unendlich viel Gutes thun, sind so beschränkt, daß sie kaum Platz genug haben würden zur Aufschlagung ihrer Lagerstätten, wenn nicht die Hälfte derselben in Ausübung der Krankenwache fortwährend abwesend wäre. Wie die Josephschwwestern, so werden auch die Grauen Schwestern

¹⁾ Gegenwärtig besitzt auch die Sankt Halvardsgemeinde eine niedliche kleine Steinkirche. Der Übersetzer.



Alte Kirche (stavkirke) von Gol.

von der Bevölkerung hoch verehrt. Das Wohlwollen, welches man ihnen entgegenbringt, ist geradezu rührend. In dieser protestantischen Stadt haben sie fast immer freie Fahrt auf der Straßenbahn. Die meisten Schiffsgeellschaften befördern dieselben, wenn nicht ganz umsonst, dann doch für den halben Preis. Noch kürzlich teilte mir die Oberin von Sankt Halvard mit, daß von allen Seiten Zuschriften einliefen, in denen Heilanstalten auf dem Lande sie ersuchten, ihre Schwestern zur Wiederherstellung ihrer durch die fortwährenden Nachtwachen geschwächten Gesundheit dahin zu schicken.

Abweichend von dem Gebrauche in Schweden, gehen die Schwestern hier stets in ihrer Ordenskleidung, und weit entfernt, irgend welchen Insulten ausgesetzt zu sein, empfangen sie gerade wegen ihrer Tracht alle denkbaren Beweise von Hochachtung und Verehrung.

7. Überreste aus der alten Zeit. Die Stavkirker.¹⁾

Das ist unser katholisches Christiania, so wie es nach Jahrhunderten aus tiefem Schlafe wieder erwacht ist. Von dem alten Oslo sind nur noch schwache Spuren erhalten. Der Dom von Sankt Halvard ist in Trümmer zerfallen. Nur eine ehrwürdige, vormals Unserer Lieben Frau geweihte Kirche und eine Kapelle erinnern noch an die katholischen Zeiten. Indes, wenn jemand die Halbinsel Ladegaardsjön besucht, so trifft er in einer Lichtung mitten zwischen alten, neu wiederhergestellten norwegischen Holzbauten eine jener seltsamen Stavkirker, die ebenfalls aus Holz gebaut sind und bis ins zwölfte Jahrhundert zurückreichen. Aus der Ferne gesehen, gleichen sie eher einer chinesischen Pagode, als einer katholischen Kirche. Norwegen besitzt deren meines Wissens noch 27. Der Gesamtplan ist derselbe, wie bei den romanischen Steinkirchen in der Normandie und in England. An den Hauptteil fügt sich ein halbkreisförmig abschließendes Chor. Holzsäulen teilen den Körper des Gebäudes in ein breites Mittelschiff, welches nach außen einen sehr hohen Vorsprung bildet, und in zwei niedrigere Seitenschiffe. Über dem Giebelbache des Mittelschiffes erhebt sich ein

¹⁾ stav = Baumstamm. kirke (plural kirker) = Kirche.

viereckiger Turm, der selbst wieder mit einem in eine schlanke Spitze auslaufenden Giebelbache bedeckt ist. Die seltsame Verzierung dieser Giebel sieht Schiffschnäbeln ähnlich. Das Chordach ist niedriger und mit runden Türmchen gekrönt. Nach außen läuft eine niedrige Halle rings um den inneren Teil der Kirche herum. Diese Halle ist unten geschlossen, oben dagegen öffnet sie sich zu einer aus kleinen Säulen bestehenden Galerie. Sie diente wahrscheinlich den Gläubigen bei schlechter Witterung als Obdach vor und nach dem Gottesdienste. Die Kapitäle der Säulen und andere Teile, z. B. die Thüren zeigen reiche Verzierungen, Geslechter mit Drachen und andern Figuren. Fenster sind nicht vorhanden. Einige dieser Kirchen, ähnlich wie so viele andere alte katholische Gotteshäuser, sind im Gebrauche der Protestanten. Das Herz blutet einem beim Anblicke dieser entweihten heiligen Stätten. Möchte doch bald das hl. Opfer wieder gefeiert werden können auf diesen Altären! Möchte das seit Jahrhunderten erloschene ewige Licht dem Besucher wieder entgegenleuchten und ihm verkünden, daß in den jetzt zerfallenen Tabernakeln der Heiland unter den eucharistischen Gestalten wieder eingekehrt sei bei seinem norwegischen Volke! Aber nur Geduld! Schon haben sich viele Altäre wieder erhoben aus dieser vormals katholischen Erde. Schon brennen viele ewige Lampen wieder und verkünden, daß das heiligste Herz Jesu Norwegen lieb hat und gegenwärtig ist, um den katholischen Glauben wieder zu beleben und alle Herzen an sich zu ziehen, diese Herzen, so edel trotz ihrer Verzerrungen!



Der Wasserfall von Sarpsborg.

VI. Kapitel.

Von Christiania nach Fredriksstad und Fredrikshald.

1. Fredriksstad.

Ehe wir den Süden Norwegens verlassen, erübrigt uns noch ein flüchtiger Besuch der beiden Nachbarstationen Fredriksstad und Fredrikshald. Ich sage Nachbarstationen, obwohl die erstere 94, die zweite 137 Kilometer von Christiania entfernt liegt. Auf dem Wege von Christiania nach Fredriksstad berühren wir das am Eingange des Christianiafjords reizend gelegene Städtchen Moss mit 7000 Einwohnern und einem verkehrreichen Hafen. Eine katholische Station ist leider nicht vorhanden. Glücklicher in dieser Beziehung ist Fredriksstad, eine Stadt von 13000 Einwohnern, wozu noch 10000 Bewohner der Vorstadt hinzukommen. Sie besitzt eine Holzkirche, ein hübsches Pfarrhaus, eine Schule und ein von der Bevölkerung hochgeschätztes Hospital der Josephschwwestern.¹⁾ Die Stadt verdankt ihre Bedeutung dem Holzhandel mit Frankreich, Holland und Deutschland. Da sie an der Mündung des Flusses Glommen liegt, der das Holz über 100 Meilen weit aus dem Innern des Landes herbeiführt, so ist die ganze Stadt eine einzige Werkstätte, auf welcher das Holz bearbeitet und zur Ausfuhr vorbereitet wird.

¹⁾ Im Jahre 1898 gelang es, das im Geschäftsmittelpunkte der Stadt belegene Missionseigentum äußerst vorteilhaft zu verkaufen und dafür in besserer Lage eine schöne neue Kirche nebst Pfarrhaus und Schullokal zu erbauen und dicht daneben ein Hospital einzurichten. Die neue Kirche wurde im Herbst 1899 feierlich eingeweiht. Der Übersetzer.

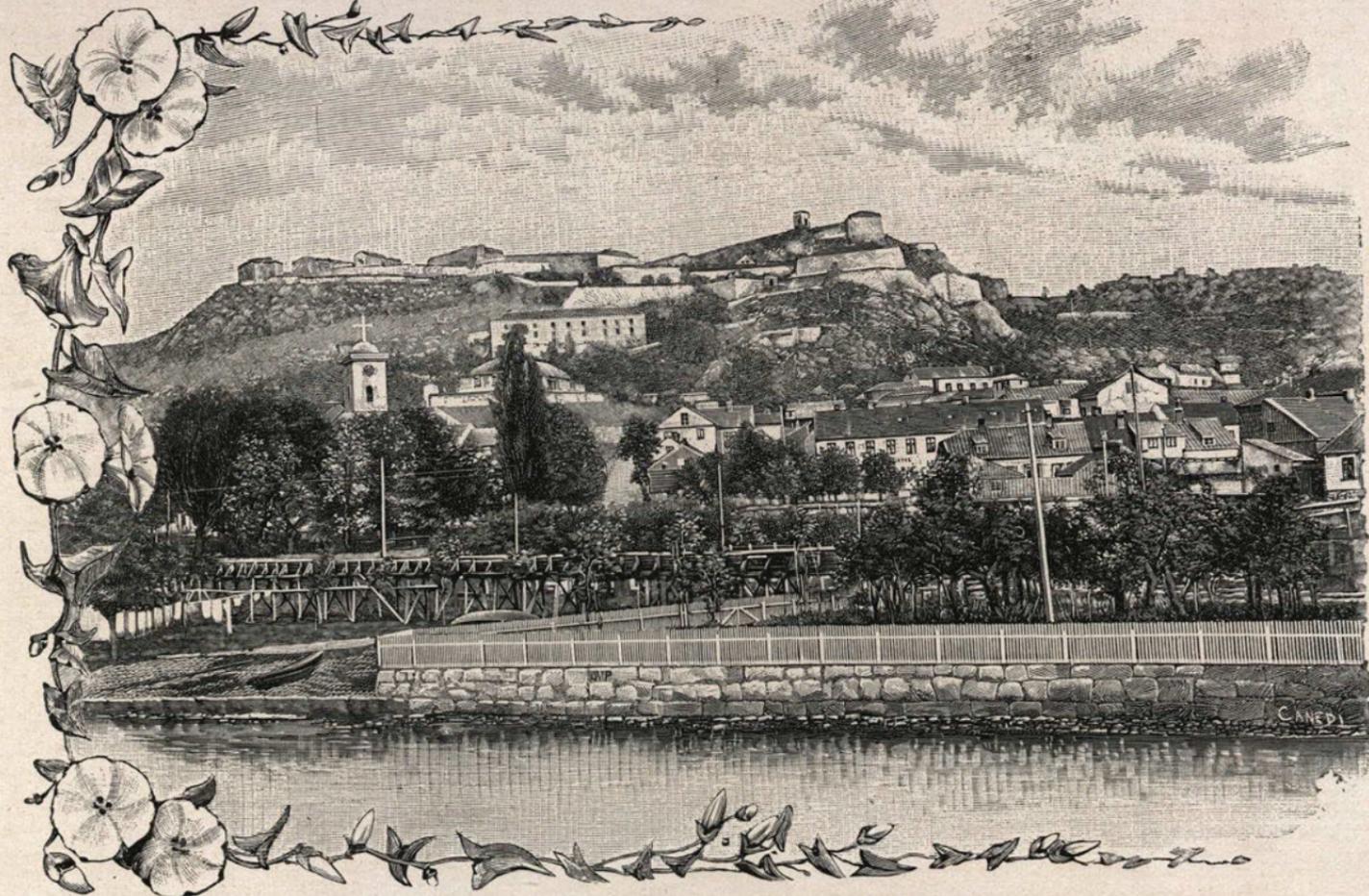
2. Fredrikshald — Heer und Flotte.

Bei der Fortsetzung unserer Reise nach Fredrikshald müssen wir bei Sarpsborg den Glommen passieren. An der Stelle, wo der über die Fahrstraße gespannte Schienenweg den Fluß überschreitet, wälzt dieser seine gewaltige Wassermasse in einen Abgrund von 25 Meter Tiefe und 36 Meter Breite mit einem solchen Getöse, daß man von dem Pfeifen der Lokomotive kaum etwas vernehmen kann. Noch eine halbe Stunde, und der Zug führt durch eine Reihe kleiner Tunnels das von steilen Felsen umrahmte Fredrikshaldsfjord entlang und setzt uns dann bald am Bahnhofe von Fredrikshald ab. Die Umgebung von Fredrikstad ist flach und eintönig, dagegen die von Fredrikshald von wunderbarer Schönheit.

Was unsere Blicke zunächst fesselt, ist die hoch auf der Spitze eines Berges gelegene alte Festung Fredriksten. Selbst in ihrem verfallenen Zustande schaut sie noch drohend ins Land hinaus. Diese auf der schwedischen Grenze liegende und beide Seiten des Berges einnehmende Feste hat in den Kriegen zwischen Norwegen, Schweden und Dänemark eine wichtige Rolle gespielt. Ein Denkmal zeigt die Stelle, wo der junge, ritterliche Karl XII. während der Belagerung der Festung im Jahre 1718 in einem Laufgraben seinen Tod fand. Eine Handvoll Soldaten bewacht noch jetzt den Platz, der in Wirklichkeit den Namen einer Festung nicht mehr verdient.

Die einzige wirkliche Festung, welche Norwegen noch besitzt, ist Oskarsborg, die den Eingang zum Christianiafjord schützen soll. Alle andern Festungen sind geschleift.

Übrigens ist Norwegens bewaffnete Macht kaum mehr wert, als seine besetzten Plätze. Wir haben zwar die allgemeine Dienstpflicht, aber der Dienst ist einfach zum Lachen. Während des ersten Jahres thun die Rekruten ganze 50—80 Tage Dienst in improvisierten Lagern; während des zweiten Jahres ist der Dienst sogar auf 30 Tage beschränkt. Diese Spielerei wird noch einige Jahre fortgesetzt, damit die Vaterlandsverteidiger nicht vergessen, was sie gar nicht gelernt haben. Und die 80000 Mann, die aus dieser Übungsschule hervorgegangen sind, nennen wir eine Armee! Unsere Kavallerie und Artillerie haben keine eigenen Pferde. Man borgt



Die Festung Fredrikshald bei Fredrikshald.

dieselben bei den Bauern gegen eine jährliche Vergütung. Nur einige Batterien und die Kavallerie-Unterrichtsschule sind beritten.

Der Zustand unserer Kriegsflotte ist noch elender. Es giebt kein halbes Duzend Schiffe, die im Kriegsfall den Hafen zu verlassen wagen dürften, Dagegen sind wir schrecklich kriegslustig in Worten, namentlich Schweden gegenüber, mit welchem wir durch eine Personalunion und durch eine ewige Allianz gegen das Ausland verbunden sind. Diese Verbindung hindert die Proklamation der Republik und mißfällt deshalb in hohem Grade einem Teile unserer Politiker, denen die Monarchie ein Dorn im Auge ist. Daher liegen die beiden Länder unausgesetzt miteinander im Kriege, ohne daß es jedoch bislang zum Blutvergießen gekommen wäre. Übrigens möchte ich gerne sehen, wie man zum Blutvergießen kommen sollte mit einer solchen Armee, die nichts Glänzendes hat als ihre Stämme. Diese nämlich sind vollständig.¹⁾

Oben vom Fredriksten genießt man eine prächtige Aussicht auf das Tistedal, durch welches eine ganze Reihe von Seen ihre Wasser von einem Falle zum andern dem Fredrikshalds fjord zusenden. Hier wie überall führen die Wasser ihre Tannenstämme mit sich und die Fälle sind sämtlich der Industrie dienstbar gemacht.

Unsere Station zu Fredrikshald befindet sich in einem recht erfreulichen Zustande. Sie besitzt eine Steinkirche, eine stark besuchte Schule, welcher der hl. Vater kürzlich einen besonderen Segen erteilt hat, ein schönes Pfarrhaus und ebenso wie Fredrikstad ihr katholisches Spital, welches nicht bloß bei den 12000 Einwohnern der Stadt allgemein beliebt ist, sondern auch von den Schweden benutzt wird.²⁾

¹⁾ Heer und Flotte in Norwegen haben inzwischen bedeutende Verbesserungen erfahren. Der Übersetzer.

²⁾ Im Jahre 1900 zogen die Josephschwwestern, die bis dahin in einem ärmlichen Holzhaufe der Mission ihre Kranken pflegten, in ein schönes, neues Hospital ein. Der Übersetzer.

VII. Kapitel.

Von Christiania nach Bergen via Hallingdal.

1. Ins Hallingdal hinein.

Ich muß endlich von diesem Teile Norwegens Abschied nehmen und bitte meine Leser, mich zu der Station und der Stadt zu begleiten, die an Bedeutung mit Christiania wetteifern. Es ist die am Ufer des Atlantischen Meeres gelegene Stadt Bergen. Man geht mit dem Plane um, eine Eisenbahn dahin zu bauen, welche dem Lande gegen 50 Millionen Mark kosten wird. Bis zur Fertigstellung derselben müssen wir die Reise fast ausschließlich mit der Karriolpost machen, wofern Sie nicht den Seeweg vorziehen, der übrigens weniger interessant ist.

Von Christiania bringt uns der Zug in sechs Stunden bis an den See Kröderen. Dort nimmt uns ein kleiner Dampfer auf und setzt uns in drei Stunden nach Gulsvik über, am Eingange des berühmten Hallingdals, welches wir jetzt trotz der äußerst raschen Fahrt unserer Karriolen zwei ganze Tage lang verfolgen werden.

Das Hallingdal, und besonders die Seitenthäler desselben, haben in Folge langer Abgeschlossenheit viel von den uralten Sitten Norwegens bewahrt. Die Leute hängen zähe an ihren alten Gebräuchen und bewahren treu die alten Legenden und Märchen. Das Hallingdal ist das Land der Messerduelle, und der aufbrausende Charakter seiner Bewohner spiegelt sich in verschiedenen Gewohnheiten ab, namentlich in dem Nationaltanz, dem Hallingdans. Es ist ein origineller Tanz mit einer wunderlichen Musik, dem Fanitullen, dessen Ursprung man einer teuflischen Umgebung zuschreibt.



Leute aus dem Hallingdal in der Landestracht.

Wenn ich eben vom Duell gesprochen habe, so muß ich zur Ehre des norwegischen Volkes hinzufügen, daß, abgesehen von diesem vereinzeltten Falle, das Duell in Norwegen vollständig unbekannt ist oder wenigstens dort, wo es bekannt ist, als barbarische, eines gesitteten Volkes unwürdige Gewohnheit verachtet wird.

Die Bewohner des Hallingdals haben ihre prächtigen Volkstrachten beibehalten im Gegensatz zu der Mehrzahl ihrer Landsleute, welche die geschmacklose Tracht des Festlandes angenommen haben. Die Tracht der Frauen ist, was den Schnitt angeht, nicht gerade sehr niedlich, aber die Verschmelzung der roten, blauen und violetten Farben in den Kleiderstoffen und den reichen Stickereien in Verbindung mit dem glänzenden Geschmeide gewährt ein äußerst reizendes Bild, wohingegen der dunkelblaue, eng anschließende Rock der Männer durch seinen ernstern Charakter imponiert.

Eine günstige Gelegenheit zu dieser Beobachtung bot sich uns, einem jungen mich begleitenden Priester und mir, in der protestantischen Kirche zu Gol, welche an der Stelle liegt, wo die Landstraße das Hallingdal verläßt und ins Hemjedal einbiegt, dessen Fluß hier mittels eines brausenden Falles in den Hallingdalselv hinabstürzt. Die Kirche liegt, wie alle Landkirchen, mit ihrem Pfarrhause vereinsamt auf dem Felde. Um dahin zu gelangen, müssen die Bewohner der Pfarre, welche die Ausdehnung eines preußischen Kreises hat, sich ihrer Karriolen bedienen.

Es war gerade an einem Sonntage. Als wir uns der Kirche näherten, sahen wir zu unserm großen Erstaunen einen endlosen Park von Karriolen vor dem Eingange der Kirche in Reihe und Glied aufgestellt. Wir traten ein und fanden eine imposante Versammlung, ein wahres Mosaik malerischer Trachten von unbeschreiblicher Schönheit. Denken Sie sich dazu die ernstern, den ehemaligen katholischen Kirchenliedern entlehnten Melodien und die tief fromme Sammlung, mit welcher diese Leute den Zeremonien des Priesters folgten: dann werden Sie den Schmerz begreifen, der mich erfaßte bei dem Gedanken, daß diese braven Normannen von ihrer Mutterkirche losgerissen und daß wir völlig außer stande sind, ihnen von neuem den Glauben ihrer Väter zu predigen, die ehemals an dieser selben Stätte dem hl. Mesopfer beigewohnt haben.

2. Protestantismus in katholischem Gewande.

Merkwürdigerweise tragen die Prediger in Norwegen, abweichend von den übrigen protestantischen Ländern, bei ihrer sogenannten „Messe“ die Albe und das Meßgewand, und die Zeremonien derselben sind zum großen Teile eine Nachahmung der katholischen Messe. Zur Zeit der Reformation nämlich haben die Norweger ein ganzes Jahrhundert hindurch dem Luthertum einen so kräftigen und hartnäckigen Widerstand geleistet, daß die lutherischen Prediger sich genötigt sahen, sich als Lämmer zu verkleiden, die kirchlichen Gewänder der katholischen Priester beizubehalten und die Zeremonien des katholischen Gottesdienstes nachzuäffen, um so den einfältigen Gläubigen weiszumachen, es sei nichts geändert worden. Erst nachdem mehrere Generationen dahingegangen waren, hat man es gewagt, ihnen zu sagen, daß sie thatsächlich ihre Religion gewechselt hätten. Und als man in jüngster Zeit die Wahrnehmung gemacht, welch tiefen Eindruck die katholischen Zeremonien auf diese im Grunde so tief religiösen Gemüter ausübten, da hat man eine neue Liturgie verfaßt, welche die katholische Messe noch mehr nachahmt. Auch die Verfassung der katholischen Kirche hat man nachgebildet. Jede Pfarre hat ihren Pfarrer, jeder Kreis seinen Landdechanten, jedes der alten Bistümer seinen „Bischof“, der zwar keine wirklichen bischöflichen Vollmachten besitzt, weil die Weihen in Norwegen infolge der unterbrochenen Apostolischen Succession ungültig sind, aber trotzdem den Namen und die Abzeichen der bischöflichen Würde, Brustkreuz und Mantel, trägt. Das ist aber auch alles, was diese Eindringlinge mit einem Bischöfe gemein haben. In Wirklichkeit ist der König der Papst und die Deputiertenkammer das Konzil der lutherischen Kirche. Die weltliche Regierung setzt „Bischöfe“ und Prediger ein und ab und ordnet die kirchliche Verwaltung bis ins kleinste. Die Pfarrer sind demnach ebenso wie die „Bischöfe“ einfache Staatsbeamte. Die ganze Thätigkeit des Bischöfs beschränkt sich darauf, im Auftrage der Regierung die Pfarrer und Lehrer zu überwachen, die Küster und Kantoren zu ernennen. Man fragt ihn nicht einmal, wenn es sich um die Anstellung eines Predigers handelt. Das ist die Freiheit, welche die Lutheraner gefunden, nachdem sie das „römische Joch“ abgeschüttelt haben.

3. Protestantische Sekten.

Auf der andern Seite fehlt es in Norwegen auch nicht an Protestanten, welche ihrerseits das Joch der lutherischen Staatskirche abgeschüttelt haben. Die Regierung mag noch so oft und laut verkündigen, daß ihre Religion die rechte und wahre sei: ein großer Teil der Bevölkerung ist zu einsichtsvoll, um die Zusammenhangslosigkeit dieser Religion und ihren offenkundigen Widerspruch mit der Bibel nicht zu durchschauen. Diese Seelen dürsten zu sehr nach der Wahrheit, als daß sie im Luthertum Befriedigung finden könnten. Diejenigen, welche Gelegenheit haben, den Katholizismus kennen zu lernen, und dabei den Mut der Überzeugung besitzen, zögern nicht, zur katholischen Kirche zurückzukehren. Diejenigen aber, denen wir nicht beikommen können, treiben kompaßlos auf den Bogen des Zweifels umher, den die Bibel allein ihnen nicht lösen kann, und zerschellen an den Klippen der zahllosen Sekten, welche die Häresie zur Welt gebracht hat. Einige werden Methodisten, Baptisten, Irvingianer oder Adventisten, andere werfen sich der Heilsarmee in die Arme oder den Unitaristen oder jenen unseligen Lästadianern,¹⁾ welche in Lappland die Tollheiten und Teufelstänze der Derwische nachahmen; wieder andere gehen zu den Mormonen über oder bekennen sich einfach zur Freigeisterei, dem rechtmäßigen Kinde der vom Protestantismus gepredigten freien Forschung.

Die Bewohner des Hallingdals sind lutherisch geblieben; sie haben vom Dasein der katholischen Kirche nicht einmal eine Ahnung. Das erfuhren wir zu Mal, nicht weit von Sol, wo wir eine jener oben beschriebenen alten Stavkirker besuchten. Als wir nämlich den Leuten begreiflich machen wollten, daß diese Kirche von ihren katholischen Vorfahren erbaut worden sei, und daß wir Priester der katholischen Kirche seien, machten sie zuerst große Augen, als sie hörten, daß es überhaupt noch Katholiken gäbe. Und nachdem sie sich versichert hatten, daß wir keine Pferdefüße besaßen, erkundigten sie sich angelegentlich nach dieser interessanten Reliquie aus alten Zeiten, die

¹⁾ Lästadianer sind eine in der letzten Hälfte des verflossenen Jahrhunderts aufgetauchte Sekte innerhalb der lutherischen Staatskirche. Sie haben ihren Namen von ihrem Stifter Lästadius. Der Uebersetzer.

wir katholische Kirche nannten. Die Existenz einer katholischen Mission mitten in Norwegen setzte sie in das höchste Erstaunen. Für sie allerdings besteht diese Mission leider noch nicht.

4. Im Herzen des Hallingdals.

Etwa 12 Kilometer von Gol liegt Kleven, eine Haltestation mit einem bescheidenen Wirtshause in einer trostlos öden Wüste. Hier hatten wir ein ergötzliches Abenteuer. Wir bestellten unser Mittagsmahl und machten dann einen Spaziergang, um vier kleine Wasserfälle zu bewundern, die aus den Flanken des Beslehorns zu kommen scheinen. Bei unserer Rückkehr fanden wir unser Zimmer besetzt von einer Dame mit einem halben Dutzend Kinder, während für uns in einem Nebenstübchen gedeckt war. Auf die Frage meines jungen Begleiters, warum man diesen Leuten den Platz eines katholischen Bischofs eingeräumt habe, schlug sich der Wirt verzweifelt vor die Stirn und rief: „Was, dieser Herr ist ein Bischof? Ich werde sofort die Frau Jakob Everdrup aus Ihrem Zimmer hinaus schaffen und Sie wieder in den Besitz desselben setzen. Sie ist zwar die Frau des Kultusministers; aber das thut nichts zur Sache. Bischof ist Bischof, und Frau ist Frau.“ Wir hatten unsere liebe Not, ihn davon abzubringen, indem wir ihm begreiflich machten, daß er uns damit einen schlechten Dienst erweisen würde, und daß außerdem in Norwegen wie überall die Herren den Damen nachstehen müßten. Er versprach denn auch, reinen Mund zu halten. Dieses Versprechen jedoch wird er wohl nicht ganz gehalten haben. Denn bei unserer Abfahrt erschien Frau Everdrup, um sich wegen der ohne ihr Vorwissen uns bereiteten Störung zu entschuldigen.

Bei der nun folgenden Haltestelle statteten wir dem rauschenden Falle des Hemsils, welcher den Namen Rjukandefos führt, einen flüchtigen Besuch ab und nahmen dann Abschied von jeder Spur von Kultur. In weiten Abständen begegneten wir nur noch ab und zu einer einsamen Sennhütte, wo wir uns an einem von der Sennerin (Säterspige) dargebotenen Glase köstlicher Milch erquickten. Wir erstiegen das wilde und verlassene Mörkedal oder Dästerthal, welches seinem Namen alle Ehre macht, und bogen dann



7*

Gervais Sc. Lyon

Der Bjukandefos im Sallingdal.

in eine imposante Schlucht ein, die ich zeitlebens nicht vergessen werde. Bis dahin war es drückend heiß gewesen. Beim Eintritte in diese Schlucht sank die Temperatur bis auf höchstens 5 Grad über dem Gefrierpunkte, und diese Temperatur hielt an bis jenseits des Hallingdals. Nach wenigen Minuten zitterten wir vor Kälte, und als wir des Abends zu Bjöberg, der letzten Station des Hallingdals, etwa 1000 Meter über dem Meerespiegel, anlangten, bekam ich einen Fieberanfall. Die guten Wirtsleute rieten uns, einen kleinen Spaziergang zu machen, um den regelmäßigen Blutumlauf wiederherzustellen. Ich befolgte ihren Rat, und mitten in der Nacht bei goldenem Dämmerchein bestiegen wir einen schneebedeckten Berggipfel, an dessen Fuße ein herrlicher Wasserfall sein feierliches Lied hineinsang in die Einsamkeit dieser erstorbenen Natur. Es war verlorene Mühe; denn am folgenden Morgen war ich kränker als zuvor. Indes die Reise mußte fortgesetzt werden, weil die Firmung in Bergen auf den folgenden Sonntag angesagt war. Nach einer längeren Fahrt quer durch glattgewaschene Felsen gelangten wir zwischen dem steilen Kjölberg und dem Eldrevand bis zu einer Höhe von fast 1080 Meter, dem höchsten Punkte, den irgend eine Straße in Norwegen erreicht. Von da an fiel der Weg steil abwärts; unsere kleinen Gäule stürmten voran in rasender Hast, so daß uns die Haare zu Berge standen und wir kaum Zeit hatten, auch nur einen flüchtigen Blick zu werfen auf die Wasserfälle, die bei jeder Krümmung der Straße in den zu unserer Linken gähnenden Abgrund stürzten. Endlich sind wir im Thale des Lårdalselvs, wo unser Weg sich vereinigt mit der von Christiania kommenden Straße durch das Balders-Thal, welches das Hallingdal an großartiger Schönheit noch übertrifft. Wir verfolgen jetzt dieses Thal und machen nach kurzer Zeit Halt an der Kirche von Borgrund, einer der schönsten Stadkirker Norwegens, die man als Nationaldenkmal erhalten hat. Dort verrichteten wir ein kurzes Gebet, nahmen im Gasthause nebenan unser Mittagsmahl ein und machten uns rasch wieder auf den Weg voll Verlangen, eine der bemerkenswertesten Schluchten des Landes zu sehen. Bisher führte der Weg an dem Bette eines ehemaligen Sees entlang. Die Wasser dieses Sees hatten sich nach und nach einen Weg gebahnt quer durch das Bindhelle, ein gewaltiges Felsenwehr, und waren durch die Spalte gedrungen, durch welche seit 1872 die Straße führt. Aus der Schlucht selbst ertönte das Brausen des schönen Svartegelfso. Etwas weiter nahm uns eine andere großartige

Schlucht auf. Der Weg führte dort unter Felsen her, die das Bett des Lårdalselvs überwölben, der unten in der Tiefe schäumend dahinstürzt und zahlreiche Riesentöpfe in dem Felsen ausgehöhlt hat. Die Straße zieht sich fortwährend durch Felswände hindurch, von denen hier und da Gießbäche sich zuerst ins Leere stürzen, darauf an hervorspringenden Blöcken sich brechen und in eine Menge kleiner Fälle teilen, die alsdann aufs neue ihre gepeitschten Wasser vereinen und schließlich in einem einzigen mächtigen Strahle in den Lårdalselv sich ergießen.

5. Im Sognefjord.

Wir hatten auf diese Weise seit heute Morgen unsere 65 Kilometer zurückgelegt. Vor uns erglänzte das Sognefjord. Am Ufer desselben liegt das Städtchen Lårdalsören, wo wir einkehrten. Die Kälte hatte inzwischen wieder einer erstickenden Schwüle Platz gemacht; aber meine Fieberhitze wetteiferte mit der sengenden Glut der Sonnenstrahlen. Der ins Gasthaus gerufene Arzt erklärte, ich sei bedenklich krank an einem Anfalle von cholera nostras und müßte deshalb die Reise unterbrechen. Es war unmöglich; denn ich sollte in Bergen nicht bloß firmen, sondern hatte auch sämtliche Missionare des westlichen Norwegens zur Abhaltung geistlicher Übungen dahin bestellt. Also vorwärts in Gottes Namen, wohl oder übel, hinein ins Sognefjord, das größte aller norwegischen Fjorde. Es ist 180 Kilometer lang, die mittlere Breite beträgt nicht ganz 6 Kilometer, aber die Tiefe, namentlich im Innern, übersteigt oft 2000 Meter. Der Eingang desselben ist, wie bei den andern Fjorden, ziemlich profaisch. Aber je weiter man hineindringt, desto reicher entfaltet es seine entzückende Schönheit. Anfangs zeigt es links und rechts nur kleine Buchten. Aber bald erscheinen bedeutende Verzweigungen, Schluchten zwischen Granitfelsen von beinahe 1500 Meter Höhe, über welche Wasserfälle hervorstürzen. An den höchsten Punkten dieser Schluchten werden Gletscher sichtbar, die von den Hochebenen herabsteigen. An andern Stellen bilden die Berge mit den bebauten Feldern liebliche Gesamtbilder.



Gerold's So. Lyon

Teil des Nærøfjords.

Der Teil, welcher den Namen Nurlandsfjord führt, übertrifft an Schönheit die kühnsten Träume der Phantasie. Es ist eine riesige Spalte von etwa 1500 Meter Breite, deren Wände zu schwindelnder Höhe emporsteigen. Über diese Wände wälzen sich Wassermassen, welche entweder frei in die Tiefe hinabstürzen oder auf den dunkeln Felsen glänzende Bänder bilden, die sich in der glatten Wasserfläche des Fjordes widerspiegeln. Das einförmige Brausen



dieser Wasserstürze unterbricht die Stille dieser majestätischen Natur. Das Nurlandsfjord verzehnfacht seine wildromantische Herrlichkeit im Nærøfjord, welches nur im Sørøfjord des Hardanger seinesgleichen findet. Am Eingange ist dasselbe noch 800 Meter breit, später aber, bei Gudvangen verengt es sich zu einem Flusse. Die Felswände richten sich senkrecht empor, Wasserfälle auf Wasserfälle folgen in endloser Reihe. Einige erscheinen wie in der Luft flatternde Segel, andere stürzen mit ohrenbetäubendem Getöse in die Tiefe.

Es ist unmöglich, alle diese schaurigen Schönheiten der Natur zu schildern. Seit Jahren habe ich sie angeschaut und bewundert, und doch kommt es mir bei jedem neuen Schritte, den ich hier thue, vor, als habe ich nichts von Norwegen gesehen. Bei dem entzückenden Anblicke dieser nicht enden wollenden Prachtbilder erscheint mir jeder Versuch, sie zu beschreiben, als eine Entweihung der Meisterwerke des Schöpfers.



6. Bergen.

Fünf Tage nach unserer Abfahrt von Christiania langten wir in Bergen an. Bei unserm Eintritte in die Stadt regnete es, wie es dort fast immer thut. Der Regenmesser giebt für Bergen 1,835 Meter jährlich an. Leute ohne Regenschirm sind dort eine so ungewöhnliche Erscheinung, daß die Pferde scheuen, wenn sie eines Menschen ohne Regenschirm ansichtig werden. Ein Schiffskapitän, der bei Bergen

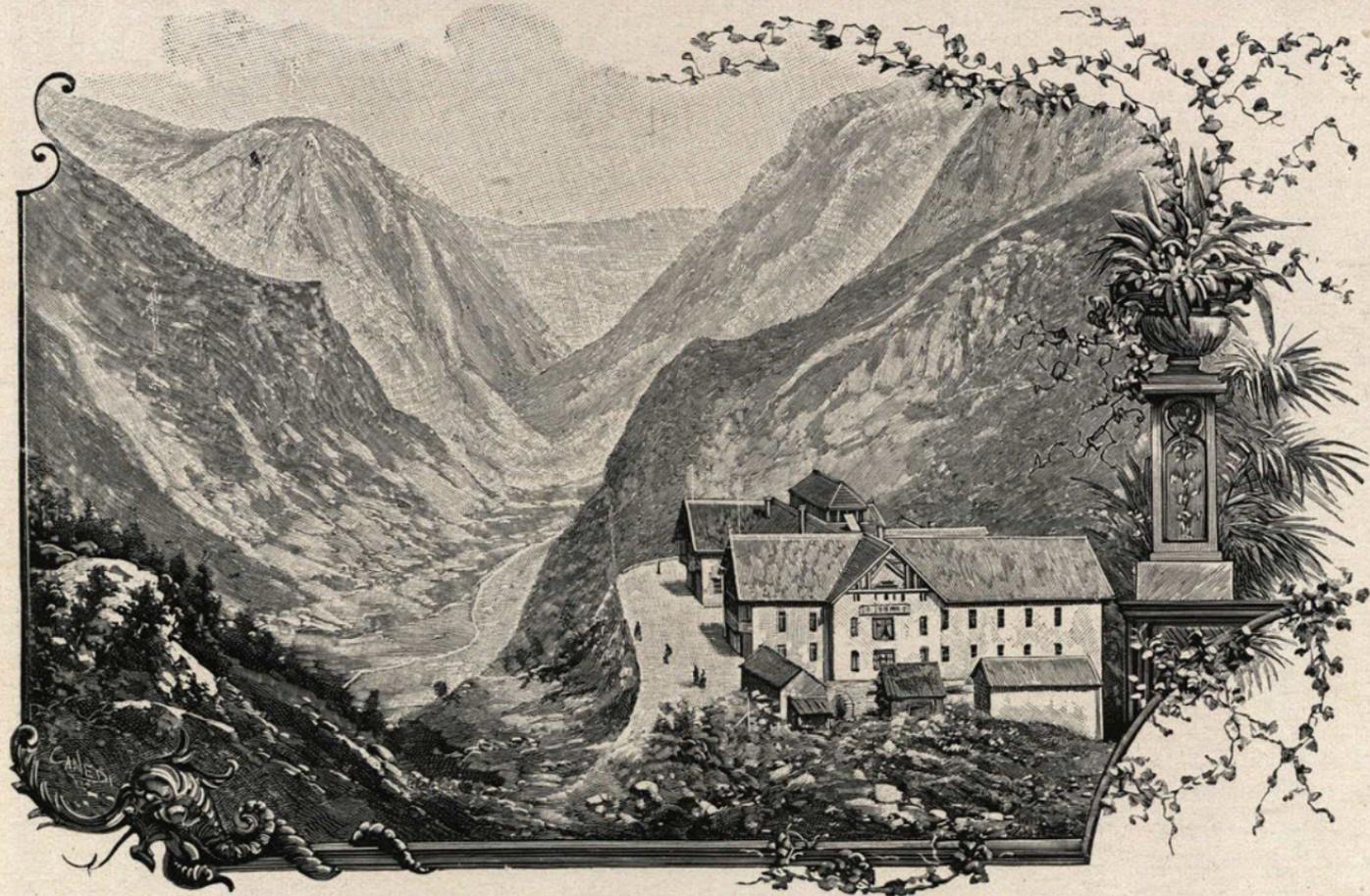
landen wollte, ließ sein Schiff wenden, als er sah, daß es nicht regnete, in der Meinung, daß er seinen Kurs verfehlt habe. Diese Regenfälle in Verbindung mit einer Temperatur, die selten unter den Gefrierpunkt herabsinkt, bringt dort einen Pflanzenwuchs und einen Blumenschmuck hervor, wie man sie im Herzen Deutschlands selten antrifft. Bergen verdankt seine warme Temperatur sowohl als seine großen Regenmengen, welche sich um die hohen Gipfel der Berge sammeln, dem Golfstrom; den Bergen selbst aber, welche die Stadt umgeben, verdankt es seinen Namen.

Wir besitzen zu Bergen eine schöne, große, im Jahre 1876 vollendete Kirche und für unsere beiden Priester ein Pfarrhaus, welches zugleich die Schulräume enthält, sowie die Wohnräume der barmherzigen Schwestern, welche die Hauskrankenpflege besorgen.

Bei unserer Ankunft fanden wir die Priester zur Theilnahme an den geistlichen Übungen versammelt. Sie erschrakten beim Anblicke des elenden Zustandes, in welchen die Krankheit mich versetzt hatte, und die guten Schwestern wollten mich unverzüglich zu Bett schicken. Aber meine Hartnäckigkeit behielt die Oberhand, und, Gott sei Dank! — alles ging gut. Ich leitete die Exercitien, hielt das Pontifikalamt, spendete die Firmung, besuchte die Schulen und entwarf auch noch den Plan zu dem Hospitale, welches die Schwestern auf dem unsererseits ihnen überlassenen herrlichen Platze neben der Kirche zu errichten wünschten. Dieser Wunsch harret jedoch noch seiner Erfüllung. Aber seitdem ein Vertreter des Reisebureaus von Cook in London, der Herr Dr. Scharlach, den unsere Schwestern zu Bergen gepflegt haben, in England eine Liste zur Zeichnung freiwilliger Beiträge für dieses Krankenhaus in Umlauf gesetzt hat, dürfen wir hoffen, daß die Geduld der Schwestern nicht lange mehr auf die Probe gestellt werden wird.¹⁾

Bergen ist eine der interessantesten Städte Norwegens. Sie wurde gegen Ende des 11. Jahrhunderts gegründet und zur Bischofsstadt erhoben. Die im 13. Jahrhundert erbaute Kathedrale, ebenso wie die aus dem 12. Jahrhundert stammende merkwürdige Liebfrauenkirche befinden sich im Besitze der Protestanten. Die letztere ist wunderbarerweise ganz in ihrem ursprünglichen Zustande erhalten, selbst die Malereien und die Standbilder Mariens wie der andern Heiligen.

¹⁾ Im Herbst 1899 konnte das große, neue Hospital eingeweiht werden. Der Ueberseher.



Närödal und Hotel Stahlheim, oberhalb Gudvangen.



Geivats Se Lyaa

Teil der Eisenbahn von Bergen nach Vossevangen.

Als alte Hansestadt hat Bergen durch seinen Handel im 17. Jahrhundert Kopenhagen und im Anfange des verflossenen Jahrhunderts Christiania in Schatten gestellt. Die Tyske brygge (deutsche Brücke oder Kai) mit ihrer endlosen Reihe von Warenlagern, das hanseatische und das städtische Museum erzählen noch heute von der alten Herrlichkeit Bergens. Gegenwärtig zählt die Stadt 55 000 Einwohner ¹⁾; und wenn sie auch nicht mehr unsere Meere beherrscht wie zur Zeit, wo sie das Handelsmonopol besaß für den Norden Norwegens, so wetteifert sie doch in jeder Beziehung mit den größten Städten des Landes.

Die Einwohnerschaft zeichnet sich durch eine bei den Norwegern ungewöhnliche Lebhaftigkeit aus. Es sind muntere und gesellige Leute, und sie singen wie die Nachtigallen. Daher darf sich auch die katholische Pfarre von Bergen des besten Kirchenchores in der ganzen Mission rühmen, wenngleich die Orgeln wegen des fortwährenden Feuchtigkeitsgehaltes der Luft gegen chronische Heiserkeit zu kämpfen haben.

Während der acht Tage, die ich in Bergen verbrachte, benutzte ich die freien Stunden dazu, in Begleitung meiner geistlichen Amtsbrüder anziehende und erquickende Ausflüge in die Umgebung zu machen, auf die großartigen Berge, welche die Stadt beherrschen, in die Ecken und Schlupfwinkel der Fjorde, welche auf allen Seiten in die Flanken der Berge eindringen. Vor allem mußte ich die Eisenbahn von Vossvangen bewundern, ein wahres Meisterwerk menschlicher Schaffensfähigkeit.

¹⁾ Im Jahre 1900 hatte die Bevölkerungszahl 70 000 schon überschritten. Der Ueberseher.

VIII. Kapitel.

Von Bergen nach Trondhjem.

1. Eine wilde Küste.

Der Aufenthalt in Bergen hatte mich so weit erfrischt und gestärkt, daß ich mich unverzüglich zur Weiterreise entschloß nach Trondhjem, der alten Metropole Norwegens. Die Reise kann nur zur See gemacht werden und erfordert zwei Tage. Auf eine eingehende Schilderung der Einzelheiten will ich für diesmal verzichten. Während der ganzen Fahrt muß der Dampfer unter tausend Gefahren sich seinen Weg suchen zwischen einer Legion kleiner Inseln von erschreckender Öde und streift nur leicht die profaischen Eingänge der zahllosen Fjorde, deren Inneres unbeschreiblich schön ist wie Traumbilder, an deren Wirklichkeit man nicht glauben will: das Sognefjord, das Nordfjord, das Rødefjord und das Moldefjord mit ihren endlosen Verzweigungen. Wenn ich die Eingänge der Fjorde profaisch genannt habe, so muß ich zu Gunsten des Nordfjords eine Ausnahme machen. Stundenlang sieht man in seinen Verengungen riesige, jeder Spur von Vegetation bare Granitmauern sich aufeinanderstapeln. Ein Stoß in das Rebelhorn des Schiffes hallt hundertmal wieder in den Spalten und Höhlen dieser Mauern und den zahlreichen kleinen Seitenfjorden, welche dieselben durchschneiden. Es ist eine wahre Höllenmusik, die das wilde Durcheinander dieses hundertfachen Echos hervorbringt. Am Einflusse des Uvestrøms feuerte der Kapitän eine Kanone ab. Man glaubte das Geheul eines Duzend Stürme zu hören, die sich in diesen Schluchten verirrt hätten. Später hat man dieses gefährliche Vergnügen von Staats wegen verboten, weil die durch den einzigen Schuß eines vorüberfahrenden Dampfers verursachten Erschütterungen Steinblöcke losgerissen hatten, die an den Seiten des imposanten Hornelen-



Am Fuße des Hornelen, am Eingange des Nordfjords.

Gebirges herüberhingen, welches hier 900 Meter hoch steil emporsteigt. Und diese mächtigen Blöcke hätten bei ihrem Sturze in die Tiefe den unvorsichtigen Dampfer beinahe zerschmettert.

Beim Austritte aus dieser schaurigen Schlucht, wo die Schiffe noch von der reißenden, durch Ebbe und Flut hervorgerufenen Strömung bedroht werden, taucht die kleine, öde Insel Seljö auf. Man sieht dort noch die Ruinen eines Benediktinerklosters und einer der heiligen Patronin Bergens, Sunniva, geweihten Kapelle. Diese Jungfrau aus königlichem Blute, eine Tochter Irlands, flüchtete hierher, um dem Ehestande zu entgehen, wozu ihr Vater sie zwingen wollte. Auf ihr Gebet wurde sie samt ihren Gefährtinnen durch den Einsturz des Gewölbes einer Grotte zerschmettert in dem Augenblicke, als die wild-lüfternen Heiden des Landes sich ihrer bemächtigen wollten. Berrichten wir ein andächtiges Gebet zu diesen heiligen Märtyrinnen, ehe das Schiff ins offene Meer hinaussteuert zur Fahrt um das schaurige Kap Stadt, wo die heulenden Stürme sich in Permanenz erklärt zu haben scheinen, und wo die Strömungen des Atlantischen Oceans so manches Schiff an Untiefen und Klippen zerschellt haben.

2. Missionsvorträge.

Gegen Abend liesen wir in den Hasen von Alesfund ein, einer Handelsstadt von 8500 Einwohnern. Sie ist auf zwei kleinen Inseln dieses Archipels erbaut und bildet den allgemeinen Stapelplatz des Nordfjords und der bedeutenden Fischereien in diesen Küstengegenden. Der jährliche Ertrag dieser Fischereien beläuft sich auf 6 bis 7 Millionen Mark.

Vor einigen Jahren hatte ich einen unserer Priester von Trondhjem nach Alesfund, Molde und Christiansfund geschickt, die zu ihrem Bezirke gehören, um dort Konferenzvorträge zu halten und zu sehen, ob sich etwa für diese Mittelpunkte der Bevölkerung ein ambulanter Missionsdienst einrichten ließe. Ich füge gleich hinzu, daß der Gedanke einfach deshalb nicht zur Ausführung gekommen ist, weil uns die Geldmittel fehlten. Aber die Aufnahme,

die meinem Abgesandten zu teil wurde, beweist, wie viel dort zu erreichen wäre, wenn diese Mittellofigkeit endlich aufhörte.

Die Hauptschwierigkeit bestand darin, ein passendes Lokal für die Vorträge zu bekommen. Zu Alesund wandte sich der Priester unmittelbar an den foged oder Landrat, um mit ihm die Sache zu besprechen. Der Landrat nahm ihn mit offenen Armen auf und führte ihn zum protestantischen Pfarredekanten, damit er sich mit diesem über eine so ernste Angelegenheit ins Einvernehmen setzte. Dort wurde er gleich freundlich empfangen. Der würdige Pastor hielt dem Missionar einen Vortrag etwa folgenden Inhaltes: „Ich werde Ihnen den geräumigen Saal der Arbeiterforening (Arbeiterverein) verschaffen, aber unter einer Bedingung: Sie dürfen den Leuten keine auf das Christentum im allgemeinen sich beziehende Sachen vortragen, die sie längst wissen. Setzen Sie ihnen vielmehr diejenigen Punkte auseinander, die uns vom Katholizismus trennen, damit endlich einmal diese unsinnigen Vorurteile verschwinden. Sie haben keine Ahnung davon, was unsere guten Leute sich unter den Katholiken vorstellen. Man hält sie kaum für Menschen, wie wir sind. Zeigen Sie ihnen also, wie haltlos diese Vorstellungen sind, dann werden Sie ein verdienstliches Werk vollbracht haben. Und dann kommen Sie später wieder und setzen Ihr Werk fort. Zu Alesund können wir die Wahrheit ertragen, von welcher Seite dieselbe auch kommen mag.“

Und nun setzten sich die drei Herren hin — der Landrat, der Prediger und der Missionar — und entwarfen zusammen das Programm für die Konferenzen, ein ultra-katholisches Programm! Tags darauf brachte die Ortszeitung die große Neuigkeit. Des Abends begannen die Vorträge. Der Landrat und der Prediger nahmen die Ehrenplätze vor der Bühne ein, der Saal des Arbeitervereins war gepfropft voll, und alles verlief in schönster Weise.

Zu Molde, einer etwas nördlicher gelegenen Stadt, im Mittelpunkte eines wahrhaften, von Touristen allgemein bewunderten irdischen Paradieses, war der Erfolg derselbe. Die Gemeindeverwaltung überließ sogar dem Missionar den großen Saal des Stadthauses. Weil der protestantische Pfarrer sich gegen die Vorträge erklärt hatte, so stellte sich der Gemeindevorsteher in eigener Person am Eingange des Saales auf und sagte den Leuten, sie sollten sich wegen des Pfarrers keine Sorge machen, sondern bedenken, daß sie als gute Protestanten selbst darüber zu urteilen hätten, ob das, was

der katholische Priester vorbringen würde, mit der Bibel und der gesunden Vernunft im Einklange stände oder nicht.

Zu Christiansund war das Resultat ein gleich günstiges. Leider war ich nicht in der Lage — das Herz blutet mir, da ich dieses niederschreibe — die günstige Stimmung in diesen Städten auszunutzen. Ich würde gerne von Zeit zu Zeit einen Priester dahin schicken. Aber da uns die Mittel fehlen zur Errichtung von Nebenstationen, wo der Priester die Leute, welche zur Erkenntnis ihres Irrthums gelangt sind, gründlich unterrichten, in ihrem neuen Glauben bestärken und ihnen die Heilmittel unserer heiligen Religion spenden könnte, so würden wir aus diesen braven Leuten nur schlechte Protestanten, Zweifler und Ungläubige machen. Wir würden ihnen nur ihren „guten Glauben“ nehmen, mit welchem sie ja immerhin selig werden können, weil ihre Taufe, Gott sei Dank! gültig ist. Aber gute Katholiken würden wir aus ihnen nicht machen. Es wäre also meines Erachtens unrecht, an diesen Orten, solange sie außerhalb des Bereiches einer regelmäßigen Seelsorge liegen, Vorträge halten zu lassen, in denen diesen Leuten die Falschheit ihrer Religion nachgewiesen würde. Nur Eines können wir thun unter diesen traurigen Umständen, nämlich von Zeit zu Zeit diese Leute aufsuchen und ihnen beweisen, daß ihre Vorstellungen und Anschauungen von der katholischen Religion irrig sind, daß die katholische Religion eine gute Religion ist, die von jedermann Achtung verdient, der für das Christentum überhaupt Achtung hegt. Auf diese Weise bereiten wir den Boden vor für die Zukunft, ohne in der Gegenwart den Verlust unsterblicher Seelen zu veranlassen. So halte ich es auf allen meinen Reisen, nicht bloß in den Städten und bei den großen Ansammlungen, in welche ich beim Besuche unserer Missionsstationen gelegentlich hineingerate, sondern auch an Bord der Dampfboote, wo man so bereitwilliges Gehör findet.

3. Molde.

Zu Molde mußte ich aussteigen, um mehrere ein paar Meilen davon entfernt wohnende Katholiken zu besuchen und ihnen die Sakramente zu spenden.

Molde ist wahrhaft ein von Gott gesegnetes Fleckchen Erde. Die Stadt ist klein und zählt nur 1600 Einwohner; aber im Sommer ist sie ein wahrer Ameisenhaufe von Vergnügungsreisenden aus aller Herren Ländern. Sie liegt auf dem nördlichen Ufer des Moldefjords am Fuße grünender Hügel, hinter welchen eine ansehnliche Gebirgskette aufsteigt. Diesem Schutze gegen nördliche Winde verdankt ihre Umgebung eine außerordentlich reiche und üppige Vegetation. Buchen, Ahorn, Eschen, Birken, Kastanien, Linden, Kirichen: alle gedeihen hier, und die Rosen blühen in solcher Pracht und Fülle, daß man Molde die Rosenstadt genannt hat. Und alles das bei 62° 44" nördlicher Breite.

Der Glanzpunkt Moldes jedoch ist der prachtvolle Ausblick auf die Gebirgskette mit ihren Felsennadeln und schneebedeckten Gipfeln, die sich im Süden und Südosten jenseits des weiten Fjords hinzieht. Zur Rechten ragt die gewaltige Masse des Lauparen hervor (1420 m), weiter in der Ferne über ansehnlichen Ausläufern die Trolstinder (1450 m), das Romsdalshorn (1436 m) und die Bengetinder; zur Linken erscheint der Skjorta im Gikisdal (1614 m). Von Molde aus besucht man auch die herrlichen Verzweigungen des gleichnamigen Fjords, das Fanesjord, das Langefjord, das Egrisfjord, das Rödvenfjord, das Romsdalsfjord, von wo die nach Christiania führende Straße durch das großartige Thal von Romsdalen ausgeht, das Indrefjord, das Tresfjord und das Isfjord und nicht zu vergessen den Gikisdalsvand. Er wird durch eine enge Felspalte gebildet, ist 18 Kilometer lang und umrahmt von schwindelnden, mit Schnee und Eis bedeckten Felsen, von denen rauschende Wasserfälle und nicht selten auch Lawinen herabstürzen.

Ich muß mich damit begnügen, meinen Lesern diese Herrlichkeiten, welche keine Feder auch nur im Umrisse gebührend zu zeichnen vermöchte, kurz angedeutet zu haben. Wir müssen unsere Reise nach Norden wieder aufnehmen, wo die Katholiken von Trondhjem ihren Bischof erwarten. Bald nach unserer Abfahrt von Molde steuern wir ins offene Meer hinein, ein launiges und boshaftes und darum bei den Reisenden wenig beliebtes Meer. Nach fünf Stunden indes finden wir den Schutz der Skjær wieder, die uns bis zum Trondhjemsfjord begleiten werden. Zuvor aber machen wir auf ein paar Stunden Halt in Christiansfund, einem Städtchen von 1500 Einwohnern, welches vier Inseln einnimmt.



Der Gikisdalsvand am Fuße des Aagodtting.

4. Christiansfund.

Zu Christiansfund hatte Herr Astrup, ein ehemaliger Prediger, die Güte, mir als liebenswürdiger Führer zu dienen. Er zeigte mir unter anderm eine merkwürdige Wasserleitung, die überall dort Nachahmung verdient, wo das Quellwasser fehlt. Die kleinen Inseln, worauf das Städtchen liegt, entbehren vollständig des Quellwassers. Es giebt dort so wenig Erdrreich, daß man schon an die Einführung der Leichenverbrennung gedacht hat, da es unmöglich ist, auch nur zwei Fuß tiefe Gräber auszuwerfen. Der Boden ist ganz felsig. Um also Wasser zu bekommen, hat man sorgfältig cementierte Rinnen angelegt, welche, zahllose Umwege beschreibend, alle Hügel umfassen, jeden Tropfen des gefallenen Regens auffangen und in einen kleinen, mit einem festen Wehr umgebenen See leiten, von wo das Wasser über die Stadt verteilt wird. Wo das Terrain durch Schluchten zerschnitten ist, hat man eine unterirdische Leitung angebracht, durch welche das Wasser hinab und auch wieder hinauf steigt, um sich in die Hauptrinne des nächstfolgenden Hügels zu ergießen, so daß die ganze Druckkraft des Wassers erhalten bleibt.

5. Trondhjem. (Drontheim.)

Zu Bejan fuhren wir endlich in das Fjord von Trondhjem ein, eines der größten Norwegens. Eine dreistündige Durchfahrt brachte uns dann nach dem alten Nidaros; die ganze Strecke, die wir von Bergen an zurückgelegt hatten, beträgt 515 Kilometer. Von Christiania aus läßt sich Trondhjem auch zu Lande erreichen. Man benützt die Eisenbahn, welche über die alte norwegische Bischofsstadt Hamar geht, und übersteigt den Gebirgszug, welcher den Namen Dovrefjeld führt. Die Entfernung beträgt 562 Kilometer. Auf dieser ganzen Strecke befindet sich leider keine einzige katholische Station, selbst zu Hamar nicht.

Drontheim liegt an der Mündung des Nids, und daher stammt auch der frühere Name Nidaros, d. h. Mündung des Nids.

Die Stadt zählt gegenwärtig 25000 Einwohner und ist die Wiege des norwegischen Königtums. Hier wurden vormalig die Könige gewählt, hier werden sie noch jetzt gekrönt. Der berühmte Olaf Trygvason errichtete hier im Jahre 996 zuerst eine königliche Residenz und erbaute eine dem hl. Clemens geweihte Kirche. Der heilige König Olaf, der eigentliche Gründer der Stadt und Apostel Norwegens, restaurierte diese Kirche im Jahre 1066. Aber die Stadt gelangte erst zur Blüte nach dem Tode dieses Monarchen, der 1130 in der Schlacht bei Stiklestad von den Feinden des Christentums getötet wurde. Der Leichnam des Königs wurde nach Drontheim gebracht und zuerst zur Erde bestattet. Später legte man denselben in einen Schrein und stellte ihn auf dem Hochaltare der Clemenskirche zur Verehrung der Gläubigen aus. Von allen Seiten, nicht nur von Norwegen, sondern auch vom Auslande strömten sie scharenweise herbei, und so wurde Drontheim nach und nach die größte und reichste Stadt Norwegens.

Sie besaß 15 Kirchen und 5 Klöster. Dem Erzbischofe von Drontheim unterstanden die Bistümer Bergen, Oslo, Hamar und Stavanger im eigentlichen Norwegen, dazu Staalholt und Hole auf Island, das Bistum Garde in Grönland, das Bistum der Orkenöer-Inseln mit Hjaltland, das Bistum der Faröer-Inseln und das der Suderöer-Inseln mit Man.

Der selbst in seinem Verfall noch großartige Sankt Olafsdom ist noch jetzt der Stolz der Trönder.¹⁾ Er ist eine der schönsten Kirchen der Welt, sowohl was den Gesamtplan, als was die Ausführung der einzelnen Teile betrifft. Das noch erhaltene Chor besteht aus einem mächtigen Viereck und aus einem wunderbar schönen, kuppelförmig gewölbten Achteck, welches den Kirchenschatz enthielt, den Schrein des hl. Olaf. Es zeigt die ganze Pracht der englischen Frühgotik, die mit dem Christentum aus diesem Lande eingeführt wurde; daran reihen sich in den einzelnen Teilen romanische Motive. Die ganze Behandlung zeugt von bewunderungswürdigem Kunstgeschmack.

Die unselige Reformation machte der Größe Drontheims ein Ende. Der kostbare Schrein mit den Gebeinen des Heiligen wurde von sacrilegischen Händen geraubt, der Leib an einer jetzt unbekanntem Stelle verscharrt. Die Wallfahrten hörten auf. Die Zerstörungswut

¹⁾ Troender = Einwohner von Trondhjem und Umgegend.

der Neuerer und wiederholte Feuersbrünste legten den Dom in Trümmer. Erst seit 1869 machen der Staat und die Stadt die äußersten Anstrengungen, um das schönste Bauwerk Norwegens zu retten. Alljährlich werden über 80 000 Mark für die Restauration aufgewandt, aber die Vollendung der Arbeiten wird noch Millionen kosten. Zum Glück hält man sich bei der Wiederherstellung streng an den ursprünglichen Plänen, und so wird man dort eine wirklich katholische Kathedrale wiederfinden. Die Leute des Landes sagen, daß die Geschichte des Domes von Drontheim die Geschichte des Katholizismus in Norwegen sei. Andere fügen ausdrücklich hinzu, daß der restaurierte Dom nicht den Protestanten, sondern den mit ihm wiedererstandenen Katholiken zum Gebrauche dienen werde. Gott gebe, daß sie die Wahrheit sagen!

Die katholische Kirche hat ihren Einzug gehalten in Drontheim. Wohl ist die Kathedrale uns noch nicht zurückgegeben; doch haben wir dort eine bescheidene Kirche,¹⁾ ein Pfarrhaus, gut eingerichtete Schulräume und das prächtige Hospital der Elisabethschwestern, welches eines der imposantesten Gebäude der Stadt ist. Der Katholizismus macht dort langsame, aber sichere Fortschritte. Unser ausgezeichnete Pfarrer, Herr R...., ein Elsässer, und sein holländischer Vikar hatten das Glück, mir eine große Zahl von Konvertiten zur Firmung vorzustellen.

Die Station hat zwei Filialen, obwohl sie deren zehn haben müßte, um den Bedürfnissen des unermesslichen Bezirks zu genügen. Die eine befindet sich zu Levanger, einer weiter im Innern des Trondhjemsfjords gelegenen Stadt. Nahe dabei liegt Stiklestad, die Stätte, wo der hl. Olaf sein Blut für den Glauben vergossen hat. Wir sind Miteigentümer dieser Stätte und hoffen, daß sich daselbst eines Tages ein Gotteshaus zu Ehren unsers hl. Landespatrons erheben wird.

6. Ein Erdbeben.

Beinahe wäre dieser Platz vor zwei Jahren durch eine furchtbare Katastrophe, welche diese Gegend, das Lårdalen, heimgesucht hat,

¹⁾ Da diese Kirche in einer übelberücktigten Vorstadt liegt, so wurde im Jahre 1899 mit dem Bau einer neuen Kirche in der Stadt selbst begonnen. Der Übersetzer.

uns entrißen worden. Eines Nachts kamen die Hügel, welche sich längs des Vårdalselvs nahe bei Stiklestad entlangziehen, mit den darauf stehenden Bauernhöfen in Bewegung, versanken plötzlich und verschwanden in einem Meere von Schlamm. Dabei fanden 115 Personen einen schrecklichen Tod. Die Gewalt dieser Bewegung war so groß, daß die ungeheuren Erd- und Schlammmassen nicht nur das Thal anfüllten und den oberen Teil desselben in einen unermesslichen See verwandelten, sondern auch mehrere Kilometer weit über den Fluß hinausgingen, wo sie tausend und abermals tausend Hektar fruchtbaren Erdreiches nebst den darauf befindlichen Häusern bedeckten. Ein gähnender Abgrund bezeichnete am folgenden Morgen die Stelle, welche dieses entsetzliche Unglück so plötzlich betroffen hatte. Vermutlich hatte das Durchsickern des Wassers eines etwas höher liegenden Sees den thonhaltigen Untergrund dieser Hügel erweicht, so daß diese auf dem flüssig gewordenen Fundamente hinabglitten. Gott sei Dank machte das Unglück in kurzer Entfernung von unserm kleinen Besitztume Halt; doch hegen wir immer noch einige Besorgnis für die Zukunft.

Einige Zeit nachher wurde der obere Teil des Thales von einem ähnlichen Unglücke heimgesucht. Bis dahin hatte ein Wasserfall des Vårdalselvs, der Hårjos, die Zierde des Thales gebildet. Eines Tages nun durchbrach der Fluß unmittelbar über dem Falle seine aus wenig festem Boden bestehenden Ufer und bahnte sich einen neuen Weg. Der Wasserfall selber war nur durch eine unbedeutende Felswand gebildet, die den Fluß durchquerte und ihn hinderte, sich in dem weichen Boden des Thales ein tieferes Bett zu graben. Jetzt aber, wo er nicht länger durch sein Wehr aufgehalten wurde, war der Fluß zu einem Bergstrom geworden, der kein Hindernis mehr achtete. Und nun wich der Wasserfall zurück, änderte von Tag zu Tag seine Stelle und führte in seinem ungezügelten Laufe ein Meer von breiweichem Thon mit sich. Noch heute setzt er sein Verwüstungswerk rückwärts fort und ist schon mehrere Kilometer hinter seiner ursprünglichen Stelle zurückgeblieben, nachdem er herrliche Bodenflächen und reiche Bauernhöfe verschlungen hat. Wieder und wieder verkünden die Zeitungen, daß ein neuer Streifen Landes von mehreren Hektaren durch die Gewässer längs ihres neuen Bettes unterwühlt worden sei und sich mit donnerähnlichem Getöse in den Fluß gestürzt habe.

Ein ganzes Heer von Ingenieuren und Arbeitern ist am Werke, um zu retten, was noch zu retten ist, um die Brücken wiederherzustellen und die durchschnittenen Wege auszufüllen. Nach ihrer Aussage wird das Zurückweichen des Falles sich noch 2 bis 3 Kilometer weit fortsetzen bis zu einer Stelle, wo er sich auf eine neue Granitwand stützen und zum Stehen gelangen kann. Dann erst werde ich mittheilen können, ob das Schlachtfeld, auf welchem Sankt Olaf die Märtyrerkrone erworben, noch vorhanden ist.

7. Ein Missionsbischof in den Ferien.

Die zweite Filiale von Trondhjem befindet sich an den Ufern des großen Sees Selbo, 14 Kilometer von der Stadt. Dort, inmitten einer ländlichen Bevölkerung, besitzt die Mission ein ausgedehntes, aber nicht sehr wertvolles Grundeigentum. Auf demselben haben wir einen bescheidenen Ruheſitz mit Kapelle eingerichtet, wohin unsere dienstunfähigen und erholungsbedürftigen Priester sich zurückziehen, sei es um dort ihre alten Tage ruhig zu verleben, oder um sich neu zu stärken, doch so, daß sie zugleich ein wenig an der Befehrung dieser ausgezeichneten Landleute arbeiten.

Auch ich suche dort Ruhe und Erholung, wenn der Arzt und meine geistlichen Amtsbrüder es mir zur Pflicht machen. Zur Versorgung meines kleinen Haushaltes begleitet mich meine Schwester. Welch köstliches Idyll! Ich bin wieder Landpfarrer; denn der Vikar von Trondhjem, der die Dienste an der Kapelle thut, überläßt mir seine Filiale vollständig. An den Wochentagen, nach der hl. Messe, ziehe ich eine alte Sutanelle an, nehme einen Rechen und mische mich unter die braven Bauersleute, die mit der Heuernte beschäftigt sind. Ab und zu erbitte ich mir von einem die Sense und zeige ihnen, wie man bei uns zu Hause Gras schneidet. Dann schreien sie wunders auf und behaupten, daß ich, ein Bischof, ungleich besser zu mähen verstehe als sie. Das giebt mir Gelegenheit, von unsern katholischen Ländern zu erzählen, von unsern Sitten und Gewohnheiten und besonders von unserer Religion — und so sind wir ganz auf apostolischem Gebiete.

Wenn der Regen mich hindert auszugehen, dann spiele ich den Schreiner, mache Bänke für die Kapelle oder Stühle und Tische für das Haus, wofern meine Fräulein Schwester mir nicht zu verstehen giebt: „Wenn Ew. Bischöfliche Gnaden heute zu Mittag zu speisen gedenken, so müssen Sie mir gefälligst etwas Holz kleinsägen.“

Des Nachmittags wird der Rachen gelöst zu einer Lustfahrt auf dem See. Ich rudere und Fräulein fischt. Solche prächtige Lachse, die man selbst gefangen hat, sind ja bekanntlich unendlich schmackhafter und dazu viel billiger als gekaufte. Wenn wir müde sind, dann rudern wir auf eine der zahllosen wilden Inseln los, die auf dem Wasser zu schwimmen scheinen. Fräulein hat vorsorglich die Kaffeekanne mitgebracht; ich baue ihr einen Herd zwischen den Felsen, während sie Holz sammelt. Dann gehe ich und suche Erdbeeren und andere Beeren, die auf diesen Inseln in Hülle und Fülle vorhanden sind. Auf den Ruf meiner Schwester, die sich im Schatten einer majestätischen Tanne häuslich niedergelassen, bringe ich meine Beute heim und bekomme zum Lohne eine Tasse Kaffee und ein tüchtiges Butterbrot. Das ist unser erstes Abendessen. Gewöhnlich dehnen wir unsern Ausflug noch weiter aus — denn dunkle Nächte giebt es hier nicht — und sehen uns auf der andern Seite des Sees die herrlichen Wasserfälle an, die noch keines Touristen Auge geschaut hat. Auf dem Heimwege kehren wir bei den uns befreundeten Bauern ein und erkundigen uns, ob Brunehild noch Zahnweh hat, ob Thora auch zufrieden ist mit der Mütze, die meine Schwester ihr gestickt hat, ob Harald endlich den lange belauerten Adler erwischt und wie viel der Schlächter für Haldans Kalb bezahlt hat. Während wir uns an einer Tasse köstlicher Milch erquicken, teile ich ihnen mit, daß ich am Sonntage über die Todsünde predigen werde, und daß alle zur Stelle sein müssen, nebenbei auch, daß Fräulein ein neues Lied zu Ehren des allerheiligsten Herzens eingeübt habe.

Ein anderes Mal machen wir einen Ausflug in die Berge und besuchen die Sennen. Der ganze See ist von himmelhohen Bergen umrahmt. Wir selbst haben dort ein Stück Wald und Weide mit kleinen Seen, die von Forellen wimmeln, und eine Sennhütte. Natürlich ist die Kaffeekanne unsere stete Begleiterin. Fräulein trägt dieselbe, während meine Wenigkeit die Mundvorräte mitschleppt. Ganz außer Atem sind wir auf einem Kamme angelangt, von wo unsere Blicke frei und ungehindert in unabsehbare Fernen schweifen können. Auf der Westseite sehen wir in der Ferne den Atlantischen

Ocean erglänzen; auf der Ostseite grüßen uns die in ewigen Schnee gefüllten Gebirge Schwedens; hier schauen uns 5, 10, 20 Seen an wie Augen, so blau wie der Himmel; rechts stürzt ein Wasserfall hoch vom Felsen hinab, links schlängelt sich der Nidelven wie ein Silberband im Tydalen und ergießt sich zu unsern Füßen in den Selbojö.

Hier müssen wir um jeden Preis Rast machen. Die Kaffeekanne wird aufs Feuer gesetzt, die Serviette auf dem Felsen ausgebreitet — der Tisch ist gedeckt. Wie wenig doch reicht aus für ein fürstliches Mahl in diesem von Gott selbst erbauten Palaste! Wir nehmen als Nachtisch ein Stückchen Käse, und dann singen wir. Fräulein schlägt den Lourdes-Hymnus vor, und bald hallen die Berge wieder von dem Lobe der unbefleckt empfangenen Gottesmutter. Seine Bischöfliche Gnaden meint, daß das „Ave Maria“ von Gounod sich nicht schlecht machen würde auf diesen Höhen, und während Fräulein die Geschirre zusammenlegt, stimmt er an unter der Begleitung der Echos aus den Tiefen.

Wir brechen wieder auf unter fortwährendem Gesange. Wir wiederholen die Lieder, welche die liebe, fromme Mutter uns gelehrt, als wir noch Kinder waren. Welch ein Glück, katholisch zu sein und mit 50 Jahren wieder ein Kind, ein katholisches Kind werden zu können!

Wir haben unsere Sennhirten gefunden, haben mit ihnen gesprochen vom lieben Gott, von ihren Seelen, von den Gefahren, die ihnen hier in der Einsamkeit drohen, wo die Mutter nicht über sie wachen kann. Sie haben uns versprochen, des Sonntags der Reihe nach zur hl. Messe zu kommen. Wir treten den Heimweg an. Wir haben nicht vergessen, aus einem der Seen unsern Vorrat an Forellen mitzunehmen. Meine Schwester hat auch ihre Kaffeekanne mit Beeren gefüllt, Tuttebären¹⁾ und Multebären und Erdbeeren, die sie einmachen will für den Herrn Pfarrer und die Schwestern von Trondhjem. Der Herr Vikar wird auch wohl nichts dagegen haben, ein paar Töpfe voll davon im Winter vorzufinden, wenn diese schöne Natur ein Bild allgemeiner Erstarrung darbietet.

Unsern Hauptgenuß bilden die Sonntage. Von 9 Uhr an eilen die braven Landleute herbei, um in dem mit Sträußen und Gewinden

¹⁾ tuttebaer = Preiselbeere; multebaer = eine Art Himbeere.

geschmückten Kapellchen sich einen Platz zu sichern. Um 10 Uhr beginne ich die Predigt, die meistens anderthalb Stunde dauert. Denn es liegt mir alles daran, während des Monates, der mir zum Aufenthalte am Selbojö vergönnt ist, alle Hauptwahrheiten unserer hl. Religion auseinanderzusetzen. Übrigens sind die Leute um so aufmerksamer und dankbarer, je länger ich zu ihnen rede. Nach der Predigt lese ich eine stille Messe, bei welcher meine Schwester einige Lieder singt, solange wir nicht den ersehnten kleinen Chor herangebildet haben. Am Schlusse der Messe wartet die ganze Gemeinde an der Thüre der Kapelle, um ihren Dank auszusprechen. Die Protestanten legen mir dann ganz offen und freimütig ihre etwaigen Zweifel vor und bitten um Lösung derselben.

Des Nachmittags wiederholt sich dasselbe rührende Schauspiel. Ich halte eine zweite Predigt von gleicher Dauer. Am Ende erkläre ich dann die nach der Morgenpredigt nicht erledigten Schwierigkeiten. Darauf wird in möglichst feierlicher Weise der sakramentale Segen gegeben. Wenn die Andacht vorüber ist, dann lagert sich die ganze Menge um die Kapelle herum und unterhält sich mit mir bis zum Anbruche der Nacht vornehmlich über Angelegenheiten ihres Seelenheiles. Die vertraulichen Gespräche mit diesen ebenso einsichtsvollen als tiefgläubigen Leuten haben etwas ungemein Rührendes und Ergreifendes und erfüllen mich mit schmerzlichem Bedauern darüber, daß ich nicht die ganze ländliche Bevölkerung Norwegens die Schönheiten der katholischen Kirche verkosten lassen kann.

Bisweilen kommt ein fremder Priester zum Besuche in meine Einsamkeit und nimmt an unsern Ausflügen teil. Dafür muß er dann des Sonntags das Hochamt halten, damit ich mit meiner Schwester den Gesang übernehmen kann.

IX. Kapitel.

In die arktischen Regionen.

1. Entfernungen.

Meine Mittheilungen sind bereits zu einem kleinen Buche angewachsen, und doch muß ich noch den anziehendsten und großartigsten Theil Norwegens besuchen, das Nordland und besonders Lappland, wo sich auch katholische Stationen befinden, die ihren Oberhirten erwarten. Wie soll ich die Wunder des Landes auf ein paar Seiten zusammendrängen? Ich will es versuchen, wenn auch ohne Hoffnung auf Erfolg.

Die hier zu durchlaufenden Entfernungen kommen niemand recht zum Bewußtsein, der nicht aufmerksam die Karte von Norwegen studiert; und das wird ja in der Regel vernachlässigt. Man nehme also eine Karte von Europa und setze seinen Bleistift auf das Kap Lindesnäs im Süden, falte das Blatt an der Stelle und lege den oberen Theil desselben auf den Süden Europas. Wo liegt dann das Nordkap, der nördlichste Punkt unserer Mission? In der Gegend von Siebenbürgen. Und doch komme ich leichter und billiger nach Siebenbürgen und nach Rom als nach Hammerfest, unserer dem Nordpol am nächsten liegenden Station. Und von da habe ich noch $1\frac{1}{2}$ Tage mit dem Dampfer zu fahren, um an die Grenze unserer Mission, nach Wadsjö zu gelangen. Wenn Sie zu Christiania den Dampfer nach New-York besteigen und ich den nach Wadsjö, dann werden Sie eher am Ziele ihrer Reise sein als ich. Meine Visitationsreisen sind also nicht gerade ein Kinderspiel. Glücklicherweise steht mir für die Reise längs der Küste ein regelmäßiger Dampferdienst zur Verfügung, und die Boote lassen an Schnelligkeit und Behaglichkeit nichts zu wünschen übrig. Aber die Kosten! Oh, die Kosten! Indes, die Reisen sind notwendig. Denn meine Confratres

dort bekommen außer mir niemals einen Priester zu Gesichte, es sei denn, daß ein geistlicher Tourist sich in diese Gegend verirrt. Sie sind durch ungeheure Entfernungen voneinander getrennt, die sie nur zurücklegen, um zur Beichte zu gehen.

2. Die Nordlandsküste.

Nachdem ich mich am Selbosjö erholt hatte, bestieg ich zu Trondhjem wieder das Dampfboot und zwar diesmal allein, weil meine Börse zur Bestreitung der Kosten einer so langen Reise für einen Begleiter nicht ausreichte. Es fehlte mir jedoch nicht an Gesellschaft; denn abgesehen von einer großen Anzahl Touristen, befanden sich wohl über hundert Leute aus dem Lande an Bord, welche sich im Verlaufe der Reise mit mir befreundeten und mir Gelegenheit zur Unterhaltung boten, zuerst über Heringe und Renntiere und dann über die katholische Kirche.

Der erste Tag bot nicht die geringste Abwechslung. Man sah nichts als nackte Felsen. Zu Ramfjos, einer am Ausgange des Ramfjosfjords gelegenen Stadt von 2000 Einwohnern, hielt der Dampfer ziemlich lange, so daß ich einigen dort wohnenden Katholiken einen flüchtigen Besuch abstatten konnte. Auf der weiteren Fahrt begegneten wir jeden Augenblick den Nordlandsjägtern,¹⁾ Schiffen von mittlerer Größe mit hohem Vordersteven und kleinem viereckigen Segel, über welchem ein noch kleineres trapezförmiges flatterte. Ihr Bestimmungsort war meistens Bergen. Rechts und links erblickte man fortwährend an den Felsen schwarz-weiße Kreise, die wie Zielscheiben ausfahen. Sie deuten die Stellen an, wo sich Haken befinden, an welchen die Schiffe anlegen können. Diese Kreise und Haken stehen unter der Aufsicht des Staates, ebenso wie die zahlreichen Leuchttürme und die zahllosen festen und schwimmenden Zeichen, welche den Schiffen die Fahrstraße anzeigen zwischen den kleinen Inseln und endlosen Klippen. Ohne diese Mittel würden die Schiffe unfehlbar zu Grunde gehen, zumal während der langen Winternächte, bei Nebeln und Schneefällen. Eine weitere und noch größere Gefahr für die

¹⁾ jaegt = Jacht, Schiff.

Schiffahrt in diesen Gewässern bilden die heftigen, durch den Golfstrom, durch Ebbe und Flut und durch die Stürme hervorgerufenen Strömungen, die sich oft durchkreuzen, das Schiff unversehens erfassen und gegen die Felsen treiben. Dennoch trogen unsere wackeren Seeleute allen diesen Gefahren mit bewunderungswürdigem Mute.

Seit zwei Jahren unterhält die Regierung eine Dampferlinie von Trondhjem nach Tromsö. Die Reise muß in drei Tagen zurückgelegt werden bei jedem beliebigen Wetter, im Winter wie im Sommer. Wie finden denn nun die Kapitäne ihren Weg während der Dunkelheit des Winters, wenn Nebel und Schnee es unmöglich machen, auch nur zehn Meter weit zu sehen? Sie sind ihres Schiffes sicher; sie wissen, wie viel Meter es in der Minute zurücklegt; sie erraten überall die Stärke der Strömungen. Vor ihnen liegt eine Seekarte, die alle freien Durchfahrten zwischen den Inselchen und Klippen anzeigt, daneben ein Kompaß und eine Uhr. Und nun rechnen sie: Wir sind fünf Minuten lang nördlich gefahren, haben also so viel Meter zurückgelegt. In dieser Entfernung ist eine Klippe zu vermeiden; deshalb müssen wir genau an diesem Punkte gegen Nordwesten ausweichen. Wir fahren zehn Minuten weiter; vor uns taucht eine Insel auf, die wir links liegen lassen müssen: also nordwestwärts! Und so geht es weiter oft ganze Tage lang. Wie sie es fertig bringen, begreife ich nicht; aber die Thatsache muß ich als Augenzeuge bestätigen.

Wenn die Rauheit und Unwirtlichkeit der Küste auch wenig Annehmliches bietet, so giebt es doch überall Studien zu machen.

Während der schönen Sommertage bemerkt man, daß das Licht, die Farbe und Durchsichtigkeit der Luft im Nordlande ganz andere sind, als im übrigen Europa. Selbst wenn man die Alpen kennt, kann man die Entfernungen hier nicht mehr abschätzen.

Es giebt vielleicht keine Küste der Welt mit einer so reichen Fauna. Das Wasser wimmelt von Kabeljauen, Heringen, Rochen, Lachsen. Oft schnellen Fünfsische von zwei bis vier Meter Länge, auch Delphine im Bogen über das Wasser hin, und Meerischweine wetteifern mit dem Boote an Schnelligkeit. Von Zeit zu Zeit läßt ein riesiger Wal seinen Rücken sehen und wirft seinen Wasserstrahl in die Höhe. Überall trifft man Scharen von Eidergänsen, deren rasche Bewegungen und plötzliches Untertauchen ergötzlich anzusehen sind. Sie suchen ihre Nahrung, kleine Muscheltiere und Krabben, bis auf 50 Meter Tiefe und bleiben häufig mehrere Minuten lang unter dem

Wasser. Die Möven flattern auf allen Seiten umher. Hier und da sieht man auch Göländs,¹⁾ welche den Möven ihre Beute streitig machen.

Je weiter wir nach Norden vordringen, desto zahlreicher wird die Tierwelt auf dem Lande sowohl als auf dem Meere. Alle Vögel und alles Wild ändern im Winter die Farbe und werden schneeweiß, die Hasen und Füchse nicht minder als Rentiere und Elentiere.

Während der Fahrt längs der Küste bemerkt man an bestimmten Stellen auf den Felsen gemalte, helle Flecken unmittelbar über dem Wasserpiegel. Sie haben den Zweck, die Lachse anzulocken, welche in der Meinung, einen Wasserfall zu sehen, sich denselben nähern und dann von den Fischern in Netzen gefangen werden. Überall liegen Fische zum Trocknen auf den Klippen ausgestreckt, weshalb sie Klippfisch genannt werden. An andern Stellen sieht man Legionen von Fischen gleichfalls zum Trocknen an Stöcken aufgehängt; daher der Name Stokfisch.

Während unserer Plauderei haben wir schon eine beträchtliche Strecke zurückgelegt. Vor uns tauchte die Insel Lekö auf mit einem Felsen, der einem Riesenmädchen ähnlich sieht. Bald folgte eine neue Insel, auf welcher eine andere Höhe, der Thorghatten²⁾, unsere Aufmerksamkeit auf sich zog. Er ist 250 Meter hoch und hat die Form eines zugespitzten Hutes, der er seinen Namen verdankt. Auch ist er ganz von einem natürlichen Tunnel durchstoßen, durch welchen man den Himmel auf der andern Seite sehen kann.

Am Fuße dieses Berges, zu Brönö passierten wir eine ganze Flotte von Schiffen, welche auf den Heringsfang auszogen. Die kleineren Fahrzeuge sind die Fischerboote, die größeren dienen als Transportschiffe. Sobald man an eine Heringsbank kommt, die stets durch Walfische und Scharen von Vögeln, welche Jagd auf dieselben machen, angekündigt wird, werden die Fischerboote telegraphisch benachrichtigt und oft durch Schleppdampfer herbeigeholt. Auch telegraphiert man nach allen Richtungen, um Tonnen und Salz zu beschaffen, welche von eigenen Dampfern befördert werden. Man kann die Heringe nur fangen, wenn sie sich der Küste genähert haben. Alsdann fährt man mit einem ungeheuren Netz, das oft 4000 bis 6000 Mark kostet, um die Bank herum, bis man das andere Ende des

¹⁾ goeland ist eine größere Art von Raubmöve.

²⁾ Thorghatten (Thorgh und hatten) = Hut des Thorgh.

Nezes an einer Stelle der Küste befestigen kann. Auf diese Weise schließt man oft 1000 bis 2000 Tonnen Heringe auf einmal ein. Es giebt nichts Interessanteres, als eine solche eingeschlossene Bank, die man hier staeng nennt. Die Masse der Fische ist so dicht, daß das Boot, welches hindurchfahren will, von den Fischen in die Höhe gehoben wird; und der Widerschein ihrer silbernen Schuppen, wenn sie an der Oberfläche zappeln, blendet förmlich das Auge. Aus dem staeng werden die Heringe mit kleinen Nezen einfach in die Boote geschöpft. Diese bringen dieselben ans Land, wo sie sofort ausgenommen, gesalzen, in Tonnen gepackt und mittelst größerer Boote an ihren Bestimmungsort befördert werden.

Einige Stunden nach unserer Abfahrt von Brönö sahen wir die große Insel Alsten vor uns aufsteigen mit ihren sieben majestätischen Bergspitzen, die man die Syv soestre, d. h. die sieben Schwestern nennt. Wir bogen rechts ab in das Bessensfjord hinein, dessen üppige Vegetation unter diesem Breitengrade wirklich erstaunlich ist. Man würde sehr irren, wenn man von der entsetzlichen Öde der Küste, an welcher wir die ganze Zeit entlang fahren, auf das Innere des Landes schließen wollte. Sobald man den Eingang eines dieser zahllosen Fjorde passiert hat, an deren Mündung man bis nach Lappland hinein vorbeifährt, so findet man zur Rechten wie zur Linken herrliche Wälder, fette Weiden und lachende Hafer- und Kartoffelfelder. Vom Bessensfjord drangen wir in das Ranenfjord ein, welches ungeheuer lang, aber kaum 1 Kilometer breit ist. Die Anwohner dieses Fjordes bauen die schönen, unter dem Namen ranenbaade bekannten Boote mit hohen Vorderstegen, die den venezianischen Gondeln ähnlich sehen. Es ist dies die volkstümliche Form des norwegischen Bootes.

Nach der Abfahrt von Mo, welches am Ausgange des Ranenfjords liegt, hielt der Dampfer noch an zahlreichen Stationen an. Hier entfaltete sich vor unsern entzückten Blicken ein großartiges Rundgemälde, welches von einem Kranze von Inseln und Bergen gebildet wird, deren silberglänzende Spitzen sich in den Wolken verlieren. Vor allen ragt der Svartisen hervor, dieses unermeßliche Schneefeld von 55 Kilometer Länge bei 16 Kilometer Breite, dessen Gletscher im Sonnenglanze strahlen.

Bald darauf erreichten wir das offene Meer, in welchem wir eine Stunde lang hinauffuhren. Was uns hier besonders auffiel, sind die wirklich seltsamen Gestaltungen der beiden Inseln Lovunden

und Threnen. Die erstere, welche 650 Meter hoch ist, liegt 30 Kilometer weit von uns, und Threnen, eine aus 4 Inseln bestehende Gruppe von gleicher Höhe, mehr als 45 Kilometer. Trotzdem schienen sie ganz nahe zu sein. Es giebt dort außerordentlich viele Lundsögel oder Mormonen, eine Art Taucher, deren Eier im Norden sehr geschätzt sind. Sie nisten in schwer zugänglichen Fels-spalten; aber desungeachtet werden die Nester regelmäßig ausgenommen.

3. Ins Eismeer hinein.

Ein vorn am Schiffe abgefeuerter Mörser entriß uns plötzlich unsern Betrachtungen über die sonderbaren Gestaltungen dieser fernen Inseln. Wir hatten eben, bei 66° 30' nördlicher Breite, den Polarkreis passiert und steuerten ins Eismeer hinein. Wir hatten die Schwelle der arktischen Regionen überschritten, dieser geheimnisvollen Gewässer, wo die Sonne im Winter nicht aufgeht, im Sommer dagegen nicht untergeht, sondern monatelang über dem Horizonte steht, ohne ihn jemals zu berühren. Etwas weiter begrüßten wir die Insel Hestmandö oder Reiterinsel, deren Spitze 530 Meter hoch ist und die Gestalt eines Reiters hat, dessen weiter Mantel das Pferd bedeckt. Die alte Saga berichtet, dieser Reiter sei der Bruder der Riesenjungfrau, der wir gestern bei Lekö begegnet sind; der Thorgh habe diese Jungfrau verfolgt; dann habe der Hestmand ihm mit einem Pfeile den Kopf durchbohrt, dessen Loch noch jetzt sichtbar sei.

Es folgte Station auf Station. Die Berge der Küste nahmen von Stunde zu Stunde an Höhe und Wildheit zu. Jeden Augenblick zeigte uns ein Fjord in seinen Tiefen eine neue Verzweigung des Svartisens, die ihre Moräne vor sich herschiebt.

Gegen Abend des zweiten Tages nach unserer Abfahrt von Trondhjem umfuhren wir das Kap Runnen, einen gewaltigen Felsen von 609 Meter Höhe, den der Svartisen ins Meer hinausstreckt. Weiter und immer weiter wurde der Gesichtskreis, bis zuletzt auf der Höhe von Bodö, einer Stadt von 3700 Einwohnern, unser Blick sich versenkte in die Schluchten des Sulitelmas, eines herrlichen Gebirgszuges auf der schwedischen Grenze, dessen weiße Spitzen



Gervais Sc. Lyon

Svolvär auf den Lofoteninseln.

bis zur Höhe von 1800 Metern emporsteigen. Während das Boot zu Bodö anlegte, hätte ich gern der alten katholischen Kirche einen Besuch abgestattet, in deren Pfarrhause der verbannte Louis Philipp unter dem Namen Müller auf seiner Reise zum Nordkap im Jahre 1796 verweilte. Aber ich hatte kaum Zeit genug zu einem Besuche des berühmten Saltströms. Zwei Inseln trennen die beiden großen Fjorde Saltenfjord und Skjerstadsfjord. Das letztere ist eine Fortsetzung des ersteren und steht nur durch drei enge Sunde mit demselben in Verbindung. Wenn nun die Meeresflut sechs Stunden hindurch abwechselnd steigt und fällt, dann strömt eine Wassermenge von mehreren Milliarden Kubikmeter — entsprechend einer Oberfläche des inneren Fjordes von 350 Quadratkilometern — innerhalb 24 Stunden zweimal durch diese Kanäle aus und ein, aus dem Saltenfjord in das Skjerstadsfjord und umgekehrt, und bildet auf diese Weise den sogenannten Saltström. Diese Strömung ist so heftig, daß die Schiffe nur während einer Stunde, zwischen Ebbe und Flut, diese Sunde passieren können, falls sie nicht Gefahr laufen wollen, in tausend Stücke zerbrochen zu werden. Ein Seitenstück zum Saltström findet sich unter demselben Breitengrade zwischen den äußersten Inseln der Lofoten, Moskenäsö und Bärö, wo der Malström für die Schiffe ebenso gefährlich ist. Wenn man in das Skjerstadsfjord hineinfährt, so bemerkt man mit Staunen, daß im Hintergrunde desselben eine Eisenbahn mündet. Sie führt zu den Eisen- und Silberminen am Fuße des Sulitjelmas. Wir konnten jedoch keinen Gebrauch davon machen; denn unser Sirius rief uns wieder an Bord zur Fortsetzung unserer Reise nach Norden.

4. Die Lofoten. Der Stokfischfang.

Von Bodö aus steuerte das Boot in das weite Vestfjord hinein und brachte uns in westlicher Richtung nach Svolvär auf den Lofoten. Sobald wir die bergige Insel Ladegode hinter uns hatten, erblickten wir die zackige Kette dieser Inseln in ihrer ganzen Ausdehnung. Sie bildet einen weiten Halbkreis, der von dem ganz nördlich, unmittelbar vor dem Festlande gelegenen Westeraalen-Archipel ausgeht und sich in südwestlicher Richtung 150 Kilometer

weit in den Ocean erstreckt. Bädeler vergleicht denselben treffend mit einem Rückgrat, dessen Wirbel sich mehr und mehr verjüngen und in einer Schwanzspitze enden. Die Inseln liegen so nahe bei einander, daß es scheint, als bildeten sie eine einzige zusammenhängende Kette von Höhen und Spizen, die an die tausend Meter hoch sind, von riesigen Felswänden, die aus dem Wasser emporsteigen, und von wilden Schluchten, in denen das Auge sich verliert. Der vulkanische Charakter dieser Berge offenbart sich überall. Vor den Bergen befinden sich Landzungen und sehr niedrige, aber entsetzlich nackte Inselchen, während die Berge selbst eine wenn auch bescheidene Vegetation aufweisen.

Auf diesem Streifen zerklüfteter Felsen haben sich zahlreiche Städtchen und Fischerdörfer eingenistet. Was sie angelockt hat, ist jedoch nicht die großartige Poesie dieser Küstengegenden, sondern der Stockfischfang. Dieser Fang findet statt im Vestfjord, welches die Lofoten vom Festlande trennt, und zwar von Mitte Januar bis Mitte April, wo der Stockfisch zum Laichen an die Küste geht. Zum Fangen braucht man Angeln oder Neze oder lange Schnüre, an welchen Heringe oder ein kleiner Fisch von Metall als Köder befestigt werden. An den drei Hauptbänken sind die Fische während dieser Periode in solcher Fülle vorhanden, daß man die Angel oder die Schnur nur auszuwerfen und gleich wieder zurückziehen braucht, weil der Fisch sofort angebissen hat. Die gefangenen Fische werden ans Land gebracht, geöffnet oder gespalten, zu zweien am Schwanz zusammengebunden und so zum Dörren an Stöcken aufgehängt. Die Leber wird in besonderen Fabriken zur Bereitung des Leberthrans verwendet; andere Fabriken verwandeln die Köpfe in Guano. Man kocht auch die Köpfe mit Seegras, um das Vieh damit zu füttern. In diesen arktischen Gegenden, wo das Heu so selten ist, giebt man den Kühen sogar gesalzene Heringe zu fressen. Und sie fressen dieselben auch in der That!

Zur Zeit des großen Stockfischfanges strömen die Seeleute aus dem ganzen Norden Norwegens herbei. Man sieht im Vestfjord oft 5000 bis 6000 große Schiffe mit einer Mannschaft von 30000 bis 32000 Köpfen. Der Ertrag beläuft sich wohl auf 25 Millionen Stück Fische, und der Verdienst ist kein geringer. Aber dieser Verdienst ist auch mit schweren Opfern verbunden. Zunächst sind diese armen Leute in eigens für sie erbauten Hütten schlecht untergebracht. Mitten in jeder Hütte steht ein Herd, auf dem sie ihre kargen Mahl-

zeiten bereiten. Aber ihre Hauptfeinde sind die Stürme, von denen sie oft mitten im Vestfjord, 10 bis 12 Kilometer weit von der Küste, überrascht werden. Wenn dann das Boot kentert, suchen sie sich auf dem Kiel zu halten, der manchmal mit Ringen und Klammern versehen ist. Meistens aber treiben sie ihr Messer in das Holz und klammern sich so an demselben an. Aber trotzdem entgehen die armen Fischer selten dem Tode, obwohl seit einigen Jahren an dieser Küste Rettungsboote in fortwährender Thätigkeit sind. Wenn das Boot an der Küste scheitert, so zeigt die Zahl der eingetriebenen Messer ziemlich genau die Zahl der verunglückten Schiffer an. Ich glaube nicht, daß irgend eine Küste der Welt so viele Witwen und Waisen zählt, als die Küstenstriche des Nordlandes.

5. Nüchternheitsgesetz.

Während der Fangzeit ist der Verkauf alkoholischer Getränke seitens des Staates sowohl als der Gemeinde gänzlich verboten. In der letzten Saison hatten einige gewinnstüchtige Persönlichkeiten trotz des strengen Verbotes zu Kvalø Verkaufsstellen eingerichtet. Aber sie haben ihr gesetzwidriges Vorgehen schwer büßen müssen. Denn die Schiffer selbst haben ihnen ihre Buden in tausend Stücke geschlagen und den Inhalt ihrer Fässer ins Meer laufen lassen.

Die Schankgesetzgebung ist überhaupt in Norwegen eine ganz musterhafte. Zunächst dürfen die Kaufleute nicht unter 250 Liter Branntwein verkaufen. Ferner kann in jeder Gemeinde die Mehrzahl der Erwachsenen mit Einschluß der Frauen darüber entscheiden und zwar mit zwei Drittel Stimmenmehrheit, ob der Verkauf geistiger Getränke in der Gemeinde gestattet sein soll oder nicht. Wird der Verkauf erlaubt, so wird er einer Aktiengesellschaft (samlag) übertragen, die nicht mehr als 5 Prozent Dividende von ihrem Kapital geben darf. Der Überschuß des Gewinnes wird unter den Staat, die Gemeinde und den Samlag verteilt und zu gemeinnützigen Arbeiten oder Einrichtungen verwendet. Auf diese Weise werden auch die Hospitäler unserer Schwestern zu Christiania und Forsgrund von dem Samlag dieser Städte unterstützt. Überdies ist jeder Verkauf geistiger Getränke, das Bier nicht ausgenommen, an

Sonn- und Feiertagen, sowie an deren Vorabenden von 5 Uhr ab unbedingt verboten, damit die Arbeiter ihren Lohn nicht gleich nach dem Empfange desselben verschwenden können. Endlich werden auch die Mäßigkeitsvereine — und solche giebt es in allen Gemeinden — von seiten des Staates wirksam unterstützt. Dank den Bemühungen dieser Vereine haben mehr denn 200 000 Norweger das Gelöbniß abgelegt, niemals geistige Getränke zu genießen oder zuzubereiten oder zu kaufen und zu verkaufen. Leider sind viele dieser Vereine in den Händen der Good Templars,¹⁾ welche laut einer mir kürzlich zugegangenen Entscheidung des hl. Stuhles wegen ihres Charakters als Geheimbund unter die kirchlichen Censuren fallen. Ebenso wie die Schankgesetze dienen auch die hohen Steuern auf Einfuhr und Fabrikation geistiger Getränke zur Bekämpfung der Trunksucht. Weil die Lappen derselben besonders zuneigen, hat man die Einfuhr von Branntwein in Finnmarken noch mit einer besonderen Steuer belegt.

6. Die Mitternachtssonne.

Unser wackerer Sirius ist seit 3 Uhr in Thätigkeit gewesen. Es ist Mitternacht. Die Königin des Tages, hoch im Norden thronend, gießt fort und fort die Ströme ihres purpurnen, goldigen, rothigen, violetten und bläulichen Lichtes aus über die stillen Fluten, über die blendenden Gipfel der Vosoten, der Westeraalen und des Festlandes. Welch ein Panorama! Es läßt sich nicht beschreiben. Wollte ich es versuchen, es würde mir nicht gelingen; und gelänge es mir, so würde man mir nicht glauben. Wir sind alle auf dem Verdecke versammelt, schwimmend in diesem Ocean namenloser Farbentöne. Wir lassen unsere Blicke schweifen über dieses Feenland. Inmitten dieser geheimnisvollen Stille, welche selbst die Wölve durch ihr Geschrei nicht zu entweichen wagt, fühlen wir den Flug des Engels der Nacht, der an der Seite des Engels des Tages den Weltenraum durch-

¹⁾ Der Order of the Good Templars ist eine amerikanische Gesellschaft, deren Hauptzweck die Bekämpfung des Alkoholismus ist. Seine Organisation gleicht vollständig der der Freimaurerei, und darum ist er von der Kirche als Geheimgesellschaft censurirt. Der Übersetzer.

schwebt. Wir sind in Schweigen versunken, und doch steigt aus jedem gläubigen Herzen ein Loblied ohne Worte empor zum Preise des Herrn, der alle diese Wunder aus dem Nichts ins Dasein gerufen. O, wie schön muß er sein, Gottes Himmel, wo Er selber die ewige Sonne des Tages wie der Mitternacht ist!

7. Das Hexenfjord.

Nachdem wir die Haupthäfen der Lofoten besucht hatten, überraschte uns der Kapitän durch die Einfahrt in das Trolsfjord oder Hexenfjord, eine kleine Verzweigung des Raftjundes. Der Raftjund scheidet die Gruppe der Lofoten von der unermesslichen Insel Hindö, die zum Vesteraalen-Archipel gehört. Das Hexenfjord ist eine so enge Spalte, daß unser großes Boot kaum hineinkommen konnte. Die Wände desselben, welche aus der Oberfläche des Wassers senkrecht emporsteigen, sind so hoch, daß niemals ein Sonnenstrahl in diese Höhle hineindringt. Das Meerwasser ist dort so schwarz wie Tinte. Im Hintergrunde erscheint, in der Luft hängend, ein Gletscher, der einen Strom kalten Wassers zu unsern Füßen niederwälzt, dessen Dampf uns vor Kälte zittern macht.

Der Kapitän ließ einen Mörser abbrennen, während gleichzeitig der Steuermann einen gellenden Pfiff erschallen ließ. Großer Gott! Welch ein Teufelskonzert! Schwärme aufgeschreckter Eidergänse tauchen mit verzweifelmtem Geschrei ins Meer. Heere von Möven flattern wild um uns herum und mischen ihre kreischenden Stimmen in die der Gänse. Aus allen Löchern stürzen Geier hervor, pfeifend und zischend vor Schrecken. Und hoch über uns, so hoch, daß wir kaum hinaufzuschauen wagen, um nicht vom Schwindel erfaßt zu werden, schweben majestätische Adler in den Lüften, als wollten sie die Geheimnisse erforschen, die der Abgrund verbirgt, in welchem wir dahinfahren. Wahrlich, das Fjord hat seinen Namen redlich verdient! Nur mit großer Mühe wendete das Boot zur Seite, um aus diesem Hexenloche herauszukommen.

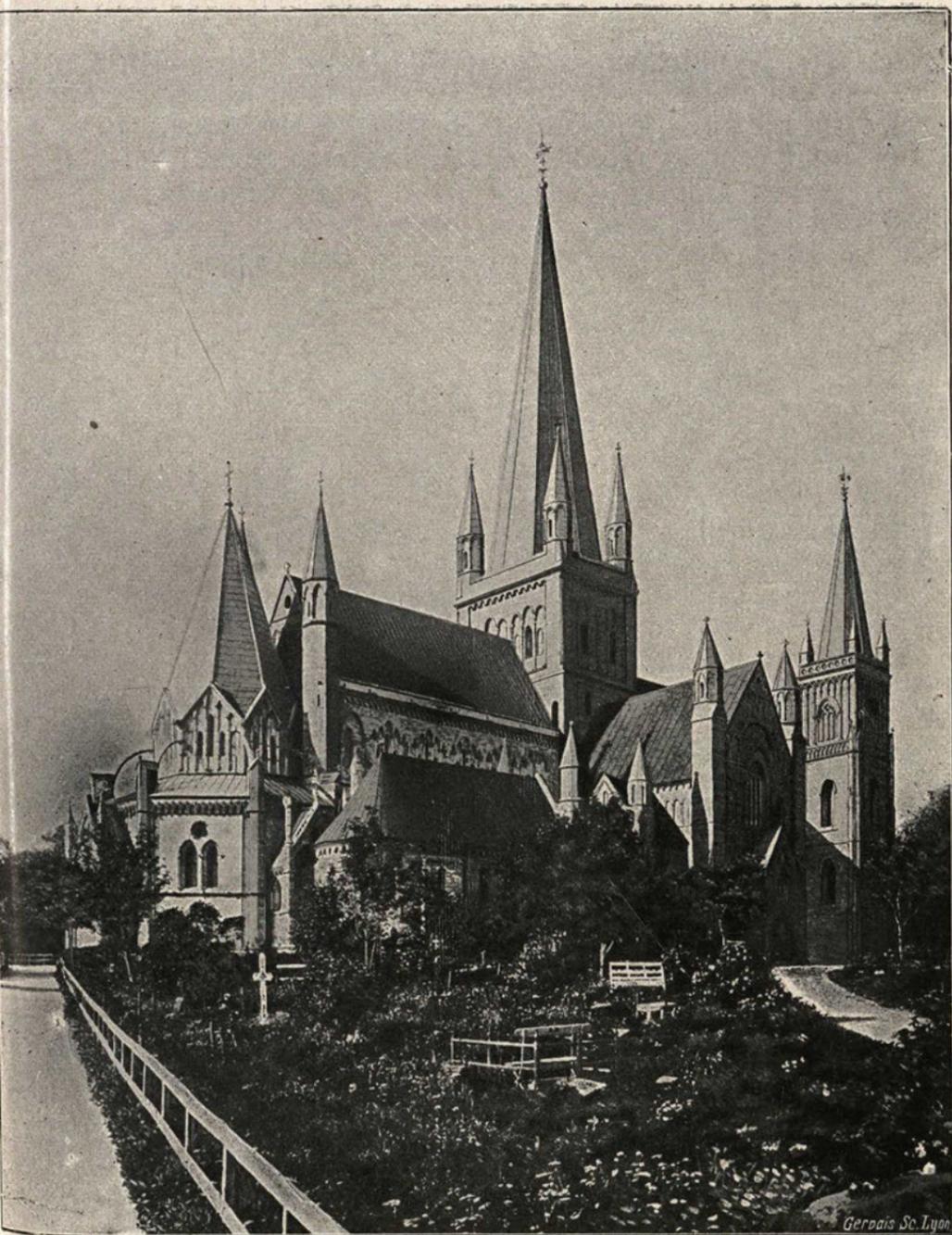
Gegen Mittag fuhren wir am Eingange des Lofotenfjords vorüber, eines der größten Fjorde Norwegens. Im Hintergrunde

deselben, zu Victoriahavn¹⁾ mündet die noch unvollendete Eisenbahn, welche den Hafen von Lulea, hoch im Norden der Ostsee, mit dem Eismeere verbinden soll. Dort soll sie den Schiffen das unererschöpfliche Magneteisenerz von Gellivara zuführen, welches mit der Zeit die Eisenbergwerke des ganzen Festlandes in Schatten stellen wird. In diesem Fjorde hat man auch die reichen Lager von Marmor in unendlich verschiedenen Farbenabstufungen entdeckt, welche in Zukunft den besten Brücken Italiens und Griechenlands das Feld streitig machen werden.

8. Harstad.

Wir hatten den Tjöllfjund passiert und waren in das Baagsfjord eingefahren, welches an majestätischer Schönheit mit dem Vestfjord wetteifert. Sehen Sie dort in der Ferne, über die Häuser des Städtchens Harstad hervorragend, diesen schlanken Turm auf einer kleinen, aber reizenden Kapelle? Sehen Sie die Flagge, die dort weht, um uns zu begrüßen? Hier ist endlich wieder ein katholisches Gotteshaus. Es ist die Kapelle der hl. Sunniva, die ich erst vor zwei Jahren habe erbauen lassen. Unser eifriger Katechet erwartet mich am Landeplaze, um mich dahin zu führen. Seit langer Zeit hatte ich den Wunsch gehegt, zu Harstad eine Filiale von Tromsö zu gründen. Denn einerseits waren die Katholiken der Lofoten und der Westeraalen, ebenso wie die des Festlandes von ihrer Pfarrkirche in Tromsö zu weit entfernt. Andererseits verspricht das kleine Harstad die wichtigste Stadt des ganzen Nordlandes zu werden, da es im Mittelpunkte des Verkehrs dieser ganzen Gegend und auf der unermesslichen Insel Hindö liegt, welche 5 große protestantische Pfarren umfaßt. Schon im Mittelalter lag ganz nahe bei Harstad eine prächtige katholische Kirche im gotischen Stile. Sie hieß die Kirche von Trondenäs und dient noch jetzt den Protestanten als Pfarrkirche. Eine besondere Freude gewährt es, dort die alten Altäre und selbst die Meisterwerke der Skulptur und Malerei, welche katholische Heilige darstellen, wiederzufinden. Diese Kirche war

¹⁾ Der Name Victoriahavn wurde später in Norvit umgetauscht. Der Übersetzer.



Die Kathedrale von Trondhjem nach ihrer Restauration.

eine Präbende der Kathedrale von Trondhjem, und der Dompropst von Trondhjem war ihr Pfarrer. Daher der Name Trondenäs. Im Jahre 1889 gelang es mir endlich, zu Harstad einen Bauplatz zu erwerben, der die Stadt und das Fjord beherrscht und aus der Ferne einen Blick auf die Kirche von Trondenäs gestattet. Aber erst im Jahre 1893 wurde die neue Kapelle fertig. Am Feste Mariä Himmelfahrt konnte ich sie einweihen und dort einen Katecheten anstellen, der die religiösen Zusammenkünfte leitet, während der Vikar von Tromsö zu bestimmten Zeiten den kirchlichen Gottesdienst abhält.¹⁾



Katholische Kapelle zu Harstad auf der Insel Hindö.

9. Tromsö.

Nach Beendigung der kanonischen Visitation in Harstad nahm ich meine Nordlandsreise wieder auf. Tromsö, das Paris des Nordens, war mein Reiseziel. Die Fahrt dahin dauert 12 Stunden.

¹⁾ Seit mehreren Jahren hat Harstad einen eigenen Pfarrer. Der Übersetzer.

Je weiter wir in diesem Labyrinth von Meerengen vordringen, desto großartiger wird die Natur. Wollte ich versuchen, die finsternsten Schönheiten des Salangensfjords zu schildern, das wir zuerst durchfahren, oder die des Mjöfundes, wo wir zwischen den Riesensäulen des Arbodstinds und des Fartinds hindurchsteuern, die in Eis und Schnee gehüllt sind und ihre funkelnden Wasserfälle in die Tiefe senden, oder das unvergleichlich schöne Panorama von Kastnäs-havn und die Reize des großen Malangensfjords mit seinen lachenden und fruchtbaren Ufergeländen, dann würde ich mich einer unverzeihlichen Anmaßung schuldig machen.

Tromsö ist eine Stadt von 7000 Einwohnern, Sitz eines Amtmanns und eines protestantischen Bischofs. Sie liegt unter 69° 38' nördlicher Breite auf der kleinen Insel gleichen Namens. Die Insel selbst liegt im Tromsund zwischen dem Festlande und der großen Insel Kvalö. Die Insel Tromsö erfreut sich einer in diesen arktischen Regionen unerhörten Fruchtbarkeit. Mit ihren Birkenwäldern und im Blumenschmelze prangenden Wiesen gleicht sie einem Smaragd, bei dessen Anblick man die mit ewigem Schnee und Eis bedeckten Berggipfel, die ringsum den Horizont begrenzen, vergißt.

Im Hafen von Tromsö trafen wir eine ganze Flotte von Schiffen aller Art, von den aus allen Weltteilen kommenden Bergnütungsjachten bis zu den Kauffahrern aus dem weißen Meere, welche hier russisches Mehl gegen norwegischen Stockfisch austauschen. Tromsö ist nämlich eine bedeutende Handelsstadt. Sie besitzt eine eigene Flotte, die im Sommer bis zu den Eisfeldern Spitzbergens hinauf auf Eisbären, Walrosse und Robben Jagd macht. Doch schauen Sie! Eine leichte Barke durchschneidet die Wellen. Hüte und Tücher werden geschwenkt. Es sind meine beiden geistlichen Mitbrüder, die mich abholen. Sie führten mich im Triumphe zum Pfarrhause. Am Eingange desselben empfingen mich die Schulkinder unter der Leitung ihrer Lehrerin mit einem fröhlichen Liede. Die Erwachsenen drängten sich um ihren Bischof und drückten ihm mit rührender Herzlichkeit die Hand. In den Missionen fühlt sich der Bischof als Vater aller seiner Gläubigen. Aus ihrer kindlichen Anhänglichkeit schöpft er die Kraft, sein Leben für sie zum Opfer zu bringen. Die katholische Kirche zu Tromsö ist ziemlich groß und schön. Sie datiert aus dem Jahre 1860.



10*

Tromsø.

10. Die ehemalige Nordpolmission.

Im Jahre 1854 hatte Papst Pius IX. alles Land nördlich vom Polarkreise zu einer apostolischen Präfektur erhoben und dieser Mission den Namen Nordpolmission gegeben. Weil die Polargegenden Norwegens am besten dazu geeignet zu sein schienen, so wählte man Alten im entlegensten Teile Lapplands zum Hauptsitze dieser Mission. Man richtete dort eine Kapelle ein und eröffnete ein Seminar zur Ausbildung von Missionaren für diese ganze umfangreiche Präfektur, welche die nördlichen Teile Norwegens und Amerikas, Grönland, Island, die Faröer-Inseln u. s. w., u. s. w. umfaßte. Von Alten kamen die Missionare auch nach Tromsö und eröffneten dort eine Station. Später erkannte man, daß die Wahl Altens zum Mittelpunkte einer Mission, deren größter Teil keinerlei Verbindung mit Lappland hatte, eine verfehlte war. Trotzdem hielt man die beiden Stationen bei, verlegte dagegen im Einverständnis mit der Propaganda den Sitz des apostolischen Präfekten nach Kopenhagen, d. h. in eine andere Mission. Noch später, am 17. August 1869, trennte der hl. Stuhl zunächst Norwegen vom Apostolischen Vikariate Schweden, erhob es zu einer eigenen Apostolischen Präfektur und teilte dieser das norwegische Lappland zu unter der Leitung meines ehrwürdigen Vorgängers, des hochwürdigen P. Bernard. Gleichzeitig damit erhob der Papst Dänemark zu einer besonderen Präfektur und wies dieser alle dänischen Besitzungen zu, die bis dahin zur Nordpolmission gehört hatten. Außerdem wurden die schottischen Inseln dieser Mission mit Schottland vereinigt und der Norden Amerikas, mit Ausnahme des dänischen Grönlandes, mit Kanada verbunden. Auf diese Weise war die Nordpolmission verschwunden. Ihr also verdanken unsere arktischen Regionen die Stationen Alten und Tromsö. Man würde wohl nicht an ihre Gründung gedacht haben, bevor die volkreicheren Gegenden und die bedeutenden Städte des südlichen Norwegens ihre Stationen erhalten hätten. Weil man aber einmal da war, mußte man auch da bleiben, um die neugewonnenen Gläubigen dieser entlegenen Gegenden nicht im Stich zu lassen. Man mußte sogar die Zahl der Stationen vermehren, damit die Priester nicht so vereinsamt daständen. Deshalb wurde die Station Hammerfest gegründet und meinerseits die Filiale Harstad errichtet. Um diesen so schwierigen und so kost-

spieligen Teil unserer Mission zu heben, werden wir uns nach Kräften bemühen, nicht zwar die Zahl der Stationen, wohl aber die Zahl der Filialen zu vermehren.

Zu Tromsö haben wir ein gutes Pfarrhaus und eine blühende, stark besuchte Schule. Die Station von Tromsö hat mir vor allen andern immer die größte Freude und Genugthuung bereitet.

11. Die Lappen.

Zu Tromsö trifft man schon zahlreiche Lappen, die in der Umgegend ihre Renthiere weiden. Sie haben sogar in der Nähe ein Lager, in welchem sie den Sommer verbringen. In ihrem festen Lager wohnen die Lappen in Hütten aus Rasen oder Steinen oder kleinen Baumstämmen oder Erde oder Birkenrinden. Die Hütten sind rund und oben mit einer Öffnung versehen, durch welche das Licht eindringt und der Rauch abzieht. In der Mitte hängt an einer Kette eine Pfanne herab, auf der man ein fortwährendes Feuer unterhält. Zu beiden Seiten des Feuers schlafen die Familienglieder und das Gefinde.

Die Lappen sind sehr klein, etwa von der Statur fünfzehnjähriger Kinder. Die Norweger dieser Gegenden sind gegen sie wahre Riesen. Die Kinder der Lappen sind auffallend schön; aber diese Schönheit macht später einer abstoßenden Häßlichkeit Platz, die noch erhöht wird durch ihre unbeschreibliche Unreinlichkeit. Alle ihre Kleidungsstücke, selbst die Schuhe sind aus Renthiertellen gefertigt, und zwar sind die Haare nach außen gefehrt. Ein roter oder blauer Besatz erhöht den Schmuck der Tracht. Die Damen tragen dazu seidene Halstücher in grellen Farben, deren Zahl zugleich den Rang und den Reichtum anzeigt. Die Kleider werden mittelst eines ledernen Gürtels um die Hüften zusammengehalten. Diese Kleidung ist dieselbe im Sommer wie im Winter, mag es warm oder kalt sein.

Das Rentthier, welches im wesentlichen dem Hirsche gleicht, liefert den Lappen aber nicht bloß die Kleidung, sondern auch die Nahrung und alle zum täglichen Gebrauche nötigen Gegenstände. Aus den Fellen machen sie ihre Zelte; Milch und Fleisch werden genossen;



Lappländisches Lager.

Geweibe und Knochen liefern den Rohstoff zu Geschirren; aus den Eingeweiden verfertigen sie Fäden und Stricke. Außerdem dient das Renntier auch zum Ziehen ihrer kleinen Schlitten, mit denen sie auf dem Schnee, der 9 bis 10 Monate lang das Land bedeckt, ungeheure Entfernungen zurücklegen.

Es giebt wilde Renntiere, d. h. solche die niemand angehören, aber sie sind selten. Die meisten haben ihre Eigentümer, welche oft Herden von 1000 bis 5000 Stück besitzen: ein ganzes Vermögen! Aber auch die sogenannten zahmen Renntiere lassen sich nicht eigentlich zähmen. Wenn ihre Herren nicht so ausgezeichnete, fuchs-ähnliche Hunde hätten, würden sie die Renntiere unmöglich zusammenhalten können. Will man dieselben melken — was zweimal wöchentlich geschieht — oder anspannen, dann müssen die Hunde sie herbeitreiben. Man fängt sie dann mit einer Art Schlinge, die man ihnen um die Hörner wirft. Die Milch des Renntieres ist sehr fett und kräftig und wird deshalb vor dem Genuße mit Wasser verdünnt. Die Lappen bereiten daraus auch einen guten Käse, der größtenteils für den Winter aufbewahrt wird. Das Fleisch ist äußerst wohlschmeckend. Während der Frostzeit im Winter wird es bis nach Christiania geschickt, wo es nicht teurer ist als Rindfleisch.

Die Renntiere nähren sich von einem weißen Mooje, welches sie im Winter unter dem Schnee aufzufinden verstehen. Auf ihrer Nahrungsjuche machen die Tiere unglaublich weite Reisen. Ihre Herren müssen ihnen dann folgen und sich deshalb zu einem vollständigen Nomadenleben verstehen, während dessen sie Zelte aus Fellen bewohnen. Es giebt aber auch nur zwei wirkliche Lappendörfer, Karaskjok im Herzen von Finnmarken und Routokeino an der russischen Grenze. Allerdings giebt es auch Lappen, die mehr sesshaft sind, nämlich die Söläpper oder Seelappen. Diese sind verarmte Lappen, die keine Renntiere mehr besitzen und sich vom Fischfange ernähren müssen. Sie tragen Kleider aus Tuch, meist von blauer Farbe, aber so ziemlich von demselben Schnitt wie die Fjeldlapper d. h. die nomadisierenden Lappen. In ihrem eigenen Lande nennt man die Lappen auch Finner (Finnen), und deshalb wird in Norwegen Lappland gewöhnlich mit dem Namen Finnmarken bezeichnet.

Bekanntlich gelten die Lappen als Stammesbrüder der Magyaren in Ungarn, die davon freilich nicht sehr erbaut sind. Zweifellos sind die Lappen und Finnen die ältesten Bewohner Norwegens. Beide

gehören zur mongolischen Rasse und müssen vor 2000 Jahren dieselbe Sprache gesprochen haben. Die Finnen jedoch, die man heutzutage Kväner nennt, haben viel früher christliche Bildung und Gesittung angenommen und unterscheiden sich von den Norwegern nur durch ihre Schiefäugigkeit und ihre Sprache. Die Lappen sind, wie bereits bemerkt wurde, unter mittlerer Größe. Sie haben eine niedrige Stirn, kleine Augen, eine stumpfe Nase, dicke Lippen, einen großen Mund, starke Backenknochen und eine gelbe Hautfarbe. Mit den Ungarn haben sie einen unglaublichen Stolz gemein; sie verachten alles, was nicht lappländisch ist, derart, daß sie niemals ihre Töchter an Norweger verheiraten. Sie sind alle in der Staatskirche getauft; darin besteht aber auch so ziemlich ihr ganzes Christentum. Dagegen haben sie sehr viel von dem heidnischen Aberglauben ihrer Vorfahren bewahrt. Ihre Unsittlichkeit ist entsetzlich und macht ihre Bekehrung äußerst schwierig. Diejenigen aus ihnen, welche katholisch geworden sind, wollen nicht mehr den Namen und die Kleidung der Lappen tragen. Sie begreifen von selbst, daß die Zugehörigkeit zu dieser größtenteils entarteten Rasse keine große Ehre ist. Möge der liebe Gott uns helfen, dieses arme Volk aus seiner Verfunkenheit aufzurichten!

Meine Amtsgeschäfte zu Tromsö sind erledigt. Eine stattliche Anzahl Neubekehrter hat das hl. Sakrament der Firmung empfangen. Die Alten haben sich neugestärkt; die Schulkinder haben Gelegenheit gehabt, mir ihre Kenntnisse zu zeigen; alle Katholiken haben mich besucht und ihres Herzens Freude wie ihres Herzens Leid mir anvertraut. Ich habe einige glückliche Tage verlebt in traulichem Verkehr mit meinen teuren Priestern. Wir haben zusammen neue Pläne entworfen zur Ausbreitung des Reiches Gottes. Und nun muß ich scheiden, noch weiter nordwärts ziehen, wo andere Brüder und andere geistliche Kinder mich erwarten. Alle Katholiken Tromsös geben mir das Geleite zum Landeplage, und lange noch sehe ich aus der Ferne ihre Tücher flattern.

Von Tromsö aus durchfuhr das Boot zwischen dem Festlande und großen Inseln eine Reihe von Meerengen voll unbeschreiblicher Schönheit. Vor dem Fuglösun, der links ins offene Eismeer mündet, hielt das Schiff, um die Mitternachtssonne zu erwarten. Der entzückende Blick auf das von der Sonne beleuchtete Meer, auf dessen Oberfläche ihr ambragoldener Widerschein wunderbar verschmilzt mit dem silberdurchwirkten Himmelsblau, im Vordergrunde



Lappländische Fischer.

die 784 Meter hohe Insel Juglö, deren scharf geschnittene Umrisse an die Insel Capri erinnern, im Hintergrunde links die rotgoldene, fast unbewegliche Sonnenscheibe: dieser Anblick allein würde den Touristen reichlich lohnen für eine Reise von Paris oder Berlin nach Finnmarken.

12. Der Walfischfang.

Das Schiff setzte sich wieder in Bewegung in der Richtung auf Skaaro, eine kleine Insel, auf welcher sich eine Thranfiederei befindet. Dieselbe machte sich schon von weitem durch einen penetranten Geruch und durch fettige Keste, die auf dem Meere schwammen, bemerklich. An der Stelle, wo wir landeten, war das felsige Ufer derartig mit Fett bedeckt, daß man sehr vorsichtig auftreten mußte, um nicht zum Falle zu kommen. Gleichzeitig mit uns langte ein Walfischfänger an, der einen prächtigen Wal von etwa 16 Meter Länge im Schlepptau führte.

Der Wal ist bekanntlich, obgleich er das Aussehen eines riesigen Fisches hat, in Wirklichkeit ein Säugetier, welches nach achtzehnmonatlicher Tragzeit ein mehr als 4 Meter langes Junges zur Welt bringt, das zwei Jahre lang von der Mutter gesäugt wird. Der Walfisch erreicht manchmal eine Länge von 25—28 Meter und ein Gewicht von 110 000 Kilogramm. Derjenige, den man gerade heranschleppte, mochte etwa 65 000 Kilogramm wiegen und 27 000 Kilogramm Speck liefern, was 22 000 Kilogramm Thran und 1500 Kilogramm Barte oder Fischbein giebt. Sein Wert betrug 4000 bis 5000 Mark.

Dieses Riesentier verzehrt täglich 20 bis 30 Tonnen Fische. Um sie zu fangen, sperrt es seine gewaltigen Kinnladen auf und läßt das Wasser mit den Fischen hineindringen. Dann schließt es dieselben, feiht das Wasser durch seine Barten wie durch ein Sieb ab und verschlingt den Bissen, während die Flüssigkeit, einer Fontäne ähnlich, durch zwei Öffnungen im Schädel hinausgeschleudert wird. Dieser Wasserstrahl ist die Ursache seines Verderbens. Da der Wal von Zeit zu Zeit an die Oberfläche kommen muß, um Atem zu

schöpfen, so verrät dieser Strahl schon von weitem seine Gegenwart. vorn auf dem Walfischfänger befindet sich eine Kanone, die geladen ist, aber nicht mit einer Kugel, sondern mit einer Harpune. Letztere ist durch ein um eine Blockrolle gewundenes Tau am Schiffe befestigt. Das Ende der Harpune enthält eine mit Sprengstoffen gefüllte Bombe. In dem Augenblicke nun, wo der Wal zum Vorschein kommt, schießt man die Harpune auf denselben ab. Er taucht unter. Das an dem Schiffe befestigte Tau wickelt sich ab. Sobald es vollständig abgerollt ist, strafft es sich und zieht die in den Leib des Fisches eingedrungene Harpune rückwärts. Die beiden Haken derselben, welche dadurch Widerstand finden, öffnen sich, zerdrücken infolge dieser Bewegung das Zündfläschchen und bringen die Bombe im Körper des Tieres zum Plazen. Das so getötete Tier kommt wieder an die Oberfläche des Wassers, wird an das Schiff gebunden und zur Station geschleppt. Dort zerlegt man es; der Speck wird gekocht, um den Thran daraus herzustellen; die Barten kommen in den Handel; das Fleisch, welches ebenso schön aussieht als Rindfleisch, nebst den andern Überbleibseln, wird in Guano verwandelt. Auf diese Weise geht nichts verloren.

Um eine Vorstellung von der Stärke dieses Ungetüms zu geben, bemerke ich, daß vor drei Jahren ein verwundeter Wal den Dampfer 48 Stunden lang hinter sich hergezogen hat. Das Schiff wollte seine Beute nicht fahren lassen, verlor sie aber doch, weil schließlich das Tau zerriß. Im folgenden Jahre wandte sich ein anderer verwundeter Walfisch gegen das Boot und drückte demselben durch einen Stoß mit dem Kopfe die Seitenwand ein, so daß das Schiff in zehn Minuten jählings in die Tiefe sank.

13. In Finnmarken.

a. Eine Überraschung. Nicht weit von Skaarö bot sich uns ein anderes Schauspiel dar, ein weniger interessantes freilich als der Walfischfang. Der Kapitän hatte versprochen, uns durch das berühmte Lyngensjørd zu fahren. Wir bereiteten uns eben auf diesen Hochgenuß vor, da stand plötzlich das Boot still; eine Minute

später war der Anker geworfen. Was war denn vorgefallen? Einer jener Nebel, welche die besondere Eigentümlichkeit dieser Küstengebiete sind, hatte uns überrascht. Er war milchweiß, aber so dicht, daß man die Hand vor den Augen nicht sehen konnte. Die Fahrt fortsetzen und das Schiff zwischen den Klippen zu Grunde richten, wäre eins und daselbe gewesen. Aber siehe da! Ein Schiffsjunge, den wir im Takelwerk hatten verschwinden sehen, rief hinunter: „Kapitän, hier oben ist kein Nebel. Soll ich Ihnen den Weg angeben?“ „Eingverstanden!“ war die Antwort. Und nun kommandierte der Burche oben und der Kapitän unten, und wir fuhren weiter, wie wenn nichts passiert wäre. Eine halbe Stunde später war der Nebel verschwunden, und wir befanden uns mitten im Lyngensfjord.

b. Das Lyngensfjord. Wie soll ich die Ausdrücke der Bewunderung wiedergeben, die unwillkürlich jedem Munde entfuhr!

Noch niemand hat die Herrlichkeiten des Lyngensfjords geschildert, weil es eben unmöglich ist. Die menschliche Zunge findet keine Worte, der Pinsel des Malers sucht vergebens nach Farben, um dieses Bild darzustellen. Es ist ein Tempel, von Gottes Hand erbaut, mit Säulen unten von Granit und oben von Eis. Und dieser Tempel ist erleuchtet von einer Sonne, deren nächtlicher Schein eine Nachbildung der Lichtströme sein muß, welche die Wohnung der Seligen erfüllen.

In Bezug auf dieses wunderbar herrliche Fjord kann ich nur einige geographische Bemerkungen machen. Die Halbinsel Lyngen, welche im Westen an das Ulfssfjord, im Osten an das Lyngensfjord grenzt und im Norden in das zerklüftete Vorgebirge Lyngstün ausläuft, ist ganz bedeckt mit hohen, in Schnee und Eis gehüllten Bergen, die unmittelbar am Ufer des Meeres aufsteigen und einen ganz alpenartigen Charakter an sich tragen. Die nördlichste Höhe ist der Pipertind (1232 Meter hoch). Im Norden dehnt sich zwischen mehreren Spizen ein breiter Gletscher aus. An den Pipertind reiht sich der Storkaal, welcher durch schneegefüllte Schluchten vom Bagastind getrennt ist. Darauf folgt wieder eine Schlucht und dann der Rendalstind. Ein Gletscher steigt bis nahe ans Meer hinab. Das Schiff fährt die Felswand entlang, die bei Strupen fast senkrecht abfällt. Ich übergehe die Namen der einzelnen Höhen und nenne nur noch die mächtigen Rjöstinder (1650 Meter), welche sich am Eingange eines Meeresarmes erheben, der den Namen Kaafjord führt.

Wir begrüßten aus der Ferne den Ort Uynge, den Wohnsitz des protestantischen Predigers, des Gendarmen und des Kaufmanns dieser Gegend, die einer grünen Oase inmitten dieser ungasstlichen Himmelsstriche gleicht. Dann fuhren wir weiter nordwärts durch den Kaagsund zwischen den Inseln Arnö und Kaagö. Das Gebirge der letzteren ist mit einem Gletscher gekrönt. Beim Austritte aus dem Kaagsund ließen wir die Insel Bökö zur Linken und Skjävö zur Rechten liegen. In der Ferne zeigten sich unsern bewundernden Blicken die schönen Avenangstinder. Nachdem wir quer durch das Avenangsfjord gefahren, steuerten wir zum letzten Male ins offene Meer hinein.

Die Küste, an der wir jetzt entlang fuhren bis zur Insel Loppen, hat nichts Bemerkenswerthes als ihre entsetzliche Öde. Loppen, die fortwährend von den Stürmen des Eismeeres umtobte Insel, bringt noch einige Kartoffeln und spärliche Grashalme hervor, von denen die Kühe der wenigen Bewohner sich nähren, aber weiter nach Norden verschwindet jede Spur nützlicher Vegetation. Wir wandten uns gegen Osten und drangen in den Stjernsund und das Altenfjord ein, welche nur eine Wiederholung des Uyngefjords sind. Am Ausgange des Fjords empfing uns ein wahrhaftes irdisches Paradies. Denn bei Alten, im Herzen Lapplands, findet man eine Vegetation, die man unter diesen Breitengraden für unmöglich halten sollte: herrliche Wälder und eine Flora, welche die Bewunderung der Gelehrtenwelt erregt.

14. Alten.

Bei der Station Bugten setzte der Dampfer mich ans Land. Der Missionar erwartete mich mit dem Wagen, und in 20 Minuten befand ich mich am Eingange unserer Lappenkirche. Das Glöckchen ertönte, und ein junger Katholik ließ seine Trompete erschallen. Die Gläubigen waren zu beiden Seiten der von prächtigen Guirlanden gebildeten Ehrenthür aufgestellt und jauchzten ihrem Oberhirten entgegen, während er den braven Missionar umarmte, der unter ihnen und für sie lebt und wirkt. Am folgenden Morgen konnte ich zu



11

Hammerfest, die Hauptstadt von Lapland.

meiner Freude einer ansehnlichen Zahl dieser treuen Katholiken die Firmung erteilen. Darauf besuchte ich die Schule. Die bejammernswerten kleinen Wesen! Monatlang ist eine Lampe ihre ganze und einzige Sonne, selbst um Mittag. Zitternd vor Kälte — sie sind arm und leicht gekleidet bei einer Temperatur von 20 bis 30 Grad Kälte — lernen sie ihre Aufgabe mit musterhaftem Fleiße. Wie oft habe ich mich für diese lieben Kinder und die von Tromsö und Hammerfest, welche sich in derselben traurigen Lage befinden, an die wohlthätigen Damen katholischer Länder gewandt mit der Bitte um Beisteuer zur Kleidung dieser zitternden Geschöpfe! Wiederholt hat mein Hülfseruf lauten und thatkräftigen Wiederhall gefunden bei jenen edlen Damen, welche uns helfen, unsere Kirchen zu zieren. Aber sehr viele andere, deren Kinder im Überflusse leben, haben nimmer der armen Kleinen in Lappland gedacht, die doch so hübsch und artig und fromm sind und so inbrünstig zum lieben Gott beten, er möge die Wohlthäter segnen, die sich ihrer liebevoll erbarmen. Ich besuchte dann auch die Katholiken in ihren Häusern. Viele Familienväter waren nach Spitzbergen gezogen, um Eisbären und Robben zu erlegen. Die Frauen erwarteten mit Ungeduld ihre Rückkehr, um ihren Kindern etwas zu essen geben zu können. Ich half, so gut ich konnte; aber die Börse eines Missionsbischofs ist leider zu rasch geleert. Weil ich auf den Dampfer nach Hammerfest warten mußte, besah ich noch die kleinen Grundstücke, die der Präsekt der Nordpolmission angekauft hatte, nebst dem Holzgebäude, das jetzt als Kapelle und Pfarrhaus und Schule dient, vordem aber den Stiftsamtmann von Lappland beherbergt hatte. Die Stückchen Landes sind gegen eine geringe Vergütung an unsere armen Katholiken verpachtet, und auf diese Weise helfen wir ihnen noch, ihren Lebensunterhalt zu erwerben. Mein ehrwürdiger Vorgänger hat dazu in großmütiger Weise einen beträchtlichen Teil seines Privatvermögens geopfert, um eine sehr große Wiese anzukaufen, und ist dadurch der beständige Wohlthäter dieser Station geworden.

15. Hammerfest, die nördlichste Stadt der Welt.

Ich bin noch nicht am Ende meiner Nordlandsfahrt, aber ich nähere mich demselben. Der Dampfer Nord nahm mich an Bord. Mein theurer Amtsbruder weinte in meinen Armen, als ich von ihm Abschied nahm; denn er wird mich erst nach zwei Jahren wiedersehen. Bis dahin wird kein Priester ihn besuchen außer seinem Konfrater in Hammerfest, und auch dieser nur in seltenen Fällen. Hart ist es, das Leben der Missionare in diesem eisumstarrten Norden, besonders während der Fröste und Finsternisse des arktischen Winters, wo nur das Nordlicht mit seinem geheimnisvollen Dämmerleuchte die endlosen Nächte erhellt. Vielleicht wird Gott der Herr mir eines Tages die Mittel verschaffen, um den Priestern auf diesen vorgeschobenen Posten unserer heiligen Kirche Gehülfe zu geben. Und dann — davon bin ich überzeugt — zählt jedes in Lappland verlebte Jahr für die Arbeiter im Weinberge des Herrn doppelt in den Augen des himmlischen Hausvaters.

Nach zehnstündiger Fahrt gegen Norden durch Meerengen mit entseßlich öden Küsten, landete ich endlich im Hasen von Hammerfest. Aus der Ferne schon rief das Glockengeläute mir den Willkommensgruß entgegen. Alle unsere Katholiken waren an der Landestelle versammelt und geleiteten mich in Prozession zur Kirche. Dort hielt ich eine Ansprache. Einer Vorbereitung dazu bedurfte es nicht. Angesichts der rauhen, unwirklichen Höhen, welche die Stadt und den Hasen umrahmen, ohne die geringste Spur von Vegetation, ausgenommen einige schmale Streifen Wiese, die einen kleinen See umsäumen, inmitten der Thrangerüche, welche die Siedereien Tag und Nacht verbreiten, bei der Betrachtung der bleichen Gesichter der armen Kinder, welche in der schaurigen Finsternis des arktischen Winters das Licht der Welt erblickten: da fühlt man sich von unsäglichem Weh und Mitleid ergriffen. Beim Anblicke des Missionars, der auf diesem verlorenen Posten der Welt sein trostloses und mühevolleres Dasein fristet, beim Anblicke der Grauen Schwestern von Breslau, die am Schmerzenslager dieser elenden Lappen die ewigen Nächte durchwachen, während die traumhaften Erinnerungen an ihre Jugend sie zurückversehen zu den blumigen Auen und grünenden Hügeln ihres Heimatlandes; beim Blicke auf den letzten Tabernakel



Volkstfest zu Sammerfest.
Triumphbogen aus Stockfischknochen und Leberthrantonnen.

in den Regionen des Nordens, wo der göttliche Heiland in unendlicher Herablassung seine Wohnstätte aufgeschlagen: darf es wunder nehmen, wenn man da beredt wird, um die ganze Fülle des Mitgefühls, der Bewunderung und der Dankbarkeit zum Ausdruck zu bringen, von denen das Herz überfließt!

Je schwieriger diese Station ist, desto mehr haben wir uns bemüht, dieselbe gut einzurichten und zu verwalten. Wir haben in Hammerfest eine sehr schöne Kirche, ein recht warmes Pfarrhaus, geräumige Schulzimmer und ein Musterhospital, in welchem unsere Schwestern Wunder der Aufopferung wirken. Im Jahre 1890 hatte ich die Ehre, dort Ihre Majestät die Kaiserin Eugenie zu empfangen. Wie staunte die hohe Frau, als sie während ihrer Andacht vor dem allerheiligsten Sakramente das Lourdes-Vied singen hörte und ein prächtiges Vivat, welches der Pfarrer mit den Kindern speziell für mich eingeübt hatte.

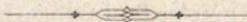
Einige Tage später waren wir in großer Aufregung. Eine schreckliche Feuersbrunst hatte beinahe die ganze Stadt eingeäschert. Wie durch ein Wunder hatte das zerstörende Element vor unserer Kirche, wo der Priester die heilige Messe las, Halt gemacht, so daß die Mission keinen Verlust zu beklagen hatte. Auch alle unsere Mitkatholiken hatte die liebevolle Fürsorge vor Schaden bewahrt. Die Stadt ist seitdem viel schöner wieder aufgebaut worden, aber — sie liegt immer noch auf dem 70° 40' nördlicher Breite und am Ende der Welt. Zu Hammerfest endet der Teil des Erdmeridians, der von 1846 bis 1852 gemessen worden ist. Eine Denksäule zeigt das Ende desselben an.

16. Auf dem Nordkap.

Von Hammerfest aus langt das Boot in sechs Stunden beim Nordkap an. Ich habe es nur einmal besucht, im Jahre 1887. Unterwegs begegnet man nur nackten Felsen und vereinzelt Häusern. Während der Fahrt sahen wir in der Umgegend von Gjäsvär dichte Schwärme von Möven auffliegen und die Sonne verfinstern, während Legionen von Pinguinen in die Fluten tauchten. Sie haben ihre nach Millionen zählenden Nester an diese Felsen gehängt.

Zu Gjäsvär, ganz nahe beim Nordkap, wohnt noch eine katholische Familie. Das Nordkap ist ein Felsen von 295 Meter Höhe. Er besteht aus schwärzlichem Schiefer, ist ganz zerklüftet und steigt fast senkrecht aus dem Meere empor. Das Kap liegt auf dem 71° 10' nördlicher Breite und auf dem 23° 40' östlicher Länge von Paris und gilt für das Nordende Europas. Man besteigt dasselbe auf einem sehr beschwerlichen Fußpfade. Oben herrscht eisige Kälte. Die Rundschau ist ausgedehnt, aber schaurig: nichts als Inseln ohne Leben und ein durch Strömungen und Stürme ewig aufgewühltes Meer. Von hier aus hätte ich noch eine anderthalbtägige Reise mit dem Dampfer in der Richtung auf das Weiße Meer zu machen müssen, um an die Grenze des Landes zu gelangen, welche zugleich die Grenze unserer Mission ist. Aber was hätte ich dort thun sollen, da wir bis jetzt nicht einmal im Stande sind, demjenigen Teile des Landes das Evangelium zu predigen, den ich habe besuchen können! Wiederholt haben die Katholiken von Vardö mich flehentlich gebeten, ihnen einen Priester zu geben; aber ich habe mich immer damit begnügen müssen, den Missionar von Hammerfest dahin zu schicken, damit er ihnen die heiligen Sakramente spendete.

Damals, als ich das Nordkap besuchte, begleitete mich mein Bruder, der Missionar in Bengalen ist. Nachdem wir von der Höhe des dürren Felsens aus, der das Ende der Welt bezeichnet, die Mitternachtssonne betrachtet hatten, welche die Fluten und die Felsen vergoldet, sanken wir in die Kniee und flehten zum Allmächtigen, der die Mitternachtssonne und die Sonne der glühenden Himmelsstriche Indiens geschaffen. Er möge Erbarmen haben mit den unserer Obhut anvertrauten Völkern; Er möge über sie aufgehen und nimmer wieder untergehen lassen die Sonne des wahren Glaubens; Er möge ihre Herzen entzünden mit der Liebesglut des heiligsten Herzens Jesu, dem unsere Missionen geweiht sind.





Das Nordkap.

Zweiter Teil.

Ausflüge in Norwegen. 1900.

Vorwort des Verfassers.

An den Redakteur der Missions Catholiques.

Aus Ihrer Mitteilung ersehe ich, daß mein Bericht über eine Visitationsreise in Norwegen aus dem Jahre 1895 freundliche Aufnahme gefunden hat und von verschiedenen Seiten der Wunsch laut geworden ist, weitere Aufschlüsse über dieses interessante Land zu erhalten. Diesem Wunsche Ihrer liebenswürdigen Leser willfahre ich um so bereitwilliger, weil ich unter denselben manche hochherzige Wohlthäter zähle, denen ich gern zeigen möchte, welchen Gebrauch wir von ihren Liebesgaben gemacht haben. Ich bemerke von vornherein, daß seit 1895 vieles in Norwegen und in unserer Mission eine freundlichere Gestalt angenommen hat; und wenn ich meine Leser wieder zu den Stätten führe, die wir damals besucht haben, dann darf ich freudestrahlenden Antlitzes zu ihnen sagen: Sehen Sie, das ist Ihr eigenes Werk. Sie haben meine Traurigkeit in Freude verwandelt.

Indes werden wir nicht von neuem alle die Wege verfolgen, die wir 1895 eingeschlagen haben. Ich werde diesmal nicht von einer Visitationsreise im Zusammenhange erzählen, sondern vielmehr von gelegentlichen kürzeren oder längeren Ausflügen, an welche ich alte Erinnerungen und neue Beobachtungen anknüpfen werde, wie sie sich gerade an Ort und Stelle darbieten.

Machen wir uns also auf den Weg!



I. Kapitel.

Christiania und Umgegend.

1. Im bischöflichen Palais.

Bevor wir meine Residenz Christiania verlassen, müssen wir uns vorerst einen Augenblick in meiner Wohnung umsehen. Sie begegnen dort fast lauter bekannten Leuten, zunächst meiner geringen Persönlichkeit und meinem lebenswürdigen Sekretär, der gewissermaßen das Faktotum des Hauses ist, dann dem unermüdlichen Pfarrer an meiner „Kathedrale“ mit seinen beiden Vikaren. Einer derselben redigiert zugleich unsere kleine katholische Zeitung und dirigiert unsere Druckerei, die ununterbrochen eifrig an der Arbeit ist, durch ihre Erzeugnisse unsere Missionsthätigkeit zu unterstützen. Der andere ist Vorsteher unserer vor einigen Jahren gegründeten höheren Knabenschule und Leiter unserer verschiedenen Vereine, unsers Theaters, wenn ich so sagen darf, und all der kleinen und großen Veranstaltungen, welche dazu dienen, unsere braven, zwischen mehr als 225 000 Protestanten zerstreuten Katholiken zusammenzubringen. Außer den genannten Herren treffen Sie noch einige junge Priester, die erst kürzlich aus ihrer Heimat hierher gekommen sind, um in meinem Hause sich mit der Sprache und den herkömmlichen Bräuchen des Landes vertraut zu machen, ehe sie auf ihre oft mehrere Hundert Meilen weit entfernten Posten gehen. Hier knüpfen sich dann die Bande herzlicher Freundschaft zwischen Vater und Sohn, welche die Kraft und den Trost der apostolischen Arbeiter bilden während ihres einsamen Lebens und Wirkens in einem Lande, das größer ist als Italien und doch nur zwei Duzend katholische Missionare zählt. Wenn Sie die Briefe läsen, welche diese teuren Mitarbeiter mir schreiben aus der Finsternis Lapplands, von den Gestaden des durch die arktischen Stürme ge-

peitschten Eismeeress, von den ins Atlantische Meer, in die Nordsee und in das Skagerak ausmündenden Fjorden, dann würden Sie erst den tiefen Sinn der Worte des Psalmisten verstehen: „Wie gut und lieblich ist es, wenn Brüder einträchtig beisammen wohnen!“

Um Entschuldigung! Es klopft jemand. Eine vorsorgliche Stimme fragt: „Soll ich die Zimmer zurecht machen? Mir scheint, es sind wieder Freunde der katholischen Missionen da.“

„Hast du es erraten, Schwester?“ Und fort ist sie, das „Mütterchen“ der Missionare. Sie hat gegen diesen Titel nichts mehr einzuwenden, seitdem sie von so vielen liebenswürdigen Lesern meiner Reiseberichte, die meiner freundlichen Einladung Folge geleistet und von unserer bescheidenen Gastfreundschaft Gebrauch gemacht haben, gehört hat, wie hoch Norwegen und die norwegischen Missionen bei ihnen geschätzt werden. Für Ihr Unterkommen ist also gesorgt, und wir können in aller Ruhe unsere Anstalten in Christiania besichtigen.

2. Die Kirchen von Christiania.

Vom bischöflichen Palais bis zur Sankt Olafskirche haben wir nur einige Schritte. Es ist äußerst niedlich, dieses gotische Gotteshaus; unsere Katholiken möchten gern einen die katholische Kirche in der Hauptstadt des Landes würdig repräsentierenden Dom daraus machen. Vor zwei Jahren haben sie dasselbe mit einer prächtigen neuen Flur aus gemusterten Fliesen geschmückt. Im vorigen Jahre, als ich an meinem Namenstage abwesend war, hat man mir durch Bekleidung des Hochaltars mit norwegischem Marmor eine freudige Überraschung bereitet. Es giebt Konvertiten, welche zur Verschönerung ihrer Kirche wahrhaft heldenmütige Opfer bringen. So haben z. B. kleine Beamte sich vereinbart, zu dem Zwecke monatlich einen bestimmten Teil ihres Gehaltes beiseite zu legen; junge Damen haben zu gleichem Zwecke ihr Geschmeide verkauft; nicht zu reden von den Mitgliedern unsers Paramentenvereins, welche in würdiger Nachahmung unserer edlen Wohlthäterinnen in München, in Lyon, in Bordeaux, im Kloster Berlaimont zu Brüssel und anderer fortwährend thätig sind, den erhebenden Glanz unsers katholischen

Gottesdienstes zu erhöhen. Dank den Bemühungen dieser in Frankreich, Belgien, Bayern und Norwegen emsig wirkenden Eiferinnen für die Zierde des Hauses des Herrn zieht unser Gotteshaus jeden Sonn- und Feiertag, besonders aber am Fronleichnamsfeste, dem höchsten Feste der göttlichen Liebe, Hunderte und abermals Hunderte unserer getrennten Brüder an. Die meisten unserer Konvertiten gestehen, daß die Schönheit der gottesdienstlichen Handlungen für sie der erste Ruf der Gnade gewesen sei. Ich weiß wohl den Opfergeist der frommen Damen zu würdigen, welche ihre Nachtruhe opfern, ihr Talent und Vermögen daransetzen, um uns Missionaren alles zu verschaffen, was zur würdigen Feier der hl. Geheimnisse erforderlich ist. Sie dürfen aber auch unserer unbegrenzten Dankbarkeit sicher sein. So oft wir eines der von ihnen angefertigten kostbaren Gewänder anlegen, bitten wir den Hirten der Hirten, er möge ihnen reichen Anteil gewähren an dem Lohne der Apostel. Bei dieser Gelegenheit will ich auch allen denen meinen tiefgefühlten Dank aussprechen, die, von meinem Hülfserufe gerührt, warme Kleider schicken, um die zarten Glieder unserer kleinen Kinder gegen die grausame Kälte dieser Gegenden zu schützen. Möge Gott es ihnen reichlich lohnen!

Außer der Sankt Olafskirche haben wir in Christiania eine zweite ganz neue Pfarrkirche, die Sankt Halvardskirche. Sie liegt im Hofe des Priesterhauses versteckt, weil uns die Mittel zum Ankaufe eines andern Bauplatzes fehlten; aber sie ist sehr schön und bildet den Stolz der Katholiken, welche dieses ausgedehnte Arbeiterviertel bewohnen. Dieses kleine Gotteshaus hat mir mehr als Geld gekostet, nämlich drei liebe Amtsbrüder, welche ins Ausland gegangen waren, um die Baukosten durch Sammlung milder Gaben zusammenzubringen. Der erste, ein Franzose, war seit 20 Jahren als Missionar in Norwegen und besonders in Lappland eifrig und erfolgreich thätig gewesen, ohne jedoch die endgültige Entlassung aus seiner heimatischen Diözese erlangt zu haben. Als nun sein Bischof ihn während der Kollekte wieder sah und erkannte, daß dieser Priester ein wahrer Schatz sei, behielt er ihn bei sich. Er hatte das Recht dazu; aber mir blutete das Herz; denn er nahm mir nicht bloß einen meiner treuesten Mitarbeiter, sondern auch meinen eigenen Beichtvater. Darauf schickte ich einen zweiten Priester, einen Ordensgeistlichen, aus, der in seinem Vaterlande Bayern die Sammlung fortsetzen sollte. Dort sah ihn sein Generaloberer, hielt ihn zurück und machte ihn zu seinem Assistenten in Rom. Berechtigt dazu war er; aber es

war hart für mich. Weil noch nicht die Hälfte der Bausumme erreicht war, erbot sich ein junger Missionar, ein Belgier von Geburt, den fehlenden Teil in Oesterreich zu sammeln. Im Augenblicke der Abfahrt zog er sich eine Beinverrenkung zu. Er wollte trotzdem abreisen; aber die Reise erschütterte seine Gesundheit derartig, daß er unser rauhes Klima seitdem nicht mehr ertragen konnte. Bei seiner Rückkehr sah er sich gezwungen, unsere Mission zu verlassen. Die erforderlichen 12 000 Mark sind zusammengebracht, aber mit welchen Opfern! Bei solchen Gelegenheiten fühlt man so recht den schweren Druck der Armut. Und gleichwohl mußten wir gegenwärtig schon eine dritte Pfarrei und Kirche in Christiania haben; denn die Zahl der Katholiken hat, Gott sei Dank! seit der Zeit so bedeutend zugenommen, daß die Kirche sowohl als die Schule zu klein geworden sind. Aber woher sollen wir die Mittel nehmen, da unsere Katholiken durchweg nicht sehr wohlhabend sind? Vertrauen wir auf Gott und auf unsere Wohlthäter! Was die Lage noch schwieriger macht, ist der Umstand, daß zu jeder der beiden Pfarreien ein Bezirk gehört so groß wie ein Bistum. Unsere Sankt Halvardspfarre allein umfaßt die ganze ehemalige Diözese Hamar mit vielen stark bevölkerten Städten. Und in dieser ganzen Gegend findet sich kein einziger Priester und keine einzige Kapelle! Für die dort wohnenden, halbverlassenen Katholiken und für die Protestanten können wir leider gar nichts thun. Aber nochmals: Hoffen wir auf Gott!

3. Unsere Ordensfrauen.

Angefihts der eben geschilderten Notlage möchte ich durch einen Seufzer meinem beklommenen Herzen Luft machen. Aber ich führe Sie jetzt zu der blühenden Anstalt unserer Schwestern, und da hebt sich meine Brust wieder vor Freude. Sehen Sie dort, nur wenige Schritte von der bischöflichen Wohnung, das Sankt Josephshaus! Es ist zugleich das Provinzialat und Noviziat der Josephschwwestern von Chambéry, unser Waisenhaus, die Erziehungsanstalt für die Kinder unserer zerstreut wohnenden Katholiken und das Schulhaus für die Mädchen der Sankt Olafspfarre.

Das erst vor wenigen Jahren gegründete Noviziat zählt augenblicklich sechsunddreißig Novizen und Postulantinnen. Sie sollen das Ordenspersonal der Schulen und Hospitäler ergänzen im ganzen Südosten Norwegens, welcher Bezirk dieser Kongregation zugeteilt ist. Diese opfermutigen Jungfrauen, deren Beruf es ist, nicht durch Worte, sondern durch ihr Beispiel zu predigen, kommen zu uns aus allen Ländern: aus Frankreich, Deutschland, England, Schweden, Italien und vor allem aus Norwegen selbst. Noch kürzlich habe ich drei junge



Hospital Unserer Lieben Frau zu Christiania.

Norwegerinnen eingekleidet in Gegenwart ihrer Verwandten und Freunde, die größtenteils protestantisch sind, wie sie selbst es vor einigen Jahren auch waren. Diese ebenso erhebende als rührende Feier und meine Ansprache an diese Jungfrauen, die um Gottes willen alles verließen, machte auf die ungeachtet ihrer Irrtümer so aufrichtigen und tief christlichen Gemüter der Protestanten einen unbeschreiblichen Eindruck. In solchen Augenblicken ahnen auch sie die Größe der Kirche, welche ihren Kindern einen solchen Geist der Ent-

fühlung einflößt; an solche ergreifende Scenen knüpft Gott oft die Gnade der Bekehrung.

Ich muß Ihnen jetzt ein anderes Haus derselben Genossenschaft zeigen, wo die Schwestern den im Noviziate erlernten Geist der Entfagung praktisch bethätigen, nämlich das prächtige Hospital Unserer Lieben Frau von der Hoffnung. Im Jahre 1895 noch bestand dieses Hospital nur aus einigen Holzhütten. Enge, häßlich und ungesund, wie sie waren, wurden sie dennoch von den Ärzten sowohl als von den Kranken hochgeschätzt, weil die Liebe der Schwestern dieselben in ein Paradies verwandelte. Alle Welt, besonders die Ärzte, obwohl sämmtlich Protestanten, baten uns laut und dringend, diese elenden Baracken durch ein seines Namens würdiges Hospital zu ersetzen. Man veranstaltete Bazare, um den Schwestern zu Hülfe zu kommen; öffentliche Anstalten gewährten Unterstützung; aber trotz aller dieser edlen Bemühungen konnte kaum ein Viertel der Summe aufgebracht werden, die erforderlich war zu einem Bau, wie er sein mußte: geräumig, schön und allen modernen Anforderungen entsprechend. „Leihen Sie doch Geld!“ hieß es von allen Seiten; „die Verpflegungskosten der Kranken werden alles decken.“ Und wir haben geliehen, obwohl mit Furcht und Zagen. Die Mission hat ihre Immobilien mit schweren Hypotheken belastet. Ich ließ das alte Holzgebäude 6 Kilometer von der Stadt aufstellen, wo es jetzt unter dem Namen Villa Unserer Lieben Frau als Genesungshaus für die aus dem Spital entlassenen Kranken und als Landhaus für die kranken Schwestern und die Novizen dient. Anstatt dessen sehen Sie jetzt auf einem kleinen Hügel hinter der bischöflichen Wohnung das schönste Hospital Norwegens. Es ist mit einer herrlichen, vom französischen Generalkonsul Marquis d'Héricourt gestifteten Muttergottesstatue gekrönt, beherrscht die ganze Stadt und gewährt dem erstaunten Blicke eine freie, entzückende Aussicht auf die zahllosen Inselchen des Fjordes und die großartigen Gebirgsketten, die den Horizont Christianias begrenzen. Dampfheizung, elektrische Beleuchtung, große, blitzblank Operationssäle, alles, was eines berufsreudigen Arztes Phantasie zu träumen vermag, findet sich da vereint. Die Säle und Zimmer sind überfull von Kranken aus allen Ständen, von den hohen Herren und Damen der Aristokratie herab bis zu dem einfachen Handwerker und der armen Witwe. Dort operieren die Professoren der Universität und die ersten Chirurgen des Landes, und dort behandeln sie ihre Kranken. Und alle, Ärzte sowohl als Kranke, Pro-

stanten wie Katholiken, segnen die Jungfrauen, welche ihnen diesen Tempel der Liebe eröffnet haben, und achten die Kirche, welche ihren Kindern solche Liebe einflößt. Und die Schulden? die Zinsen? die Amortisationen? Wir hegen keine Furcht mehr. Allerdings müssen wir eine energische Sparsamkeit üben und für die nicht zahlenden Kranken die Hülfe der Wohlhabenden anrufen. Aber die Zukunft der Anstalt ist durch die großmütige Freigebigkeit der Kranken gesichert, und unsere Bitten finden selbst bei unsern protestantischen Mitbürgern bereitwilliges Gehör. Vorigen Winter haben hochherzige, zumeist protestantische Damen einen Wohlthätigkeitsbazar veranstaltet zu Gunsten des Hospitals. Wie viel, denken Sie, hat derselbe eingebracht? 5000 Kronen oder 5450 Mark. Ich will damit nicht sagen, daß unsere Schwestern jetzt keiner Unterstützung mehr bedürfen; aber der Erfolg im Verein mit den Lobsprüchen, die man ihnen so reichlich spendet, verkünden lauter und beredter als lange Artikel, was die protestantischen Norweger von den katholischen Schwestern denken, die Frankreich vor allen ihnen geschickt hat.

Übrigens sind die Schwestern von der hl. Elisabeth, welche ihr Mutterhaus zu Breslau haben und deren Häuser hier ebenfalls zu einer Provinz vereinigt sind, die würdigen Nacheiferinnen der Schwestern vom hl. Joseph. Den Elisabethschwestern habe ich den schwierigsten Teil Norwegens, die arktischen Regionen, übertragen. Im Südwesten des Landes werden wir noch andere Schwestern antreffen. Diese Verteilung des Landes unter die verschiedenen Kongregationen habe ich deshalb vornehmen müssen, damit die Niederlassungen und die Kräfte einer und derselben Kongregation bei der unermesslichen Ausdehnung des Landes nicht zu sehr zersplittert werden. Ich habe jedoch zu Gunsten der Elisabethschwestern eine Ausnahme machen müssen. Sie haben nämlich hier in Christiania auch ein Haus in der Sankt Halvardspfarre, wo sie zugleich die Pfarrschulen und die Hauskrankenpflege besorgen. Sie mußten notwendig in dem milderen Teile des Landes eine Zufluchtsstätte haben, in welcher die durch das rauhe Klima des Nordens erschöpften Schwestern ihre Gesundheit wiederherstellen können.

4. Unsere Ordensmänner.

Männerorden haben wir noch nicht hier. Es ist zur Zeit ein Versuch gemacht worden. Aber da die Landesgesetzgebung ihnen nicht gestattete, eigene Niederlassungen zu errichten, in denen sie ihrer Regel gemäß leben könnten, so haben sich die wenigen Ordensmänner, welche nach Norwegen gekommen waren, allmählich wieder zurückgezogen. Der Artikel 2 der norwegischen Verfassungsurkunde enthält folgende Bestimmung: „Die Jesuiten und die andern religiösen Männerorden werden nicht geduldet.“ Obgleich diese Bestimmung uns in der Praxis fast gar nicht hinderte, mußten wir doch zur Wahrung der Ehre unserer Kirche die Aufhebung dieses Artikels anstreben. Wir haben denselben sowohl in unserer Zeitung als in Broschüren und Flugschriften bekämpft und uns zugleich mit Deputierten der Rechten wie der Linken in Verbindung gesetzt. Im Jahre 1892 hatten wir endlich die Genugthuung, daß ein Antrag auf Streichung des Artikels im Storting eingebracht wurde. Weil jedoch jede Verfassungsänderung drei verschiedene Legislaturperioden durchlaufen muß, so konnte der Antrag erst 1897 zur Verhandlung kommen. In Norwegen, wie anderswo auch, genießen die Jesuiten den Vorzug, bei den Gegnern der Kirche zu den bestgehabten Leuten zu gehören. Man teilte den Antrag. Der erste Teil, die Zulassung der Jesuiten, erhielt zwar die absolute Mehrheit von 63 Stimmen gegen 48, nicht aber die verfassungsmäßig erforderliche Zweidrittelmehrheit. Er war also abgelehnt und zwar einzig deshalb, weil damals die Zeitungen die gehässigsten Verleumdungen gegen die Jesuiten auf Madagaskar ausgestreut hatten, wo die Norweger bedeutende Missionen unterhalten. Dagegen wurde die Zulassung aller andern religiösen Männerorden mit 77 gegen 34 Stimmen angenommen. Indes werden auch die Jesuiten über kurz oder lang ihre Rechte wiedererwerben. Erst vor einigen Monaten noch brachte der Präsident des Storting die Frage wieder auf das Tapet. Sie wurde vertagt und zwar bloß deshalb, weil die Kammer nicht schon nach einer so kurzen Zwischenzeit ihren früheren Beschluß wieder umstoßen wollte.

Bei Gelegenheit dieser Verfassungsänderung hat sich der echte Freisinn der norwegischen Deputierten wieder in glänzender Weise

bewährt. Während einzelne Fanatiker nicht umhin konnten, ihrem Haffe gegen die Ordensleute freien Lauf zu lassen, haben andere Mitglieder kategorisch erklärt: „Weil sie nicht einsähen, in welcher Weise diese Ordensleute die Interessen des Staates gefährden könnten, so hielten sie sich nicht für berechtigt, uns Katholiken vorzuenthalten, was wir als einen integrierenden Bestandteil unserer Kirche ansähen. Grundsätzlich seien die Katholiken die einzigen Richter über die Freiheiten, deren sie bedürften; persönliche Zuneigung oder Abneigung dürften in der Versammlung keine Stimme haben.“

Soll ich Ihnen noch ein anderes Beispiel von dem Geiste edler Duldsamkeit anführen, von dem die Gesetzgeber eines Landes befeelt sind, in welchem noch vor gar nicht langer Zeit jeder aufgegriffene Priester zum Tode verurteilt worden wäre und jeder Katholik seiner Güter beraubt und des Landes verwiesen wurde? Am 16. April 1898, nach der Rückkehr von einer Reise, las ich in den Zeitungen, daß die zweite Kammer des Storthing mit der Beratung eines Gesetzes beschäftigt war, welches die Feuerbestattung freigab. Die um Rat gefragten Bischöfe der Staatskirche hatten nichts dagegen einzuwenden gefunden. Die zwei ersten bereits angenommenen Artikel enthielten Bestimmungen, welche das Gewissen eines Katholiken verletzen mußten. Sie gestatteten z. B. einem protestantischen Vater, den Leichnam seines katholischen Kindes unter 19 Jahren verbrennen zu lassen, und zwangen sogar ein katholisches Kind zur Feuerbestattung seines Vaters oder seiner Mutter, falls diese es im Testamente verlangt hatten. Ich schrieb unverzüglich an den Präsidenten des Storthing einen Brief, worin ich meine Einwendungen darlegte. Ich erklärte, daß die katholische Kirche uns unter schwerer Sünde verbiete, zu einer Feuerbestattung mitzuwirken, und bat ehrfurchtsvoll, meine Einsprache der Kammer vorzulegen. Am Morgen des 18. April trug der Pfarrer von Sankt Olaf den Brief zum Präsidenten in dem Augenblicke, als die zur Weiterberatung des Gesetzes anberaumte Sitzung beginnen sollte. Zehn Minuten später war der Brief vom Präsidentensitze aus in der Kammer verlesen, und obgleich dieser Einspruch zu letzter Stunde ganz verwickelte Förmlichkeiten verursachte, wurden dennoch die beiden vom Storthing bereits verabschiedeten Artikel meinen Vorschlägen entsprechend abgeändert. Dazu wurde mir die Genugthuung zuteil, daß die protestantischen Zeitungen ihren Dank dafür aussprachen, daß ich allein in dieser zarten Frage zu Gunsten der Gewissensfreiheit eingetreten sei.

In der Schulfrage habe ich stets denselben wahren Freisinn gefunden. Unsere katholischen Schulen sind vollständig unabhängig. Wo wir solche besitzen, sind die Katholiken von der Steuer für die öffentlichen Schulen frei. Alten Gesetzen gemäß besaßen die Armenverwaltungen, in denen der protestantische Geistliche noch seinen Sitz hat, das Recht, arme Kinder in Familien unterzubringen, die denselben eine protestantische Erziehung geben konnten. Eine Kommission war befugt, verwahrloste katholische Kinder entweder besondern Anstalten oder protestantischen Familien zu übergeben. Ich wandte mich an die Regierung und an das Storting und ersuchte behufs Wahrung unserer Rechte um Abänderung dieser Gesetze. Zu meiner Freude wurden alle meine Anträge angenommen. Augenblicklich berät das Storting über einen seitens der Regierung auf meine Bitte eingebrachten Vorschlag zu einem neuen Armenverwaltungsgefetze. Derselbe wird ohne Zweifel Annahme finden.

Man hält mich zuweilen für einen Enthusiasten, wenn ich von meinen lieben norwegischen Landsleuten rede. Aber wie könnte man anders sein angesichts solcher Beispiele, die beredtes Zeugnis ablegen von ihrem weiten Blick und offenen Sinn für alles, was gut und gerecht ist!

Aber es ist Zeit, der Hauptstadt lebewohl zu sagen und dem Leser auch die sogenannte „Provinz“ zu zeigen. Zuvor jedoch wollen wir einen kleinen Ausflug machen und unsern nächsten Nachbar begrüßen, den Pfarrer von Fredriksstad, einen Niederländer voll Leben und Energie. Es ist nicht sehr weit, nur 94 Kilometer.

5. Zu Fredriksstad.

Wir finden dort nicht mehr die armselige Hütte, in welcher der göttliche Heiland im Jahre 1895 zu wohnen geruhte, auch nicht mehr das Loch, welches wir mit dem Namen Hospital beehrten, in welchem unsere Schwestern sich selbst töteten, während sie andern das Leben retteten. Wir haben dort ungewöhnliches Glück gehabt. Unsere elenden Baracken lagen auf einem Gelände, das sich plötzlich mitten im Geschäftsmittelpunkte der Stadt befand. Da kam eines Tages,



Im Walders-Thale.

im Juni 1898, ein Herr zu mir, dessen Frau Französin und katholisch ist, und bot mir für unser Grundstück eine Summe, die mir vollständig den Kopf verdrehte. Ich fing an zu rechnen: Mit diesem Gelde kannst du die Schuld bezahlen, die noch auf dem Eigenthume lastet, kannst einen schöneren und größeren Platz in einem ruhiger und günstiger gelegenen Stadtviertel kaufen, kannst dort ein herrliches Krankenhaus für die Schwestern errichten, eine schöne neue Kirche, ein Schulhaus und eine würdige Priesterwohnung bauen. Ich nahm also das Anerbieten an. Tags darauf war ich in Fredriksstad. Der Kaufkontrakt wurde aufgesetzt, ein neuer Platz angekauft. Der Priester und die Schwestern waren außer sich vor Freude. Und was sehen Sie heute? Ein neues Hospital, allerdings aus Holz, aber sehr bequem und geräumig, ist in vollem Betriebe. Die neue Kirche, die Schule, das Pfarrhaus, auch aus Holz, aber wahre Kleinode des alten norwegischen Stils, sind am verslossenen 19. November unter dem Andrang einer erstaunlichen Menge von Protestanten und Katholiken feierlich eingeweiht worden. Zu unserer großen Freude haben fast alle Behörden der Stadt an der Feier teilgenommen. Ich habe eine besondere Vorliebe für diesen alten norwegischen Stil, der so ernst und zugleich so niedlich und vor allem so recht katholisch ist. Denn er erinnert an die Zeit, wo Norwegen noch in Verbindung mit Rom stand. Unsere protestantischen Mitbürger selbst sind uns dankbar dafür, daß wir in unsern Holzbauten die von ihren Vätern erfundenen anmutigen Formen wieder zu neuem Leben bringen; sie gestehen, daß wir im Grunde genommen norwegischer sind als sie selber. Um das zu erreichen, braucht man nur etwas Kunstgeschmack anzuwenden; denn ein schöner Bau kostet nicht mehr als ein häßlicher. Wir haben zu Stavanger unsere Kirche in demselben Stile erbaut; auch die Gotteshäuser zu Drammen und Borsgrund, die wir bald sehen werden, sind von gleicher Bauart.

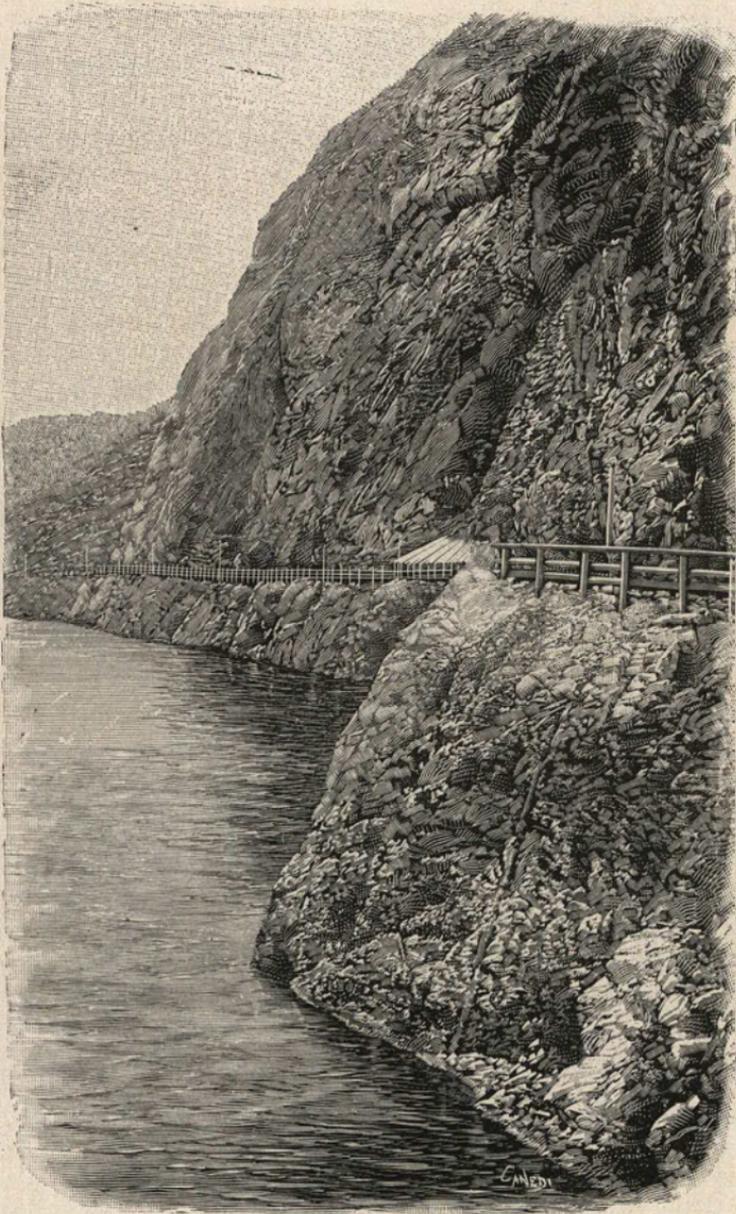
6. Nach Fredrikshald.

Wenn wir unsern Ausflug noch 43 Kilometer weiter ausdehnen, kommen wir nach dem malerischen Fredrikshald, einer alten am Gestade des Meeres gelegenen und durch mächtige, steile Felsen ge-

schükten Festung. Dort haben wir längst eine große Kirche und ein hübsches Pfarrhaus, beide aus Steinen gebaut. Das sogenannte Hospital dagegen ist ein häßliches Holzhäuschen. Seit Jahren haben die Ärzte über diese traurigen Verhältnisse Klage erhoben. Die armen Schwestern haben sich auf das Fasten verlegt, um einen kleinen Baufonds zu schaffen. Eine norwegische Schwester hat ihr ganzes Erbteil dazu hergegeben; das Übrige ist durch eine Anleihe beschafft worden. Im nächsten Herbst, so hoffen wir, wird Fredrikshald auch sein Hospital aus Stein besitzen.¹⁾ Wenn es einmal im Gange ist, wird es sich selbst erhalten; denn die norwegischen Kranken erweisen sich nicht undankbar gegen die Schwestern, welche sich für sie aufopfern. Ab und zu freilich werden sie von Fanatikern angegriffen. Aber das Volk lacht darüber und läßt sich in seiner Hochachtung und Liebe zu denselben nicht irre machen.

Unter den zahlreichen Freunden, die wir in Norwegen besitzen, nimmt Herr Dr. Scharlach, der Generalagent der Gesellschaft Th. Cook und Söhne für Skandinavien, eine hervorragende Stelle ein. Seitdem er in einer schweren Krankheit von unsern Schwestern zu Bergen gepflegt und geheilt wurde, kennt seine Dankbarkeit keine Grenzen mehr. Daß er sogar in England Sammlungen für dieselben veranstaltet hat, habe ich schon früher erwähnt. Die Hochachtung dieses edlen Protestanten gegen die Schwestern kommt natürlich auch dem „Vater“ derselben zugute. Wiederholt hat er mir freie Reise angeboten. Als er im Jahre 1895 hörte, daß ich mit einem fremden Bischofe durch das Thal Balders nach Bergen zu reisen wünschte, stellte er uns großmütig einen prächtigen Landauer zur Verfügung. Eine schönere Reise habe ich niemals gemacht. Auch unser gegenwärtiger Ausflug kostet uns nichts; denn unser Freund hat mir ein Freibillet für vier Personen zugestellt, von welchem ich mit freudigem Danke Gebrauch mache, um einige Teile des Landes, die ich bisher nicht habe besuchen können, näher kennen zu lernen. Es sind unser aber nur zwei, weil außer dem Pfarrer von Sankt Halvard kein Priester seinen Posten verlassen kann.

¹⁾ Das neue Hospital wurde am 26. November 1900 unter der begeisterten Teilnahme der Ortsbehörden eingeseget.



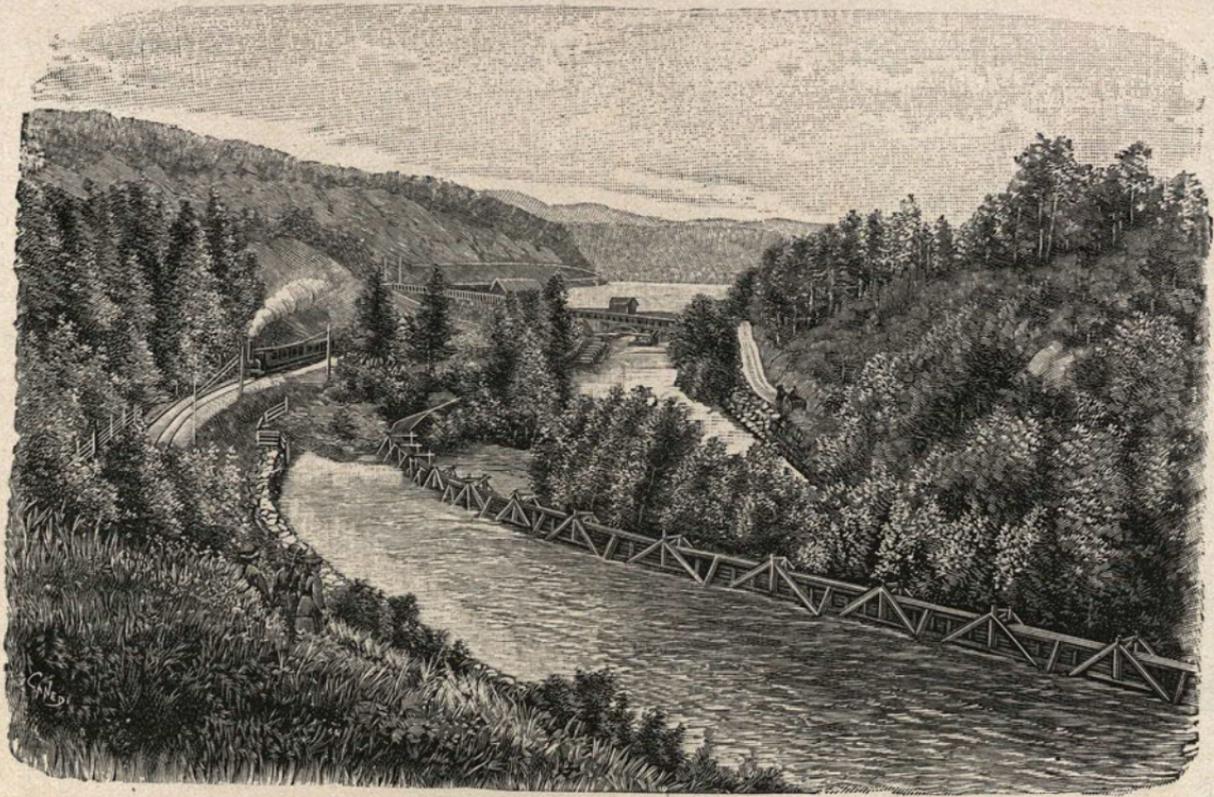
Im Walders-Thale.

7. Nach Drammen.

Es war ein herrlicher Junitag, als wir abreisten. O wie schön ist Norwegen um diese Jahreszeit! Der Schnee, welcher fünf lange Monate hindurch das Land wie in ein Leichentuch eingehüllt hält, ist aus den Thälern und Ebenen verschwunden, während die Berggipfel noch in ihrem weißen Gewande glänzen. Eine reiche Vegetation, die gleichsam auf ein Zauberwort hin aus halbjährigem Schlafe erwachend hervorgesprossen ist, bekleidet die steilen Abhänge und erfüllt die Luft mit berauschendem Dufte. Die vor kurzem noch in Eisfesseln liegenden Ströme wälzen siegreich ihre Gewässer abwärts und mit diesen Tausende von Baumstämmen, welche unsere Bauern mehrere Hundert Meilen von hier ihnen anvertraut haben zur Abfuhr durch Seen, Stromschnellen und Wasserfälle bis zum Fjord. Das zur Winterzeit von Winden und Stürmen aufgewühlte Fjord zu unsern Füßen zeigt uns sein hold strahlendes Antlitz und wiegt sanft und zärtlich die Barken und Boote, die sein Busen trägt vom offenen Meere bis in das Innere der tief ins Gebirge eindringenden Schluchten. Auf den Bauernhöfen — Dörfer hat Norwegen nicht — auf den von blumenbefäeten Matten, von wellenförmigen Gefilden und von balsamisch duftenden Tannenwäldern umgebenen Höfen — welches Leben, welche Regsamkeit! Monatelang ist man von den Schneemassen umlagert gewesen. Nur mittelst der Schneeschuhe hat man einen ebenso beschwerlichen als gefährlichen Verkehr mit den Nachbarn unterhalten können, deren Höfe oft eine gute Meile weit entfernt liegen. Das Vieh besorgen, im Walde Bäume fällen und auf Schlitten hinabbefördern, das ist alles, was man hat thun können. Jetzt sind die wenigen Monate gekommen, wo man dem Boden seinen Tribut abringen muß. Es ist kein Augenblick zu verlieren. Ein wahres Arbeitsfieber hat alle ergriffen. Während der Senne mit seiner brüllenden Herde zu den Gebirgshütten hinaufzieht, um dort den Sommer zuzubringen und seine köstliche Butter und seinen Käse zu bereiten, gleicht der Hof einem Bienenkorbe. Die Wiesen, welche mit etwas Roggen die Haupterwerbsquelle der Ackerwirtschaft bilden, werden geharkt, Kartoffeln werden gepflanzt, Gerste und Hafer werden gesäet. Andere Produkte giebt es kaum. Gemüsegärten er-

fordern keine Arbeit — denn solche existieren nicht. Der Norweger ist kein Freund von Gemüse. Fleisch, Fisch, Mehlspeisen, Käse und Kartoffeln füllen seinen Küchensettel aus.

Das ist das farbenreiche Bild, welches sich vor unsern Augen entrollt, während der Zug uns um das Christianiafjord herumführt, indem er auf hölzernen Brücken über Abgründe hinwegsetzt und die Granitmauern der Berge durchschneidet, die unsern Weg hemmen wollen. Wir treten aus einem Tunnel heraus. Plötzlich, aus einer Höhe von mehreren Hundert Metern, versenken sich unsere Blicke in ein reizendes Fjord, dessen Wasser Tausende von Häusern der Stadt Drammen wieder spiegelt. Noch vor wenigen Jahren konnte ich sie nur mit schwerem Herzen sehen, diese bedeutende Seestadt, den Mittelpunkt eines ganzen Kranzes von kleinen Städten. Es war dort weder Priester noch Kirche, auch kaum eine Hoffnung, solche zu bekommen. Jetzt ist alles verändert. Am verflossenen 19. November habe ich dort eine schöne und niedliche neue Kirche eingeweiht und gleichzeitig in dem kleinen gekauften Priesterhause nebenan einen Missionar angestellt. Die staatlichen und städtischen Behörden haben in Gala der Feier beigewohnt; der Zudrang war so stark, daß die Kirche zum Ersticken voll war. Unsere Katholiken jubeln. Diese armen Katholiken, wie verlassen waren sie auch! Es handelt sich nämlich um die Katholiken nicht bloß der Stadt, sondern eines unermesslichen Bezirks, der sich bis in das Innere des Hallingdals, des Baldersthals und Telemarkens verliert. Am meisten zu bedauern waren die Glasarbeiter am Ufer des Randsfjordsees. Zwei- oder dreimal im Jahre konnte ich ihnen einen Priester zuschicken, damit sie nicht völlig zu Heiden würden. Ihren Kindern konnten wir einige Jahre hindurch im Sankt Josephshause zu Christiania eine katholische Erziehung geben. Aber das war alles. Jetzt werden sie ihren Seelsorger haben. Ich fühle mich so glücklich darüber, daß ich kaum an die Schulden denke, mit denen wir uns haben belasten müssen, um die zur Gründung einer Station in Drammen erforderliche Summe zu beschaffen. Die guten Sankt Josephschwesteru sind natürlich nicht vergessen worden. Für den Anfang habe ich ihnen nur die Dachzimmer des Pfarrhauses, welches auch die Schulräume enthält, als Kloster einräumen können. Aber der hl. Joseph wird sie nicht im Stich lassen; vielleicht dienen diese wenigen Zeilen dazu, ihnen Wohlthäter zu erwecken.



Im Farrisvand.

Ah, dieses Pfarrhaus zu Drammen werde ich nie vergessen! An den Bau eines neuen Hauses war nicht zu denken; denn wir hatten eben kein Geld. Da bot mir der Nachbar unserer Kirche sein Haus an und einen schönen Bauplatz für das zukünftige Sankt Josephs-Hospital und zwar zu einem sehr mäßigen Preise und auf langen Kredit; aber er verlangte, daß ich mich unverzüglich entscheiden sollte. Ich weiß nicht, ob meine Leser auch so nervös sind wie ich; aber das Wort Kredit, das schließlich gleichbedeutend ist mit Schuld, verursacht mir Krämpfe. Ich zögerte. Jedoch meine Priester und die Schwestern drängten. Mit einer furchtbaren Migräne und bei einer Kälte, daß die Granitfelsen bersten möchten, reiste ich ab. Zu Drammen angelangt, mußte ich die katholischen Anstalten besuchen, die im Bau begriffene Kirche besichtigen, die Verhandlungen abschließen, kurz alles thun, was ein Missionsvorsteher überall thun muß. Halb blind vor Kopfweh und starr vor Kälte kehrte ich abends zurück und begab mich in mein Arbeitszimmer, um die laufende Korrespondenz zu erledigen. Es war zu viel. Ich bekam plötzlich eine Kongestion zum Gehirn, und wenn ich mich davon erholt habe, so ist es wohl dem Umstande zu verdanken, daß ich als vormaliger Redakteur und Abgeordneter einen harten Kopf habe, so hart, daß ich zwei Tage nachher schon wieder an der Arbeit war, Plan und Anschläge für die Erweiterung des mittlerweile zu beschränkt gewordenen Hospitals unserer Schwestern zu Christianssand zu entwerfen. Aber der Tag zu Drammen wird mir zeitlebens unvergeßlich bleiben. Mit den besten Segenswünschen für unsere Katholiken dort reise ich nach der 143 Kilometer entfernten Nachbarstation zu Forsgrund.

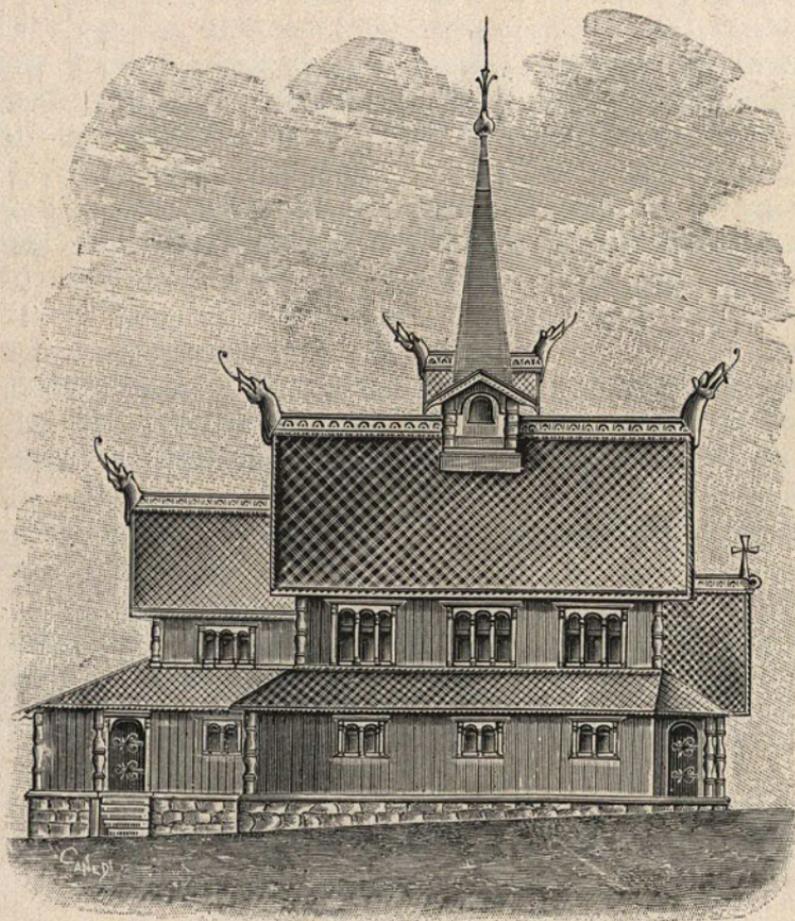
8. Nach Forsgrund.

Wir durchfahren das wenig coupierte, sehr fruchtbare „flache Land“; wir begrüßen unterwegs eine Anzahl kleiner Seestädte, deren Schiffe alle Meere durchfurchen; wir zittern ein wenig, während wir den wunderbar schönen Farrisvand entlang eilen: zur Linken steil emporragende Felsen, zur Rechten der Abgrund, der uns zu verschlungen droht. Endlich sind wir in Forsgrund. Der Pfarrer, auch

ein Niederländer, begrüßt uns. Aber was fehlt ihm denn? Der sonst so heitere Mann hat Thränen in den Augen. Und wahrlich nicht ohne Grund. Die wackern Schwestern haben ihre Oberin, Mutter Ludovika Angela, verloren; ein plötzlicher Tod hat sie ihnen entrissen. Die heiligmäßige Schwester, im Jahre 1853 zu Aix-les-Bains geboren, hat 17 Jahre in unserer Mission gewirkt. Sie war herzensgut, von den Kindern wie von den Kranken, Protestanten und Katholiken, aufs innigste verehrt. Zu Porsgrund hat sie nur drei Jahre gewohnt, aber in dieser kurzen Zeit alle Herzen erobert. Die ganze Stadt hat sie beweint und zur letzten Ruhestätte geleitet. Die protestantischen Ärzte haben die Zipfel des Leichentuches gehalten; die Behörden sind hinter dem Leichenwagen gegangen; alle Glocken der Stadt, auch die der protestantischen Kirchen, haben laut verkündet, was man in katholischen Ländern so oft vergißt, daß eine gute Ordensfrau eine Wohlthäterin der Menschheit ist. Müssen die Protestanten uns daran erinnern?

Zu Porsgrund hatte ich auch einen Kirchenbau in Augenschein zu nehmen. Bislang hatte ein Saal im Hospital uns als Pfarrkirche gedient. Aber die Zahl der Katholiken hatte sich derart vermehrt, daß der Raum für die katholischen Kinder allein kaum mehr ausreichte. Wir mußten also eine Kirche bauen. Und das Geld?! Ach, dieses unglückselige Geld! Indes Gott, der das Geld hat erfinden lassen, verweigert es denen nicht, die auf ihn vertrauen.

Vor einigen Jahren hatten wir zu Porsgrund ein Grundstück gekauft mit einem Holzhäuschen, dem wir den Ehrennamen „Pfarrhaus“ gaben. Der Herr Pfarrer richtete sich dort ein. Weil er ein ebenso tüchtiger Zimmermann, Maler und Gartenkünstler als eifriger Missionar war, so verwandelte er sein Häuschen in ein Haus und das Grundstück in einen herrlichen Garten. Das lenkte die allgemeine Aufmerksamkeit auf dieses schöne, kleine Besitztum. Und so kam eines Tages ein Nachbar und kaufte uns einen Streifen ab zu einem höheren Preise, als uns das Ganze gekostet hatte. Das war ein guter Anfang zu dem für den Kirchenbau erforderlichen Kapitale. Aber wo soll das übrige herkommen? Siehe da! Eines schönen Tages erfuhren zwei vor kurzem konvertierte Damen Christianias von meiner schweren Sorge wegen des Kirchenbaues zu Porsgrund. Ohne weitere Umstände boten sie mir die fehlende Summe an. Und so haben wir denn zu Pors-



Kirche von Vorsgrund.

grund jetzt eine Kirche, wie Norwegen noch keine hatte, nämlich eine alte, aber modernisierte Stadtkirche, eine eigene Erfindung von mir, mit Erlaubnis zu melden!

Unsere Stadtkirker reichen bis ins 12. Jahrhundert zurück. Eine Beschreibung derselben findet sich im 1. Teile dieser Schrift, Kap. V Nr. 7. Um nun die in Norwegen wieder erstehende katholische Kirche mit den vergangenen katholischen Jahrhunderten in Verbindung zu bringen, habe ich es für angezeigt gehalten, zu den Formen der alten Gotteshäuser, deren sich eine ziemliche Anzahl bis auf unsere Tage erhalten hat und Gegenstand der Verehrung des protestantischen Norwegens ist, zurückzugreifen. Nur mußte man diese Formen den Bedürfnissen der Gegenwart anpassen und vor allem der Stadtkirche das ihr fehlende Licht geben. Das haben wir in Porsgrund zu verwirklichen gesucht. Das Bild Seite 197 zeigt den ersten Entwurf dazu, den der Architekt später mit jenen Verzierungen bereichert hat, wie sie nur ein Norweger anzubringen weiß. Vielleicht lächelt der durch die großartigen Kathedralen seines Landes verwöhnte Leser über unsere geistreiche Idee. Aber unsere lieben Norweger erkennen gerührt die Hochachtung und Verehrung an, welche wir den Ideen ihrer Väter zollen. Sie selbst hatten niemals an diese Modernisierung der alten Kirchen gedacht, vielmehr drei Jahrhunderte lang Kirchen gebaut, die häßlicher sind als Scheunen.

Die neue Kirche ist am verflossenen 8. Oktober eingeweiht worden. Auch hier haben die Behörden und die Bevölkerung an unserer Freude teilgenommen.

II. Kapitel.

Telemarken.

1. Nach Telemarken.

Nachdem wir Porsgrund verlassen hatten, brachte uns der Zug in einer Viertelstunde nach Skien, der anmutigen Wächterin des Einganges in das Gebiet von Telemarken. Bis dahin ist das Bett des Skienselvs tief genug, um auch den großen Seeschiffen die Fahrt durch das schöne Frierfjord zu gestatten. Zu Skien aber sperrt ein mächtiger Felsblock ihnen den Weg, und nur vermittelst eines ganzen Systems von Schleusenkanälen vermögen sie durch die endlose Reihe der Seen hindurch bis Dale im eigentlichen Herzen Norwegens ihren Weg zu verfolgen, wo sie die Produkte aller Erdteile absetzen. Es giebt nichts so Anziehendes, als auf dem Verdeck eines Dampfers mitten zwischen den Bergen hindurch zu fahren, die zebraähnlich mit Wasserfällen gestreift sind, welche, unbekümmert um das Geräusch der Maschine, ohne Aufhören ihr Lied singen zur Ehre dessen, der diese Herrlichkeiten ins Dasein gerufen hat. Indes begegnen wir nicht bloß reizenden Naturschönheiten; der Norweger verwertet auch seine Flüsse und Seen. Er zwingt sie, seine Schiffe zu befördern und die Millionen von Tannenstämmen, die in Schluchten und auf Abhängen gefällt sind, zu welchen kein Gefährt Zugang hat. Er zwingt die Hunderte von Wasserfällen dazu, die Turbinen seiner Fabriken zu treiben oder die elektrische Kraft zu erzeugen, welche seine Städte erhellt, die Wagen seiner Eisenbahnen bewegt und seine Maschinen und Werkstätten in Betrieb setzt. Zu Skien schon sind wir halb betäubt durch das unglaubliche Konzert der Katarakte und Sägewerke. Etwas höher hinauf, während unser Boot mit Mühe die

Schleusen von Løveid passiert, um den See Nordsjö zu erreichen, werden wir neugierig begafft von Hunderten junger Mädchen, welche in den großen Spinnereien und Webereien arbeiten, deren Maschinen durch das aus dem See kommende Wasser getrieben werden. Wenn auch der Fischfang, die Viehzucht, die Ausbeutung seiner unermesslichen Wälder und die Schifffahrt in allen Küstenstrichen der West die Haupterwerbsquellen Norwegens bilden, so wird doch auch die Industrie keineswegs vernachlässigt. In den letzten Jahren namentlich hat sie einen so mächtigen Aufschwung genommen, daß man auf den Märkten des Festlandes ernstlich mit ihr rechnet. Zwei Umstände jedoch haben sich bisher als schwere Hemmnisse derselben erwiesen. Der eine ist der Mangel an Kapitalien, der seine Ursache darin hat, daß dieses dem Vergnügen und dem Wohlleben ergebene Volk gar keinen Sinn für Sparsamkeit besitzt; der andere liegt in dem Mangel an Steinkohlen in einem Lande, das reich ist an Metallen und kostbaren Mineralien. Seitdem man aber sich dazu verstanden hat, die buchstäblich unerschöpfliche Bewegungskraft unserer Wasserläufe eifriger und geschickter auszunutzen, und besonders seitdem die Elektrizität gestattet, diese Kraft in die Ferne zu übertragen, tritt das letzte Hindernis mehr und mehr in den Hintergrund. Der erste Mangel wird durch den reichen Zufluß fremden Geldes zwar weniger fühlbar, macht aber in dieser Beziehung das Land thatsächlich vom Auslande abhängig.

Ein dritter Übelstand drückt ebensowohl den Ackerbau als die Industrie, nämlich die hohen Arbeitslöhne, welche einerseits verursacht werden durch die Kostspieligkeit alles dessen, was zum Lebensunterhalte erforderlich ist, mit Ausnahme der Fische und des Wildbrets, andererseits durch die Prunkliebe und Vergnügungssucht, die wie ein Krebschaden an allen Klassen der Bevölkerung nagen und für den Arbeiter nicht minder als für den Rentner künstliche aber teure Bedürfnisse schaffen. Darin ist auch der Grund zu suchen für die dauernde Unzufriedenheit unserer Arbeiterklasse, für die unsinnigen Ausstände, die jeden Augenblick ausbrechen und sowohl die Arbeitgeber als die Arbeitnehmer zu Grunde richten, und endlich für das unheimlich rasche Umsichgreifen des Sozialismus, der unfehlbar bald alle unsere großen Städte erobern wird. Gegen dieses Übel gäbe es nur ein Mittel, die katholische Religion, welche allen Maßhaltung im Genuße wie im Vergnügen zur Pflicht macht. Aber wie weit sind wir noch davon entfernt, dem segensreichen Einflusse des Katholizismus Geltung zu

verschaffen in diesem Lande, wo unsere Zahl eine verhältnismäßig so geringe ist!

Das menschliche Elend dauert fort und das letzterwähnte Übel hat ein neues höchst ernstes im Gefolge gehabt. Um die Arbeitslöhne zu drücken, ist man auf die unglückliche Idee verfallen, den Männern und Jünglingen in den Frauen und Mädchen Konkurrenten entgegenzusetzen. Und so sind die Werkstätten und Maschinenbetriebe von der bescheidenen kleinen Fabrik bis zu den Bahnhöfen und öffentlichen Verwaltungsbureaux voll von mehr oder minder geschickten und gelehrten Frauen, während ihre Männer spazierengehen, der häusliche Herd leer steht und das Kind verwahrlost umherläuft. Welche Quelle der Unsitlichkeit! Welche Entartung des weiblichen Geschlechtes, das sich für emanzipiert hält, thatsächlich aber den Thron, auf welchen die Religion es erhoben hatte, eingebüßt hat! Welch elendes Proletariat sowohl in den Dachstuben der Armen als in den Prunkgemächern der Reichen! Armes Norwegen, was soll aus dir werden, da dir der wahre Glaube fehlt, der dich auf der abschüssigen Bahn zurückhalten könnte!

Aber die Leser werden unwillig fragen: Sollen wir Sie deshalb begleiten, um Ihre sozialpolitischen Ergüsse und Klagelieder anzuhören? Um Vergebung! Aber ich habe dieses Volk so lieb, daß alles, was sein Wohl und Wehe betrifft, mein Herz in tiefem Mitgefühl erzittern läßt. Um Sie zu entschädigen, will ich Ihnen eine kleine Geschichte erzählen. Sie datiert aus der Zeit, als Norwegen den hl. Glauben verlor, der es vor diesen unglückseligen Zuständen bewahrt, oder ihm wenigstens die Kraft verliehen hätte, sich aus denselben wieder emporzuarbeiten.

2. Der letzte katholische Priester des alten Norwegens.

Wir haben die Schleusen von Löveid passiert und unser Boot gleitet ruhig dahin auf dem unermesslichen Wasserpiegel des Nordsjø, der von kahlen Felsen, von grünenden Wiesen und dunklen Tannenzwäldern umrahmt ist. Auf Schritt und Tritt öffnet sich links oder rechts eine kleine Bucht, in deren Hintergrunde ein reicher Bauernhof

oder eine arme, wie ein Juwelenkästchen bemalte Fischerhütte sich in den Fluten spiegelt.

Der Kapitän, eine hünenhafte Gestalt mit einem Herzen, so zart wie das einer Mutter, sitzt neben uns auf dem Berdeck und giebt uns die erwünschten Aufklärungen über die Umgebung des Sees. Er zeigt uns die vormalig katholischen Kirchen, welche die Reformation geschont hat, die altehrwürdigen Herrensitze, die allein noch reden von dem Reichtum und Ruhm unsers alten Adels. Derselbe ist im Anfange dieses Jahrhunderts hinweggefegt worden durch die gesetzgebenden Bauern, die zwar von der besten Absicht geleitet, aber in diesem Punkte wenigstens von einem übertrieben demokratischen Geiste mißleitet wurden. Plötzlich nimmt das Gesicht des Kapitäns einen feierlichen Ausdruck an. „Dort, hochwürdigster Herr, sehen Sie die St. Michaelskirche.“ Er zeigt uns mit dem Finger nach rechts, etwa 30 Meter über dem Niveau des Sees, eine gähnende Öffnung von 3 bis 4 Meter Höhe in den steilen Felsen. „Dort,“ sagt er, „ist der letzte katholische Priester nach der Reformation gestorben. Der König von Dänemark, welcher damals Norwegen beherrschte, hatte die Ausrottung des Katholizismus sowohl in Dänemark als in Norwegen beschlossen. In Norwegen wünschte man diesen Religionswechsel um so weniger, als man die geheime Triebfeder des Königs klar durchschaute. Er wollte sich auf Kosten der katholischen Kirche bereichern; daher mußte man zur List wie zur Gewalt greifen, um dem Lande das Luthertum aufzuzwingen. Die katholischen Priester wurden verbannt und durch ausländische Prediger ersetzt. Um das Volk zu täuschen, behielten diese noch lange Zeit die äußeren Formen des katholischen Kultus, der unsern Vätern so teuer war, bei. Die Kirche von Solum erhielt viele Jahre nachher als Prediger einen gewissen Pool, einen ebenso brutalen wie fanatischen dänischen Soldaten. Weil die in jener Grotte dort eingerichtete Kirche des hl. Michael zerstört worden war, wurde ihr Kirchspiel mit der Pfarrei Solum vereinigt. Pool erfuhr bald, daß seine Pfarrkinder fortwährend in großer Zahl sich in der Grotte des hl. Michael zum Gebete versammelten, und daß zu gewissen Stunden der Nacht ein geheimnisvolles Licht aus derselben hervorbrang. Als er einst, während einer Herbstnacht, in einem von drei jungen Männern geruderten Boote von Hobden heimkehrte, bemerkte er plötzlich, wie die Ruderer innehielten, sich auf die Kniee warfen und mit dem Kreuze bezeichneten. Sie befanden sich gerade vor

der Grotte, deren geheimnisvolles Licht im See sich abspiegelte. Wutentbrannt befahl Powl, ihn zu dem Fuße der Grotte zu rudern. Aber sie hätten sich eher totschlagen lassen, als daß sie seinem Befehle gehorchten. Notgedrungen mußte er nach Solum zurückkehren; indes er schwur hoch und teuer, daß er dieses Geheimnis aufklären würde. Weil er sich auf seine Pfarrkinder, die noch treu dem Glauben ihrer Väter anhängen, nicht verlassen konnte, ließ er von Skien zwei gefügige Männer kommen und beauftragte sie, allnächtlich die Grotte des hl. Michael von ferne zu überwachen. Während einer Herbstnacht nun, es war gerade am Vorabende des Michaelsfestes, kommen sie atemlos herbeigelaufen und berichten ihrem Herrn, sie hätten soeben das geheimnisvolle Licht gesehen. Ein Zweifel ist ausgeschlossen, er sieht es mit eigenen Augen. Er reißt ein Schwert von der Wand, um sich gegen den unbekanntem Feind zu waffnen, und fährt dann mit seinen beiden Männern in einem Boote ab. Je näher sie der Grotte kommen, desto heller strahlt das Licht. Sie erreichen den Fuß des Felsens an einer Stelle, wo ein wahrhaft halbsbrechender Fußpfad zu der Grotte führt. Er springt ans Land und befiehlt seinen Leuten, anzulegen und ihm zu folgen. Aber er hätte ihnen goldene Berge versprechen können, sie rühren sich nicht von der Stelle. Von seinem Fanatismus fortgerissen, macht er sich allein auf den Weg. Plötzlich, in dem Augenblick, als sein Kopf über die Brüstung der Grotte hervorragt, erlischt das Licht, und er hängt zwischen Himmel und Erde, mitten in der Finsternis. Mit übermenschlicher Anstrengung dringt er in die Grotte ein. Gott weiß, was da seiner wartet. Er ruft laut den Beistand Gottes an. Kaum hat er den Namen des Erlösers ausgesprochen, da bewegt sich tief unten, ganz im Hintergrunde, ein mächtiger Stein zur Seite, und eine Flut von Licht strahlt ihm entgegen. Und was erblickt er? Powl will seinen Augen nicht trauen. Er schaut auf einen Altar; auf dem Altare steht ein Kreuzifix, von zahlreichen Kerzen beleuchtet. Und ein Priester erscheint, ein ehrwürdiger Greis, gebeugt unter der Last der Jahre, angethan mit den priesterlichen Gewändern, als wollte er gerade zur Feier der hl. Geheimnisse an den Altar treten. „Sie kommen mit dem Namen des Herrn auf den Lippen,“ so redet er den Prediger an; „darum treten Sie ruhig näher!“ Der Prediger schwingt sein Schwert und stürzt auf ihn zu mit dem Schrei: „Ich habe also richtig geraten; es findet sich noch eine Papistenhöhle in meiner Pfarrei.“

„So ist es,“ entgegnet der Greis; „und Sie, ein junger Athlet, mit dem Schwerte bewaffnet, Sie sind im Begriffe, dieselbe zu erstürmen? Ich wünsche Ihnen Glück zu Ihrer „evangelischen“ Kühnheit!“

„Ihre Person bekämpfe ich nicht,“ entgegnet Powl, „sondern nur Ihre Irrtümer und die nächtlichen Kunstgriffe, mittelst deren Sie meinen Pfarrkindern den Kopf verdrehen.“

„Kunstgriffe? Ihren Pfarrkindern? Wissen Sie, wer ich bin? Ich bin Sylwester, der rechtmäßige Seelenhirt derer, die Sie Ihre Pfarrkinder nennen; ich bin der letzte katholische Priester, welcher dem unglücklichen Norwegen geblieben ist. Mit List und Gewalt bewaffnet habt Ihr fremden Eindringlinge der Religion, welche Norwegen geschaffen hat, den Krieg erklärt. Ihr habt dem Volke seinen Glauben geraubt; Ihr habt unsere Heiligtümer ausgeplündert und sogar meine arme St. Michaelskirche zerstört. Ihr habt mich vertrieben. Fern von meiner Herde habe ich lange Jahre hindurch das Brot der Verbannung gegessen. Ich habe gebetet, geseufzt; ich habe vor Schmerz sterben zu müssen geglaubt bei dem Gedanken an meine verlassenen Pfarrkinder. Aber ich habe von ihnen getrennt nicht sterben können. Unter tausend Gefahren bin ich zurückgekehrt und habe mich in den Trümmern meines teuren Heiligtums begraben. Die Einwohner des Hofes Gisholdt allein wissen, daß ihr alter Pfarrer noch lebt und in der Mitte der Seinigen betet. Sie geben mir das Stückchen Brot, von dem ich lebe, und das Stroh, welches meine Lagerstätte bildet. Und meine Kunstgriffe? Ach, ich bin alt und unfähig, für meine Kinder, die noch immer ihre Mutter, die hl. Kirche, lieben, irgend etwas zu thun. Ich kann nur noch für sie beten und unter dem Schutze der nächtlichen Finsternis an den großen Festtagen für sie das hl. Messopfer feiern. Das sind meine Kunstgriffe, das sind meine schwarzen Geheimnisse. Jetzt, da Sie dieselben kennen, zücken Sie Ihr Schwert gegen den letzten Gesalbten des Herrn, den mein unglückliches Vaterland noch beherbergt. Schlagen Sie zu; denn ich verlange, an dieser Stätte zu sterben.“

Powl war entwaffnet. „Nein,“ sagte er, „Gott soll mich behüten, Hand an einen Greis zu legen. Leben Sie hier und sterben Sie hier in Frieden. Adieu, möge der Herr Sie erleuchten in der entscheidenden Stunde des Todes!“

„Amen!“ sprach der Greis; „Sie wie ich bedürfen des göttlichen Lichtes in hohem Grade.“

Povl entfernte sich. Von dem Tage an hörte er auf, seine Pfarrkinder, die an ihren alten katholischen Gebräuchen festhielten, zu verfolgen. Nur noch wenige Male zeigte sich das Licht am Eingange der St. Michaelsgrotte. Der verspätete Reisende, welcher desselben ansichtig wurde, machte andächtig das hl. Kreuzzeichen. Aber als Weihnachten kam, da blieb die Grotte dunkel. Der letzte katholische Priester war hinübergewandert. Die Leute vom Hofe Gisholdt haben ihrem alten Pfarrer im Hintergrunde seiner Höhle ein Grab bereitet. Dort ruht sein müder Leib, während seine Seele das ewige Christfest feiert im Himmel. Möge der liebe Gott auch uns alle dahin führen!“

Der Kapitän schwieg. Er erhob sich und überließ uns unsern Betrachtungen. Wir blieben sitzen und hielten unverwandt unsere Augen gerichtet auf die allmählich verschwindende Grotte, während unsere Lippen ein stilles Gebet emporsandten zu dem Hirten der Hirten, er möge uns die Gnade verleihen, würdige Nachfolger des letzten unserer ehemaligen katholischen Mitarbeiter zu werden.

3. Die Gletscher.

Wenn wir beabsichtigt hätten, den Westen Norwegens auf dem kürzesten Wege zu erreichen, so hätten wir an der Station Mefos aussteigen müssen, von wo uns ein anderes Boot nach Dale gebracht haben würde durch die Seen Flavand, Hvidesjø und Bandalaksvand, welche durch den Bandalak-Kanal, ein wahres Meisterstück norwegischer Ingenieurkunst, miteinander verbunden sind. Man nennt diesen Weg die neue Telemarken-Route; sie bietet manche landschaftliche Reize, die ich vor einigen Jahren bei meiner Rückkehr von Stavanger nach Christiania zu genießen Gelegenheit hatte. Dieses Mal habe ich auf dieselben verzichten müssen. Der Hauptzweck meiner Reise war, diejenigen Gegenden kennen zu lernen, welche weder ich noch irgend einer meiner Priester gesehen hatte, und auf diese Weise mich in den Stand zu setzen, die notwendigen Anordnungen für die spätere Organisation der Mission zu treffen, vor allem die Plätze auszuwählen, an denen die zukünftigen Stationen zu errichten sein



Schleuse des Bandak-Kanals in Telemarken.

werden. Je beschränkter unsere Mittel sind, desto wichtiger ist es, die Mittelpunkte unserer Missionsthätigkeit in diesem weiten Lande richtig auszuwählen. Man muß Rücksicht nehmen auf die Dichtigkeit der Bevölkerung, auf ihren Charakter, auf die Verkehrswege, auf das Klima und auf unzählige andere örtliche Verhältnisse, welche man nur an Ort und Stelle studieren kann. Eine der Gegenden, die ich noch nicht erforscht hatte, ist der Norden Telemarkens, besonders die Umgegend des großen Sees Tinsjö. Wir setzen also unsere Reise von Ulesjö aus in nördlicher Richtung fort. Nach einer etwa 30 Kilometer weiten Fahrt auf dem See verengt sich derselbe derart, daß wir uns verwundert fragen, wo wir aus demselben hinausgelangen werden. Das Schiff macht eine halbe Wendung, und wir befinden uns schon in dem Bette des Sauerelvs, welcher sich einen Weg bahnt quer durch mächtige Moränen und uns in den 16 Kilometer langen Hitterdal-See bringt.

Ich weiß nicht, ob der Leser eine klare Vorstellung von der geologischen Natur der Moränen besitzt. Bekanntlich war in der Zeit, die unserer geologischen Periode vorherging, der ganze Norden von Europa mit Gletschern bedeckt. Seiner Entfernung vom Äquator entsprechend, müßte Norwegen es noch heute sein, wenn nicht der Golfstrom ihm die warmen Gewässer des Busens von Mexiko zuführte und die in der heißen Zone gesammelte Wärme an das Küstenland Norwegens abgab. Aber auch heute noch hat Norwegen die mächtigsten Gletscher Europas. So hat beispielsweise unser berühmte Jostedalssbrå zwischen dem Sognefjord und dem Nordfjord eine Oberfläche von nicht weniger als 1200 Quadratkilometer, und der weiter südlich gelegene Folgefonden, der seine Zweige bis in die Thäler des Hardangerfjords aussendet, mißt in der Länge 35 Kilometer.

Diese Gletscher bedecken die Hochplateaus der Gebirge und werden durch die gewaltigen Schneemassen gebildet, welche dort in jeder Jahreszeit niedergehen, im Sommer während des Tages schmelzen, dagegen während der in diesen Höhen stets kalten Nächte gefrieren. Aber auch das Eis besitzt einen gewissen Grad von Elastizität. Dem ungeheuren Drucke der Schneemassen, die dasselbe immer schwerer belasten, nachgebend, sinkt es, einem erstarrten Wasserfalle ähnlich, langsam zwar, aber unaufhaltsam abwärts in die Thäler und Schluchten, welche die Gebirge umgeben, und gelangt häufig bis nahe an das Niveau des Meeres, wie z. B. die Arme des Svartifens im

Norden von Norwegen. Unterwegs glättet und ritzt das Eis die Felsen, denen es begegnet, reißt mächtige Blöcke von denselben los oder zerschmettert und zerreibt dieselben derart, daß sie in Sand und Schlamm verwandelt werden. Dieses ganze Gemisch: Felsen, geglättete Steine, Sand und Schlamm, bringt zusammen mit dem Eise in die Tiefe der Thäler vor und lagert sich dort ab an den Stellen, wo der Gletscher der in diesen niederen Regionen herrschenden Temperatur nicht länger widerstehen kann, sondern sich tausendfach spaltet, schmilzt und in einen weißlichen Fluß übergeht, welcher den Lieblingsaufenthalt unserer Forellen und Lachse bildet. Es giebt nichts Impoanteres, als die durch das Eis vor dem Auftauen gebildeten Grotten mit ihren Wänden von Topas und Emerald, so herrlich wie kein Pinsel sie wiedergeben vermag. Aber wehe dem, der es wagen würde, in dieselben einzutreten. Jeden Augenblick kann der gebrechliche Palast einstürzen; manchmal auch bringt eine Wasserflut aus einer der Eishöhlen hervor und füllt die Grotte ganz plötzlich an.

Während das Eis schmilzt, häuft sich das Produkt seiner Einwirkung auf den Felsen im Thale an. In heißen Sommern findet das Schmelzen in höherem Grade statt, und der Gletscher scheint dann zurückzuweichen. Wenn dagegen ein kälterer Winter oder ein reichlicherer Schneefall eintritt, so gewinnt er wiederum an Umfang und treibt in seinem Vormarsche mit unglaublicher Kraft die ganze Masse von Gestein und Erde vor sich her, welche alsdann gleichsam einen gewaltigen Damm um seinen Fuß herum bildet. Infolge des langsamen, aber stetigen Einflusses des Goltstromes zieht er sich mehr und mehr zurück und macht nur noch periodische Vorstöße. Die künstlichen Dämme vervielfältigen sich, berühren sich und bilden nach Jahrhunderten die Schuttanhäufungen, die wir jetzt Moränen nennen. Diese Moränen, das Resultat der Einwirkung der ehemaligen Gletscher auf die Felsen, machen heutzutage einen beträchtlichen Teil des Ackerlandes in Norwegen aus. Die Mergelbänke, welche die ganze Westküste des Landes entlang laufen und zwischen sich und dem Festlande nur einen engen, aber tiefen Kanal lassen, sind nach der Ansicht unserer Gelehrten unermeßliche Moränen, welche die alten Gletscher vor sich hergetrieben haben, indem sie in den Felsen unsere Fjorde aushöhlten, diese langen und schmalen Meeresarme, welche in ihren endlosen Verzweigungen bis ins Innere des Landes eindringen, demselben seine Wärme, seine Fruchtbarkeit, seine unvergleichliche Schönheit verleihen und ihm zugleich Verkehrs-



Der Bondhusbrä, Teil des Folgefonden-Gletschers.

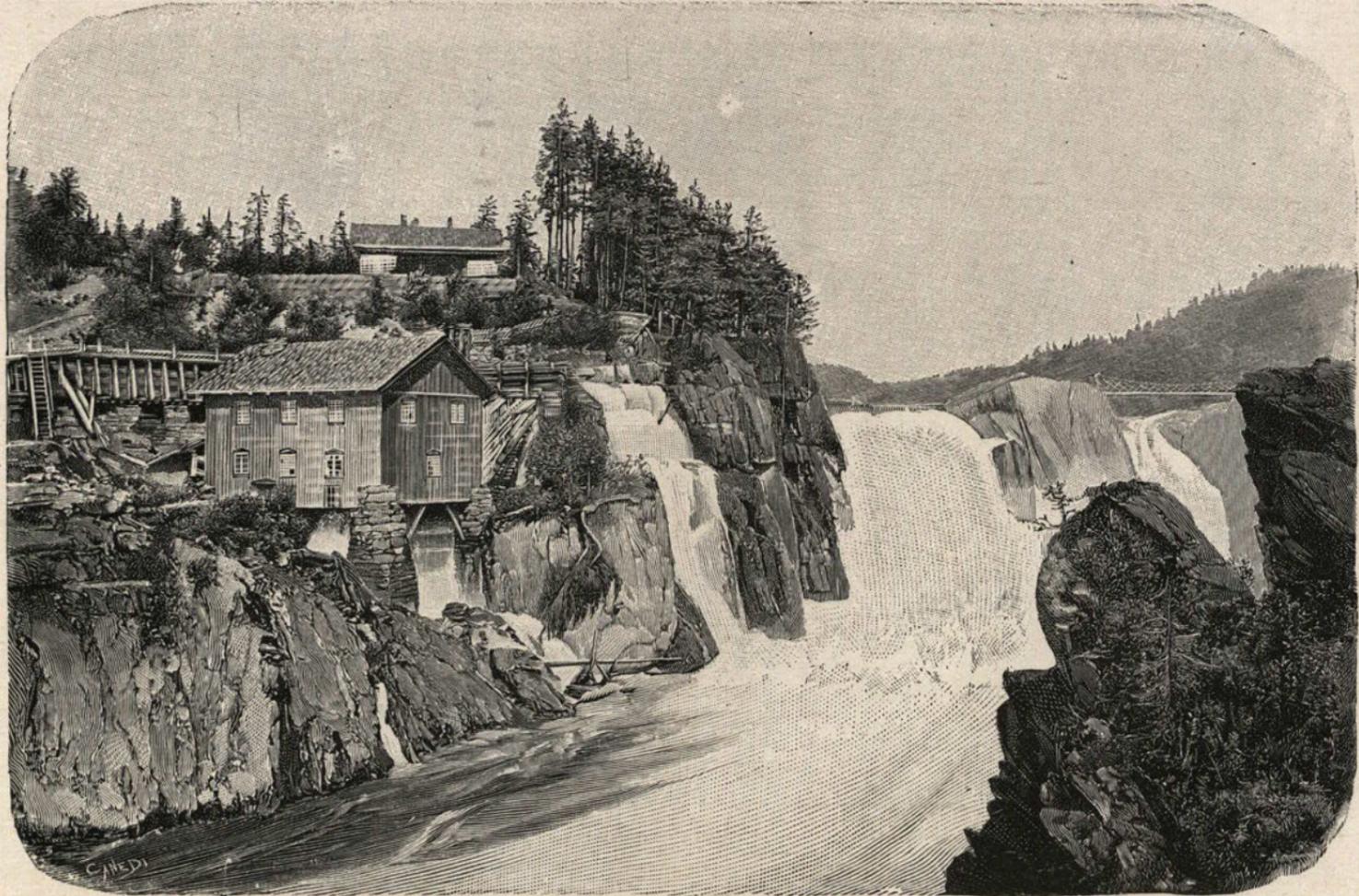
wege verschaffen, die man anderswo vergeblich suchen wird. Im Innern des Landes durchsetzten die Moränen nach beiden Seiten die Thäler und bildeten auf diese Weise häufig Seen. Die Gewässer aber haben sich nach und nach einen Weg gebahnt quer durch diese wenig festen Dämme, und gerade durch ein solches Bett steuert unser Boot auf den Gitterdalsee los.

4. Gitterdal.

Wir sind schon da. Dieser See bietet nicht die düstern Schönheiten des Tinsjö, den wir morgen begrüßen werden, oder der Hunderte und abermals Hunderte anderer Bergseen, deren Norweger sich rühmen darj. Anstatt der Granitriesen mit finsterner Stirn und weißem Haar, die gleichsam Wache zu stehen scheinen um diese andern Seen, sehen wir lauter lachende Gelände, reiche Gefilde und wohlhabende Bauernhöfe. Wir kommen nur langsam und mühsam vorwärts; denn Legionen von Tannenstämmen, bald einzeln, bald in Flößen zusammengekoppelt, versperrern uns alle Augenblicke den Weg. Wir nehmen mit einem kräftigen Händedruck von unserm lebenswürdigen Kapitän Abschied und überlassen uns der Gnade der Leute im Hotel Furnheim zu Notodden. Im Hotel nehmen wir nur eine kleine Erfrischung; denn ganz in der Nähe wartet der Fluß Tinelven auf uns, um uns seinen prächtigen Wasserfall zu zeigen. Ich habe eine besondere Vorliebe für drei Musikinstrumente: die Orgel, das Cello und — die Wasserfälle, und bitte daher den freundlichen Leser, mich zum Tinsjö zu begleiten. Es ist gegen 10 Uhr abends. Die Sonne, die eben den Horizont berühren will, wirft Garben goldenen Lichtes auf die dunkeln, dem Ufer des Abgrundes zugeneigten Tannen und verwandelt die schäumenden Fluten, die sich überstürzen, sich brechen und sich zwischen die Granitwände wälzen, in einen wahren Strom von Gold und Rubin. Es ruht die ganze Natur mit ihrem Herrscher, dem Menschen. Der Vogel hat sein Nest wiedergefunden, und selbst die Winde scheinen zu schlafen in den Höhlen des Gebirges. Und inmitten dieser Ruhe, dieser geheimnisvollen Stille führen diese drei Wasserfälle ihr unbeschreibliches Konzert auf.

Mein Begleiter und ich nehmen unser Brevier zur Hand und auf einem moosbedeckten Steine sitzend, beten wir unsere Tageszeiten. Der arme Bischof von Norwegen hat keinen Chor von Domherren; nur einige wohlthätige Damen sind bereit, mit ihrem Gesange und den Klängen der Orgel sein feierliches Amt zu begleiten. Und doch fordert er kühn den ersten Prälaten der Welt zum Wettbewerb heraus, wenn er, sitzend auf einem moosbedeckten Throne von Stein, unterstützt von einem einfachen Missionar, umflossen von den Strahlen der untergehenden Sonne des Nordens, unter der tosenden Begleitung dieser Wasserfälle sein Offizium betet. Das Gestirn des Tages ist auf einige Stunden verschwunden; die Abenddämmerung, die bald von der Morgenröthe abgelöst werden wird, mahnt uns, im Hotel eine kurze Ruhe zu genießen. Wie sanft schläft es sich nach einer solchen Abendandacht in Gottes freier Natur! Um 6 Uhr morgens schon klopft der Herr Pfarrer an meine Thüre. „Benedicamus Domino! Hochwürdigster Herr, es ist Zeit, die Vorbereitungen zur hl. Messe zu treffen.“ Heute ist die Reihe an mir, sie zu lesen; er muß dabei dienen. Morgen werden die Rollen gewechselt. Er wird dann celebrieren, während ich den Diener mache. Um 7 Uhr wird der Tragaltar, der treue Begleiter des Missionars, auf meinen Tisch gestellt. Bald steigt der Herr des Himmels und der Erde hernieder, um seine armen apostolischen Arbeiter zu trösten und zu stärken. Ah, lieber Leser, und ihr, die ihr so oft ohne jeglichen Grund die Anhörung der hl. Messe versäumt, wenn ihr das Glück hättet, der Messe eines Missionars beizuwohnen, die in der Einsamkeit gefeiert wird, mitten unter Heiden und Protestanten, bei geschlossener Thüre, damit kein profanes Ohr uns höre; wenn ihr gleich uns die Gnade hättet, die unsichtbare Gegenwart der göttlichen Majestät des Herrn zu fühlen, der auf den Ruf seines Geschöpfes auf diesen armjeligen Altar herabsteigt, ärmer zuweilen noch als die Krippe zu Bethlehem, dann würdet ihr begreifen, nein, ihr würdet fühlen, was die hl. Messe ist! Welch ein Glück ist es doch für uns, katholisch zu sein!

Wir verlassen Notodden, das in Zukunft ein dem Allerhöchsten geweihter Tempel sein wird. Wir haben alle nötigen Erkundigungen eingezogen und jetzt, sitzend auf unserer leichten Karriole, der denkbar einfachsten Form eines öffentlichen Fuhrwerkes, gezogen von leichten Ponies, eilen wir im Fluge der Kirche von Hitterdal zu. Man sollte es kaum glauben, aber trotz der unermesslichen Entfernungen, trotz des ungleichen Charakters seines von Bergen und Seen und Flüssen



Der Ginfos.

unendlich durchschnittenen Geländes giebt es kaum ein Land, wo für die Verkehrsmittel der Reisenden so gut gesorgt ist, als in Norwegen. Wo immer eine Straße oder ein See ist, da unterhält der Staat oder die Gemeinde Stationen, an welchen man zu jeder Stunde, bei Tage und bei Nacht, eine einsitzige Karriole oder eine zweisitzige Stolkjäre oder ein Boot zur Verfügung hat. Als Fahrgeld bezahlt man durchschnittlich 18½ Pfennig pro Kilometer für eine Karriole, 28 Pfennig für eine Stolkjäre und dementsprechend für die Boote. Dazu hat man in der Regel das Recht, an der Station zu sehr mäßigen Preisen zu übernachten und zu speisen. Im Winter natürlich werden die Fuhrwerke und Boote durch Schlitten ersetzt, aber die Preise sind dieselben.

Nach einer Fahrt von einer guten halben Stunde setzt uns die Karriole vor der Kirche von Gitterdal ab, einer jener alten Stavkirker aus Tannenholz, in der unsere katholischen Vorfahren seit dem 13. Jahrhundert gebetet haben und unsere getrennten Brüder heute noch beten. Wir treten ein in Begleitung eines lebenswürdigen Greises, den wir am Eingange der Kirche getroffen haben. Eine im Jahre 1850 vorgenommene ungeschickte Restauration hat dieses alt ehrwürdige Bauwerk höchlich verunstaltet. Trotzdem ergriff uns eine tiefe Rührung im Innern des Gotteshauses, wo die alten Bewohner Telemarkens den göttlichen Heiland angebetet, sein Lob gesungen, sein Evangelium angehört haben. Der Altar ist entweiht; von den alten Malereien sind nur noch schwache Spuren übrig; das ewige Licht brennt dort nicht mehr seit drei Jahrhunderten — in ganz Norwegen war es erloschen. Indes schien es uns, als ob die Engel, welche dort vor Jahrhunderten dem hl. Opfer beigewohnt, noch jetzt gegenwärtig seien, um zu wachen über die Heiligkeit der Stätten, in denen der Heiland zu wohnen sich gewürdigt hatte. Während unser Geist still sinnend die alten Zeiten an sich vorüberziehen läßt, ist ein ganzer Trupp von Bauern, groß und klein, eingetreten, um diese neugierigen Fremdlinge zu sehen. Als unser guter Alte unsere Rührung bemerkte, erkundigte er sich bei mir nach der Ursache derselben.

„Sage mal du“ — in Norwegen wird jedermann von den Landleuten mit du angeredet — „es scheint, daß du unsere Kirche nicht schön findest; denn du siehst traurig aus.“

„Wie könnte ich anders als traurig sein, wenn ich sehe, wie ihr dieselbe verunstaltet habt!“ Und ich zeigte ihm die argen Mißgriffe, die man bei der Restauration begangen hatte.

„Das ist ganz meine Ansicht,“ erwiderte der Alte; „ich habe es damals dem Räte deutlich gesagt, man dürfte nichts ändern an dem, was unsere Vorfahren uns hinterlassen hätten. Aber diese Stockfische wollten nicht hören. Doch sage mal — du scheinst dich darauf zu verstehen — ist es wirklich wahr, daß unsere Stadtkirke eine katholische Kirche gewesen ist?“

„Ohne allen Zweifel; du weißt doch, daß eure Vorfahren katholisch gewesen sind, daß sie diese Kirche gebaut und jahrhundertlang in derselben gebetet haben.“

„Sieht es jetzt noch Katholiken auf der Welt?“ fragte er dann.

„Welche Frage! Ganz gewiß, mehr als 250 Millionen.“

„Ist es möglich? Aber diese Katholiken, sind die auch Christen? Beten sie unsern Herrn Jesus Christus an wie wir?“

„Ohne Frage. Sie haben ja die christliche Religion nach Norwegen gebracht, und daß ihr das Glück habt, Christen zu sein, verdankt ihr gerade der katholischen Kirche.“

„Aber [haben die Katholiken nicht Maria angebetet und die Heiligen und den Antichrist, den sie Papst nennen?“

„O nein, sie haben nur Gott angebetet und beten auch jetzt noch Gott allein an wie ihr. Aber sie verehren die Mutter des göttlichen Heilandes und die Freunde Gottes, die Heiligen, die ihm hier auf Erden treu gedient haben. Und was den Papst betrifft, so ist er der Nachfolger des hl. Petrus, den unser Heiland selbst zur Würde des obersten Hirten in seiner Kirche erhoben hat. Als solchen erkennen die Katholiken ihn an und gehorchen ihm und ehren ihn in gleicher Weise, wie du unsern teuern König ehrst, der von Gott gesetzt ist, in seinem Namen unser Land zu regieren, ihm Gesetze zu geben und uns auf dieser elenden Erde glücklich zu machen.“

„Ei, das ist ja genau dasselbe, was mein Vater zu sagen pflegte, der ein katholisches Buch besaß. Es freut mich aufrichtig, zu erfahren, daß er recht hatte. So oft ich diese Dinge vorbrachte, lachte man mich aus und sagte, daß, wie Luther es vorhergesagt habe, der Papst tot sei und die katholische Kirche auch. Ich habe also recht gehabt gegen sie alle. Aber du, woher weißt du das alles?“

„Ich weiß es, weil ich selbst Katholik bin.“

Wie soll ich das Erstaunen, ich möchte sagen das Entsetzen schildern, welches bei dieser Erklärung sich auf den Gesichtern malte? Alle betrachteten mich vom Kopfe bis zu den Füßen.



Auf der Garrigole.

„Katholik, du? Und dieser hübsche junge Herr, der so freundlich aussieht, wer ist er denn?“

„Er ist auch Katholik und sogar katholischer Priester und Pfarrer in Christiania.“

Die Frauen wichen erschreckt zurück; die Kinder dagegen, als sie das Wort Priester hörten, umringten meinen Begleiter und suchten seine Hände zu fassen. Die Männer runzelten die Stirn.

„Katholischer Pfarrer und sogar in Christiania, mitten in Norwegen! Aber das ist ja unmöglich,“ entgegnete der Alte. „Wollt ihr uns nicht nähere Aufklärung geben?“

Ich ließ mich nicht zweimal bitten. Während wir zu unsern Karriolen zurückkehrten, umringt von all diesen braven Protestanten, erzählte ich ihnen, wie der alte Glaube wieder von dem norwegischen Boden Besitz genommen hätte. Sie waren wie versteinert, als sie hörten, daß die alte Kirche, der ihr teures Norwegen seine christliche Religion und seine Bildung verdankt, die ihm den hl. Olaf, den hl. Halvard und so viele andere Heilige geschenkt, noch lebe in der Welt und sogar in Norwegen. Die Frauen hatten ihre Angst abgelegt und fragten uns um die Wette.

Alle fanden sie, was ich ihnen erzählte, ganz natürlich. Es waren eben gute Christen, im Herzen katholisch, ohne es zu ahnen. Ich habe übrigens später erfahren, daß ihr Prediger auch ein Ehrenmann ist, ein aufrichtiger und überzeugungstreuer Protestant, und daß er niemals die katholische Kirche verunglimpft. Solche giebt es viele unter den Geistlichen der Staatskirche, Männer mit redlichem Willen und aufrichtigem Herzen. Manche verteidigen uns sogar, widerlegen durch Wort und Schrift die gegen unsere hl. Kirche aufgehäuften Vorurteile und beten mit uns um die Erfüllung der Bitte unsers Heilandes: Ut omnes unum sint! Möge es in Erfüllung gehen!

Es war Zeit zum Abschiede. Mein Begleiter half mir beim Aufsteigen. Er that es mit der Ehrfurcht, die ein Sohn hegt für seinen Vater. Dieser Umstand entging unserm Alten nicht.

„Du hast uns gesagt, was dein junger Freund ist; aber du hast uns nicht gesagt, was du selbst bist, den er so ehrfurchtsvoll behandelt.“

„Gut denn! Ich bin katholischer-Bischof für Norwegen, und du bist auch mein Sohn, ohne es zu wissen. Ich segne dich von ganzem Herzen, und ich segne euch alle; denn ihr seid auch meine lieben

Kinder. Betet für mich! Ich bete für euch, damit ihr den Weg zum Himmel finden möget.“ Und ich segnete sie, ohne die Antwort des ehrwürdigen Greises abzuwarten. Wir fuhren ab, begleitet von den Grüßen dieser guten Leute.

Wann wird ihnen das Glück zuteile werden, einen wahren Seelenhirten zu erhalten? Großer Gott! das ist es, wonach ich Dich frage, indem ich mit Schmerzen meiner Armut und Ohnmacht gedenke. Das ist es auch, wonach ich mich selbst frage, wenn ich so vielen jungen Missionskandidaten, die zu uns zu kommen und uns zu helfen wünschen, antworten muß: Teure Mitbrüder, ich habe keine Mittel, Ihnen ein Kirchlein zu bauen, keine Mittel, um Ihnen das tägliche Brot zu verschaffen. Beten Sie für uns!“

Aber der Wille Gottes geschehe wie im Himmel so auf Erden! Gottes Ratschläge sind unergründlich

5. Nach Tin.

Unsere kleinen Säule, die sich ordentlich haben ausruhen können, tragen uns im schnellsten Galopp davon. Das Töchterchen des Stationsinhabers, das hinter mir auf meinem Koffer sitzt, um später die Pferde zurückzubringen, hat die größte Mühe von der Welt, das Gleichgewicht zu bewahren. Die Gegend ist noch anmutig und fruchtbar; aber bald zeigen sich die Wälder mit seltenen, von hübschen Höfen belebten Lichtungen. So oft wir an einem solchen Hofe vorbeisaußen, fliehen die Hühner davon unter hellem Geschrei, als wollte der Habicht auf sie losstürzen; der Hund macht einen Höllenlärm; das Pferd steckt seinen langen Hals durch das Stallfenster und grüßt unsere Renner mit lautem, anhaltendem Wiehern; die Kinder kommen ans Fenster und senden uns mit ihren Händchen freundliche Grüße nach. Der Bauer, der gerade am Schleifstein sein langes tollekniv (Arbeitsmesser) schärft, winkt uns artig zu, ohne sich in seiner Arbeit stören zu lassen. Wir selbst schauen voll Bewunderung auf den herrlichen Stab'ur (Speisekammer), der Jahrhundert nach Jahrhundert hat an sich vorübergehen sehen. Die Berge Himingen, Håksfjeld und Rjövingsfjeld mit ihren weiß und schwarz gesprenkelten Spizen



Gervais. Sc. Lyon

Alte Stavkirke im Sitterdal.



Bauern Telemarkens.

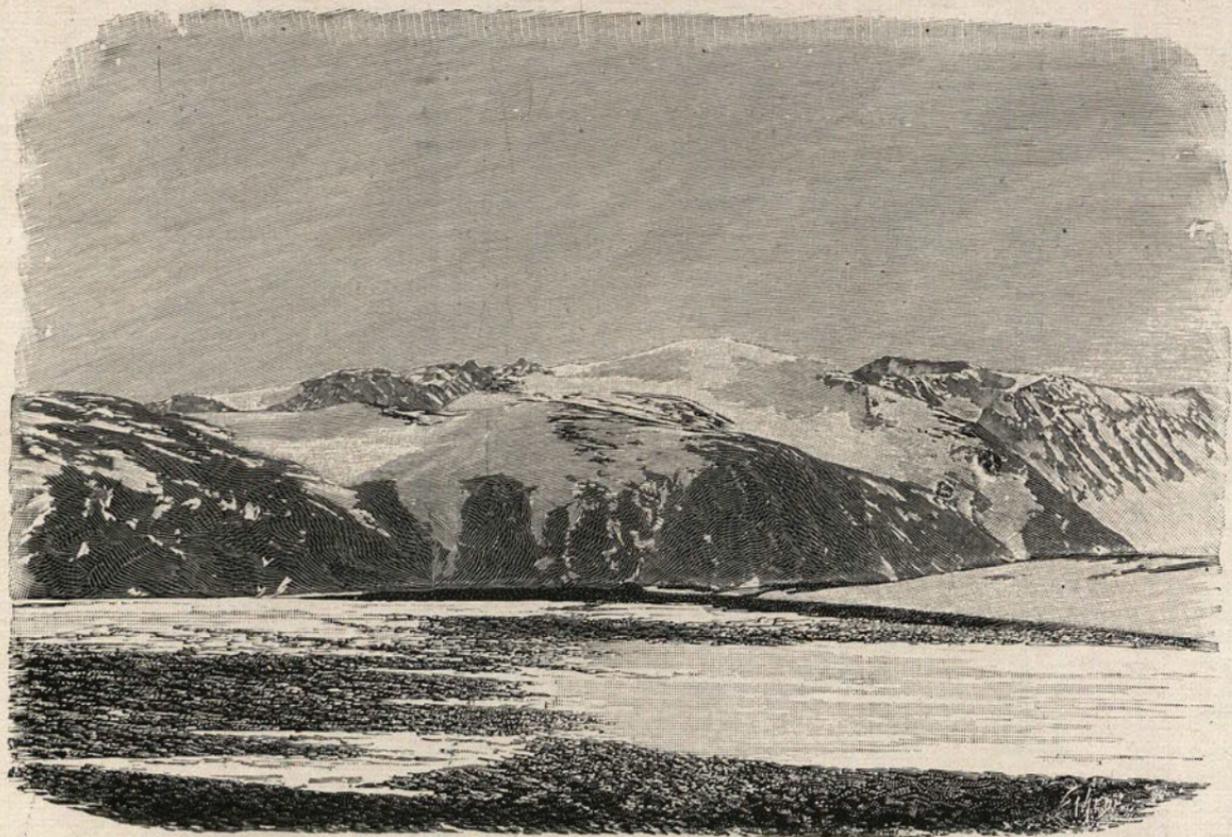
scheinen uns zu einer kleinen Unterhaltung mit ihnen in ihrer Einsamkeit einladen zu wollen. Wir müssen der Versuchung widerstehen, um nicht die Haltestelle für die Nacht zu verfehlen. Wir haben nämlich beschlossen, im Hotel, eigentlich sollte ich sagen in der Einsiedelei Linojet am Südennde des Sees Linsjö abzustiegen. Dort finden wir zahlreiche Touristen. Denn seitdem der See von zwei kleinen Dampfbooten befahren wird, ist er der Sammelplatz der Vergnügungsreisenden geworden. Was dieselben anzieht, ist zunächst der See, dann die Besteigung der Gaustaspitze und weiter der berühmte Rjukanfoss, welchen man nur mittelst der Durchfahrt durch das Thor des Sees erreichen kann.

Am folgenden Morgen befinden wir uns auf dem Verdeck der kleinen Dampfbarke Fin. Sie ist ein höchst gebrechliches Fahrzeug; aber wie ein Pfeil schießt sie dahin durch die Flut im Schatten der Berge, die den See von beiden Seiten einschließen. Der Kapitän, ein altes Kerlchen von ungewöhnlicher Lebendigkeit, unterhält sich schon ganz munter auf Deutsch mit meinem Reisegefährten. Er ist stolz auf seinen See und deckt alle Geheimnisse desselben auf. „Sehen Sie da,“ sagte er, „diesen Berggipfel, der dräuend in die Wolken ragt? Das ist der Vifjeld, ein häßlicher Gefelle, der uns oft ganz plötzlich und unvermuthet die Bö schickt, welche wir Kastvind nennen. Im Handumdrehen verwandelt der Wind die ruhigen Wasser des Linsjö in Schaum, und wir haben die größte Mühe, einem Schiffbruche zu entgehen. Vorgestern noch hat er vor meinen Augen einer armen Bäuerin zwei große Näpfe mit Milch weggerissen und in den See geworfen. Ich bin seit dreißig Jahren so ziemlich ganz um die Erde herumgefahren; aber ich fürchte den Kastvind fast noch mehr als die Cyclone der Tropengegenden. Man muß sich jedoch damit trösten, daß man allezeit und überall in Gottes Hand steht. Das hat der hiesige Prediger erfahren. Sie sehen dort zur Linken am Fuße jener riesigen Granitwand den Haufen von Steinblöcken, die der Frost im Laufe der Zeit von den Felsen losgelöst und in die Tiefe gerollt hat. Einen solchen Steinhaufen nennen wir ein Ur. Vor einigen Jahren nun wurde der Prediger, als er in seinem Boote von einem Besuche heimkehrte, vom Kastvind überrascht. Wind und Wetter warfen sein Schiff gegen die Felsen, wo es zerstückelte. Nur durch ein wahres Wunder konnte der Prediger sich auf dieses Ur retten. Aber wie sollte er davon kommen? Hinter ihm stand die schroffe Felswand von mehreren Hundert Meter Höhe, vor ihm lag

der See von beinahe tausend Meter Tiefe. Drei Tage und drei Nächte schrie er um Hülfe und betete zu Gott; da erst wurde er von den Leuten, die ihn suchten, entdeckt, vollständig erschöpft und dem Tode nahe.“ Der gute Alte war nun einmal im Zuge. Er fügte gleich hinzu: „Das ist die Schattenseite der Sache; aber sie hat auch ihre poetische Seite. Wie Sie wissen, hatten unsere heidnischen Vorfahren alle ihre Berge und Thäler mit Gottheiten bevölkert. Im Innern des Landes, da wo sich unsere majestätischsten, in ewigen Schnee gehüllten Bergkegel erheben, wohnte der Gott Jotun. Darum heißt die Gegend Jotunsheim. Nun wohnte aber die Braut des braven Jotun auf der andern Seite des Sees, dort wo Sie am Fuße des Berges eine anmutige Meierei erblickten. Er wünschte ihr einen Besuch abzustatten, hatte indes keine Lust, den Umweg um den See zu machen, der 34 Kilometer lang und nur 2—3 Kilometer breit ist. Deshalb entschloß er sich, mit einem einzigen Satze hinüberzuspringen. Und so that er. Dieser Vorsprung dort bezeichnet die Stelle, wo er beim Abspringen seine Ferse eindrückte, und auf der andern Seite des Sees machte sein Fuß, da er den Felsen berührte, genau jene Vertiefung, in der sich später die Farm eingestiftet hat.“

In diesem Augenblicke mußte ich den liebenswürdigen Blauderer unterbrechen, da ich meinem Reisegegnossen etwas zu sagen hatte. Ich that es auf Französisch, um von den anwesenden Personen nicht verstanden zu werden. „Ah, mein Herr, Sie sprechen Französisch?“ fiel der wackere Kapitän ein auf gut Französisch. Sie sind gewiß Franzose. Gut, hier habe ich etwas für Sie. Sehen Sie den Gipfel da? Er ist an die 160 Meter hoch. Dort landeten am 15. November 1870 zwei französische Luftschiffer, welche vierzehn Tage vorher im Luftballon das belagerte Paris verlassen hatten. Die Insassen wußten nicht, ob sie sich auf dem Monde oder noch auf unserer alten Erde befanden. Aber da entdeckte einer von ihnen auf dem Schnee ein Döschen mit norwegischen Zündhölzern, welches ein Tourist verloren hatte. Dieser Fund beruhigte sie wieder, da er vermuten ließ, daß sie nicht gar zu weit von gebildeten Menschen entfernt wären. Sie wurden von den Bewohnern wie Helden aufgenommen und gefeiert, und wenn Sie die Überbleibsel ihres Ballons sehen wollen, so brauchen Sie nur ins Museum von Christiania zu gehen, wo dieselben sorgfältig aufbewahrt werden.

Inzwischen war der Dampfer um das imposante Gebirge Gaakenäs fjeld herumgefahren. Eine Weile konnte unser Blick das Thal



Panorama von Jotunheim im Sommer.

verfolgen, welches die Verlängerung des Seebeckens bildet, und über das unermessliche Plateau schweifen, das unter dem allgemeinen Namen Hardangervidden in riesiger Höhe sich bis in das Innere des Hardangerjords erstreckt. Einen Augenblick später landeten wir an der Haltestelle Fagerstrand, wo eine durch das freundliche Bureau Cook für uns bestellte bequeme Kalesche auf uns wartete. Aber siehe! da kommt unser alte Kapitän, der sich für einen Augenblick entfernt hatte, um die Bewegungen seines Dampfers zu leiten und denselben glücklich ans Land zu bringen. Er ist so aufgereggt, als wenn drei Kastwinde auf einmal uns überfallen wollten. „Hochwürdigster Herr,“ sagte er, und seine Stimme zitterte vor Erregung, „hochwürdigster Herr, Sie verzeihen mir, nicht wahr? daß ich so vertraut mit Ew. Bischöflichen Gnaden geredet habe. Vor einem Augenblicke erst habe ich Ihrem Begleiter das Geheimnis entlockt, daß Sie ein Bischof sind. Ich habe viel in katholischen Ländern gereist und weiß, wie man sich einem Bischofe gegenüber benehmen muß. Sie haben vor, den Rjukanfos zu besuchen und dann wieder das Boot zu besteigen, um nach Tinoset zurückzukehren. Übereilen Sie sich nicht, mein Fin wird hier auf Sie warten bis zu der Stunde, die Sie für Ihre Rückkehr zu bestimmen belieben. Die übrigen Passagiere müssen sich gedulden; die Verzögerung wird nicht zur Folge haben, daß sie irgend einen Anschluß verfehlen. Dafür bürgt der Kapitän Olsen!“

Ich hätte das kleine alte Männchen gern umarmen mögen. Ein herzlicher Ausdruck des Dankes auf gut Französisch gab ihm seine Ruhe wieder, und ein kräftiger Händedruck seinerseits besiegelte unser Friedensbündnis.

6. Im Vestfjorddal.

Wer Norwegen nie gesehen hat, sondern es nur nach den Angaben der geographischen Breite beurteilt, ohne an den Golfstrom zu denken und an unsere langen Sommertage, während deren die Sonne selbst im Süden des Landes uns von 2 Uhr morgens bis 10 Uhr abends mit ihren Strahlen überschüttet, der würde nimmer ahnen, dort ein solches Paradies zu finden, wie das Vestfjorddal. Wir

werden daselbe von einem Ende bis zum andern verfolgen, von der Mündung des Maanelvs bis zum Njukanfos, den wir erst 25 Kilometer hinter Fagerstrand antreffen werden. Unten erblicken wir frische, saftige Wiesen, wellenförmige Gefilde, in tausend Farbtönen schimmernde, köstlich duftende Wäldchen; rechts und links zahllose Bauernhöfe, die im Schatten dunkler Tannen verborgen und in weitem Bogen um das Kirchlein herum liegen; mitten im Thale den Fluß, bald tief, schweigjam und träumerisch, bald schäumend und lärmend im Kampfe mit den Felsen, die ihm den Weg versperren wollen; längs des Flusses, meistens unmittelbar an demselben, die Landstraße, eine nicht enden wollende Allee von Bäumen in voller Blütenpracht; auf der Mitte des Abhanges Wälder von himmelanstrebenden Tannen, schnurgerade, duftend gleich Riesenkerzen in einem Tempel des Allerhöchsten; noch höher die Wände und Säulen dieses Tempels, die Felsen, welche sich senkrecht emporrichten und in bestimmten Abständen Wasserstürze in die Tiefe senden, die Orgeln, welche fort und fort das Lob des Urhebers dieses Tempels besingen; wieder höher, weit, weit höher die schneebedeckten Bergspitzen, und über allen diesen kühn und mächtig hervorragend den Gipfel des Gausta. Kurz hinter Nyland fahren wir am Fuße dieses Berges vorüber, dem höchsten in Südnorwegen. Um seinen Gipfel zu sehen, müssen wir uns fast auf den Rücken legen.

O, wenn ich jung wäre, welche Lust müßte es sein, ihn zu besteigen! Aber die Zeit, wo ich meine Ferien in den Schweizer- und Tirolerbergen zubrachte, ist vorüber; die Poesie hat der Prosa Platz gemacht.

Was ich von diesem so volkreichen und abgelegenen Thale gesehen habe, überzeugt mich allein schon, daß hier unbedingt eine katholische Station mit einem Priester sein müßte. Und schon vertiefe ich mich in das Gebiet der Integral- und Differentialrechnung, um herauszufinden, wann wir diesem Bedürfnisse werden abhelfen können. Aber vergebens drehe und wende ich die gelehrten Formeln, mit denen die Professoren des römischen Kollegs mir den Kopf vollgepfropft haben; ich finde keine Lösung. Indes scheint es, als ob der liebe Gott in der Sprache, die mir zur Zeit meines Besuchs der Alma Mater Roms so teuer war, mir die Antwort zuflüstere: „Lascia fare a me! Das ist meine Sache; thue du, was du kannst, und ich werde das Übrige thun.“

Auf einmal steht der Wagen still, und der Kutscher macht meinen Betrachtungen ein Ende. „Meine Herren, sehen Sie jene düstere Schlucht da, die sich an der Seite des Gausta hinabzieht? Da ist vor noch nicht acht Tagen ein deutscher Professor, der sich mit einem Freunde, aber ohne Führer, auf diese schwindelnde Höhe hinaufgewagt, von einem Schneesturme überrascht worden und, während er Schutz suchte, in diesen Abgrund gestürzt. Man hat seinen Leichnam gräßlich verstümmelt aufgefunden.“

„Vor einigen Jahren hat ein dänischer Student dort gleichfalls den Tod gefunden. Niemand wußte, was aus ihm geworden sei. Erst zwei Jahre später hat man zufällig sein Skelett entdeckt. In diesen Bergen, meine Herren, darf man nicht ohne Führer reisen“, fügte er hinzu, während er mit seiner Peitsche zu einem Schläge auf das Pferd ausholte.

Das Thal verengt sich immer mehr. Der Fluß stürzt sich wütend von Schlund zu Schlund. Unsere Straße beginnt sich zu schlängeln. Eine kreischende Stimme veranlaßt uns, den Kopf zu wenden.

„Ausweichen!“

Wie soll man auf diesem engen, über einem Abgrunde hängenden Wege einem Wagen Platz machen? Wir achten also nicht auf das Schreien. Überdies macht uns unser Kutscher darauf aufmerksam, daß der arme Gaul, der einen wohlbeleibten Herrn nebst einer Dame von ähnlicher Proportion und dazu die Kutsche zu ziehen hat, vollständig außer Atem und mit Schaum bedeckt ist. Er beschwört uns, mit dem armen Tiere Mitleid zu haben und den Wagen nicht vorbeizulassen.

„Verstehen Sie kein Deutsch? Zur Seite!“ schrie der lebenswürdige Herr. Diesmal erhielt er eine deutliche aber derbe Antwort; denn auf einen groben Kloß gehört ein grober Keil.

Wir fahren also weiter. Zur Rechten die Felsen, die uns zu zerschmettern drohen, zur Linken den wütenden Strom, hinter uns den grimmigen Landsmann meines Reisegenossen und bald darauf vor uns den Njukanfos. Das Erscheinen des Wasserfalles war ein so plötzliches, der Anblick dieses milchweißen Stromes, der sich senkrecht und mit einem Sprunge aus einer Höhe von etwa 240 Meter in einen düsteren Granitkessel stürzt, war so überwältigend, das Brausen seiner stürmischen Gewässer so majestätisch, daß selbst der Freund hinter uns den Fluch verschluckte, welchen er uns entgegenzuschleudern

im Begriffe stand. Es giebt Schönheiten, deren Anblick selbst einen Tiger zähmen kann.

Ich werde nicht versuchen, die schaurige Schönheit dieses Wasserfalles zu schildern, der von der Felswand herabkommt, die unser kleines Paradies abschließt. Wir verfolgten langsam die neue Straße, welche der norwegische Staat mit enormen Kosten in diesen bisher ganz unzugänglich erscheinenden Felsen hat aushauen lassen und zwar einzig zu Gunsten der Touristen. Für einen Augenblick erfaßt uns der Schwindel; auf alle Fälle benimmt der Blick auf diese Abgründe, die alle am Fuße des „rauchenden Falles“ münden, dem deutschen Herrn die Lust, an uns vorbeizufahren.

So erreichen wir ohne neuen Sturm das Sanatorium, eine bewunderungswürdige Hütte oder Hotel aus Holz, das kürzlich neben dem Rjukanfos errichtet worden ist.

Seitdem ich Missionar bin, bin ich kein Tourist mehr. Dazu fehlen mir drei Dinge, zunächst das Geld, dann die Zeit und endlich die Beine. Ach, mit welch graußigen Anfällen von Rheumatismus hat mich der ewige Nebel zur Winterzeit in Christiania heimgesucht! Aber so etwas von den alten Touristeninstinkten ist mir doch geblieben, und deshalb halte ich mich für berechtigt, meinen Freunden in Frankreich, Deutschland und andern Ländern, selbst in der Schweiz zu sagen: Wollen und können Sie eine Ferientour machen? Dann kommen Sie nach Norwegen! Haben Sie Lust, fast unzugängliche Bergspitzen zu erklettern? Wir haben solche, die noch kein menschlicher Fuß je entweiht hat. Vielleicht sind Sie vernünftiger. Sie halten es einfach für sündhaft, sein Leben aufs Spiel zu setzen, bloß um als Held in das goldene Buch der Alpenklubs eingetragen zu werden. Aber Sie sind vielleicht Jagdliebhaber? Gut, kommen Sie zu uns; die Hasen sind hier so zahlreich, daß man sie zu Christiania für 1,20 Mark das Stück haben kann. Die Rebhühner, die Haselhühner, die Auerhähne, die Birkhühner und alles andere Wild sind hier in solcher Fülle vorhanden, daß sie im Winter tagtäglich zu Christiania auf der bischöflichen Speisefarte figurieren und zwar der Sparsamkeit halber. Sie ziehen jedoch das Hochwild vor, und im Vertrauen gesagt, dasselbe ist auch leichter zu schießen. Auch gut, das Elentier, das wilde Renntier stehen schußbereit für Sie, falls Sie nur ihren Jagdschein in Ordnung haben. Sie lieben vielleicht ein wenig Aufregung. Daran fehlt es auch nicht. Unsere Wölfe, Luchse, Füchse, und wenn Sie ein beherzter Weidmann sind, unsere Bären warten

nur auf die Ehre, von Ihnen niedergeschossen zu werden. Und wenn Sie dieselben getroffen haben, dann bittet unsere liebenswürdige Regierung Sie noch obendrein, eine ganz respektable Prämie gütigst entgegennehmen zu wollen.

„Ich bin kein Freund der Jagd,“ sagen Sie; „aber das Fischen ist meine Passion.“ Auch hier stehen wir Ihnen zu Diensten. Im Meere und in den Fjorden fangen wir Heringe und Stockfische, und falls diese Ihnen nicht groß genug sind, auch Walfische, und da brauchen Sie weder einen Erlaubnißschein noch Pacht zu bezahlen. Unsere Seen und Flüsse wimmeln von Forellen und Lachsen. Alles das ist zu Ihrer Verfügung, vorausgesetzt natürlich, daß Sie eine hinreichende Anzahl von Tausendmarkscheinen in der Tasche haben, um mit den Mylords aus England konkurrieren zu können, die das Geld mit vollen Händen wegwerfen, um unsere Jagden und Fischereien zu pachten. Sollten Ihnen aber diese Scheine fehlen, dann brauchen Sie noch nicht zu verzweifeln. Schreiben Sie mir nur ein paar Zeilen. Arm wie ich bin, ich besitze am Ufer des großen Selboseses ein Grundeigentum, das zwar einen geringen Mietwert besitzt, aber mich berechtigt, in fünf Teichen und einem großen See zu fischen. Alle diese stehen den freundlichen Lesern zur Verfügung und ein hübsches Holzhaus dazu. Sie könnten sogar dort mich selbst antreffen mit meiner Schwester, welche Sie mit Freuden aufnehmen würde. Darum kommen Sie nur; Sie können dort nach Herzenslust dem Fischsport obliegen und dabei die herrliche Luft genießen, welche Sie um ein halbes Jahrhundert verjüngen wird. Ich weiß es aus eigener Erfahrung, weil ich selbst dahin gehe, wenn ich der Erholung bedarf.

Verzeihen Sie mir diese Abichweigung. Ich wollte bloß bemerken, daß fast überall in Norwegen, selbst in den entlegensten Winkeln, der Tourist, der Jagdliebhaber, der Fischer, wenn auch nicht immer ein hübsches Hotel mit dem Ehrennamen Sanatorium, wie unser Kjufanfos-Hotel, doch wenigstens einen Bauernhof antrifft, in welchem die alte norwegische Gastfreundschaft gepflegt wird. Allerdings haben die Herren Touristen, vor allem die Engländer, uns etwas verdorben und in die Kunst eingeweiht, die Fremden auszubeuten. Aber um diesen „Segnungen“ der Civilisation zu entgehen, brauchen Sie nur die betretenen Straßen zu vermeiden und unsere Täler aufzusuchen, die zwar einsam sind, aber schön wie ein Traum aus „Tausend und Eine Nacht“. Dort treffen Sie den alten Norweger an wie er ist: gastfreundlich, offenerzig, liebenswürdig, opferwillig und vor

allem christlich, weil dort der alte Katholizismus sich besser erhalten hat, als irgendwo sonst.

Ein solcher Erdenwinkel ist das Vestfjorddalen. Das Hotel oder Sanatorium wird uns dort das telephonisch bestellte Mittagsmahl aufstischen; denn der Telegraph und das Telephon spannen ihr Netz über ganz Norwegen aus bis ins Herz von Lappland.

Aber welche Fügung des Himmels! Bei Tisch finden wir uns dem polternden Deutschen gegenüber, den wir unterwegs angetroffen haben. Natürlich finden die üblichen Vorstellungen statt. „Herr X aus Essen, katholischer Pfarrer von Sankt Halvard in Christiania!“

„Herr Y, protestantischer Prediger zu Dingskirchen (Großherzogtum Baden) nebst Frau!“

Rührende Veröhnungsscene! Bloßes Mißverständnis!

„Und wer ist der Herr mit dem langen Barte, der sich etwas lustig zu machen schien über mich und mir so derbe geantwortet hat?“ fragte Seine Ehrwürden meinen Begleiter.

„Der da? Das ist der katholische Bischof von Norwegen.“

Tableau! Es folgte ein langes diplomatisches Schweigen. Aber die Speisen sind vorzüglich, die Weine feurig, und die leeren Flaschen reihen sich in beredter Weise nebeneinander vor Seiner Ehrwürden und Gemahlin. Unwillkürlich lösen sich die Zungen, und schließlich ist man tief gerührt, sich am Ende der Welt begegnet zu sein.

Ende gut, alles gut. Als wir nach dem Kaffee den Wasserfall näher besichtigten, beglückten der Herr Pastor und die Frau Pastorin ihren unterthänigen Diener mit einem liebenswürdigen Lächeln.

Aber vergessen wir nicht, daß Kapitän Olsen auf uns wartet. Streng genommen hätten wir ihm per Telephon danken und auf kürzerem Wege die Straße von Telemarken zu Jamsgaard erreichen können teils zu Fuß, teils zu Schiffe auf den großen Bergseen Mjosvand und Totakvand. Aber zunächst hätten wir in diesen Höhen noch zu viel Schnee angetroffen, und dann, ich habe es ja schon gesagt, protestieren meine Beine gegen die Wiederaufnahme solcher Gewaltmärsche auf unwegiamen Bergen; schließlich hätten wir auch weder Zeit gewonnen, noch Geld gespart.

„Aber wenn Sie sich eines Fahrrades bedient hätten?“ denkt vielleicht einer meiner Leser. Nun, ich bin hinreichend mit der Zeit fortgeschritten, um kein grundsätzlicher Gegner dieses modernen Verkehrsmittels zu sein. Aber vorläufig bin ich noch der Ansicht, daß, etwa mit Ausnahme eines dringenden Notfalles, diese Art zu reisen

mit dem geistlichen Charakter nicht vereinbar ist. Auf der andern Seite, obgleich Norwegen eine Anzahl Straßen besitzt, die sich für die Reise mit dem Fahrrad vortrefflich eignen, z. B. die Straße, die von Christiania ausgeht und im Hintergrunde des Romsdalsfjords mündet — eine gewaltige Strecke — so ist doch im ganzen das Land zu gebirgig für diesen Sport. Trotz alledem betreiben die Norweger denselben und zwar wie jede Art von Sport mit wahrer Leidenschaft. Man läuft jeden Augenblick Gefahr, von einem dieser Fuhrwerke umgerannt zu werden. Aber wenn Sie sich nicht todmüde machen wollen, dann lassen Sie Ihr Rad hübsch zu Hause, falls Sie uns mit Ihrem Besuche beehren wollen. Hätten Sie, wie mein Begleiter und ich, einen unglücklichen Studenten von Sandefjord gesehen, der den geistreichen Einfall hatte, die Reise durch die Straße von Telemarken zum Rjukanfos auf dem Fahrrad zu machen, dann würden Sie sicher meinen Rat befolgen.

Er langte während des Mittagessens an. Seit drei Tagen war er in Schweiß gebadet, nicht weil er die Pedale seines Rades bearbeitet hatte — das ist auf diesen Wegen, die nicht einmal Fußpfade sind, einfach unmöglich — sondern weil er seine Maschine auf dem Rücken getragen, abwechselnd mit seinem Führer, den er dafür teuer bezahlen mußte. Er war halbtot vor Hunger, kam auf mich zu und erzählte mir sein Mißgeschick. Ich hatte Herz genug, ihm teilnehmend zuzuhören, während die andern Tischgenossen sich über ihn lustig machten. Obwohl man in Norwegen nach dem Gesetze nur vor einem Richter schwören darf, so beteuerte er doch bei allen Göttern Norwegens, den alten und den neuen, daß bei der nächsten Auktion in Sandefjord sein Zweirad als Verkaufsgegenstand figurieren würde.

Während ich Ihnen diese traurige Geschichte erzähle, schossen unsere Wagen, der unserige und der unsers neuen Freundes aus Baden, wie „ein geölter Blitz“ die Straße nach Fagerstrand hinab, wo unser wackerer Kapitän, die Uhr in der Hand, uns aus der Ferne das Kompliment zurief: „Pünktlichkeit ist die Tugend der Könige.“ Nach wenigen Stunden befanden wir uns wieder in der Einsiedelei von Tinofet. Aber o Schrecken! Da kommt der lensmand (Schuzmann) von Tin und pflanzt sich vor unserm neuen Freunde auf.

„Sie sind wohl der Reisende, der gestern in diesem Wagen hier angekommen ist.“

An ein Leugnen war nicht zu denken. Der Angeredete antwortete: „Ja, aber was wollen Sie?“

Darauf entgegnete der Vertreter der norwegischen Justiz in klassischem Deutsch:

„Sie stehen unter der Anklage, Ihr Tier dergestalt abgehegt zu haben, daß es eingegangen ist. Der Thatbestand ist zeugeneidlich erwiesen. Und wenn Sie sich nicht rechtfertigen, dann haben Sie die und die Strafe zu zahlen für Tierquälerei und dazu dem Eigentümer den Wert seines Pferdes zu ersetzen.“

Furor teutonicus! Ein entsetzliches Gewitter entladet sich mit einem Hagel von Schimpfworten über den Mann des Gesetzes.

Mit einer Ruhe, so eisig wie das Wasser unserer Gletscher, erwidert der lensmand: „Beiläufig, mein Herr, Sie werden jetzt, abgesehen von dem Hauptanklagepunkte, 20 Kronen zu zahlen haben für Beleidigung eines Staatsdieners in der Ausübung seines Amtes nach Artikel so und so des Strafgesetzbuches. Wären wir in Deutschland, so würde die Strafe doppelt so viel betragen.“

Die Sache nimmt eine üble Wendung, und wir machen uns aus dem Staube, um nicht später als Zeugen zurückgehalten zu werden. Aber die gerichtliche Verhandlung dauert fort bis lange nach Mitternacht, und als wir am folgenden Morgen die längst vor uns aufgestandene strahlende Sonne begrüßten, tritt die Frau Pastorin schüchtern an mich heran mit den Worten:

„Welch ein Unstern, hochwürdigster Herr! Denken Sie nur, dies ist unsere Hochzeitsreise. Ach, hätte ich meinen Mann besser gekannt, dann wäre ich sicher Diakonissin geblieben. Wir sollten bis nach Stockholm reisen; aber jetzt sind unsere schönen Markstücke fort. Wir müssen direkt nach Baden zurückkehren; denn wir haben kaum noch genug, um dritter Klasse zu fahren.“

Die arme Diakonissin! Ich hatte herzliches Mitleid mit ihr. Fern sei es von mir, die guten christlichen Jungfrauen zu verachten, die in Norwegen ebenso wie in Deutschland ihr Möglichstes thun, um unsern Ordensschwestern nachzuahmen, freilich ohne sie zu erreichen. Es ist immerhin eine Huldigung, die dem Katholizismus und seinen Einrichtungen dargebracht wird, und zwar geschieht dies von seiten dieser Frauen sicher in gutem Glauben und ohne Hintergedanken. Gerechtigkeit für alle! Ich tröstete die Frau Pastorin, so gut ich konnte.

Mittlerweile sind unsere Pferde angespannt; wir sind im Begriffe abzufahren. Aber siehe! da kommt unser guter Kapitän des Fin,

um uns noch einmal die Hand zum Abschiede zu drücken. Der gute Kapitän! Ich weiß nicht, was uns seine Zuneigung gewonnen hat. Wer hätte ahnen sollen, daß dieser wackere Olsen, dessen Schiff augenblicklich geheizt wurde, um bei vollständiger Windstille abzufahren, tags darauf auf dem Grunde des vom Sturme entseesselten Sees ruhen würde. Drei Tage später lasen wir wirklich in der Zeitung, daß ein Kaskwind ihn und sein Boot verschlungen habe, während die Mannschaft und die wenigen Passagiere gerettet worden seien. Wir beteten ein andächtiges *De profundis* für seine Seelenruhe. Ach ja, wir stehen in Gottes Hand!

7. Im Herzen von Telemarken.

Unser Weg führt uns bis ungefähr 10 Kilometer von der Kirche im Hitterdal zurück. Hier wenden wir uns nach Westen und bringen in das Herz von Telemarken ein. Von der Erzählung all der kleinen Abenteuer, die mit einer so langen Reise unzertrennlich verbunden sind, und von der Beschreibung der zahlreichen Landschaftsbilder, die in buntem Wechsel an uns vorüberziehen, muß ich Abstand nehmen. Bald hängen wir über einem schäumenden Sturzbahe, bald spiegeln wir uns in dem ruhig lächelnden See, bald werden wir von den sengenden Strahlen der Sonne geröstet, bald wieder erfrischt durch den kühlenden Schatten der majestätischen Berge, die von Stelle zu Stelle zum Himmel hinaufragen und uns blenden durch den Widerschein ihrer Schneemassen. So eilen wir dahin vom Morgen bis zum Abend. Die Wohnhäuser werden immer seltener, aber die Liebenswürdigkeit der Insassen bleibt dieselbe. Sehen Sie das junge Mädchen da, welches das von ihren Genossinnen zusammengeraffte Gras an Stangen zum Trocknen aufhängt, wie es freundlich lächelnd uns „*God dag*“ zuruft. Sehen Sie da den Knirps, der ebenso wie unsere Bübchen zuweilen thun, in höchst argloser Weise seine blendend weiße Unterwäsche zur Schau trägt, wie er dahinstürzt, um eines jener primitiven Thore zu öffnen, welche uns alle Augenblicke den Weg versperren und dazu dienen, das Vieh innerhalb der Einfriedigung zu halten. Da ist noch einer. Er bietet uns köstliche Erdbeeren an

in einer Tüte, so groß wie er selber. Als Belohnung dafür empfängt er ein dickes Kupferstück, während sein Schwesterchen, nicht größer als ein Stiefel, verzweifelte Anstrengungen macht, mir eine von dem Strauche nebenan gepflückte Rose zu reichen, wobei es seine Puppe gegen die Brust gedrückt hält.

Ab und zu werden die Höfe zahlreicher. Daß sie nicht noch zahlreicher sind, hier wie überall in Norwegen, hat seinen Grund in dem Mangel an Ackerboden. Man behauptet, daß zur Zeit der Welterschöpfung die Engel, welche mit der Verteilung des Erdreiches betraut waren, Norwegen vergessen hätten. Sobald der Engel Norwegens dies bemerkte, führte er Klage darüber beim lieben Gott. Aber was war da zu machen? Alles war verteilt. Die Schöpfung bloß um Norwegens willen von neuem anzufangen, das ging nicht an. „Aber seht einmal zu, ihr Engelnchen,“ jagte der liebe Gott, „vielleicht findet ihr noch einige Erdkrümchen.“ Nun machten sich die Engel daran, den Himmel zu kehren; das bißchen Humus, das sie auf diese Weise zusammenbringen konnten, thaten sie in ihre Schürzen und schütteten es auf die Felsen Norwegens aus. So kam es, daß wir an Steinen reich, aber arm an Erdreich sind. Selbst in den Thälern ist der Boden bedeckt mit Steingerölle, mit erraticen Blöcken und von den Bergen herabgestürzten Felsstücken. Dort, wo keine Steine sind, dehnen sich unabsehbare Sümpfe aus. Und so hat alles, was wir an Wiesen und Feldern besitzen, im Laufe der Jahrhunderte durch Menschenhand dem Boden abgerungen werden müssen, indem man mit unsäglichlicher Mühe die Steine entfernt, die Felsen gesprengt und die Sümpfe ausgetrocknet hat.

8. Der Ackerbau.

Wenn man dabei Resultate erzielt hat, welche die Bewunderung der Fremden erregen, so ist das hauptsächlich den husmaend (Vergl. Teil I, Kap. III Nr. 3) zu danken. Der Eigentümer eines Bauerngutes, das oft mehrere Quadratkilometer umfaßt, überläßt gewöhnlich gewisse Parzellen, die weniger kultivierten oder noch ganz unkultivierten, den husmaend gegen einen mäßigen Pachtzins, der meistens durch



Senernte.

Arbeit abgetragen wird. Der Pachtvertrag kann seitens des Pächters nach Belieben gelöst werden; der Eigentümer selbst dagegen kann erst nach dem Tode des Pächters und seiner Frau von demselben zurücktreten. Diese Bestimmung ermöglicht es dem Pächter, sich auf dem Grund und Boden ein leicht transportierbares Holzhaus zu bauen und wesentliche Verbesserungen in den Bodenverhältnissen durchzuführen. Wenn also die angebaute Fläche von Jahr zu Jahr wächst, so gebührt der Dank dafür der unverdrossenen und emsigen Arbeit der braven husmaend.

Der Ackerbau macht hier sichtbare Fortschritte. Man ist überrascht, selbst in den entlegensten Thälern die neuesten landwirtschaftlichen Betriebswerkzeuge anzutreffen. Bei dem vollständig alpinen Charakter des Landes nimmt selbstverständlich die Viehzucht nebst der Erzeugung von Milch, Butter und Käse die erste Stelle in der Landwirtschaft ein. Diese Betriebsweise führt denn auch dahin, die unermesslichen öden Strecken der Gebirge auszunutzen, auf denen die Hitze unserer langen Sommertage balsamische Kräuter erzeugt, die Nährstoffe erster Klasse besitzen.

Eine eigentliche Forstwirtschaft dagegen existiert sozusagen in Norwegen nicht. Was der Wald von selbst erzeugt, gebraucht und verkauft man, ohne an die Zukunft zu denken. Neben der Birke, welche ausschließlich Brennholz liefert, haben wir nur die Fichte und die Tanne. Diese Holzarten bedecken allerdings unermessliche Flächen. Weil man aber dieselben sowohl für den Handel mit allen Ländern der Welt, als für den eigenen Bedarf, ganz regellos ausbeutet, so gewähren diese Wälder einen traurigen Anblick. Noch unheilvoller erweist sich der Umstand, daß unsere Bauern der Bequemlichkeit halber ihre Holzschläge an Gesellschaften, oft sogar an ausländische verkaufen, die alsdann ohne Rücksicht auf die Zukunft des Waldes eine durch kein Gesetz zu verhütende Verwüstung anrichten. Aber der vollständige Ruin unserer Wälder, das sind die Cellulosefabriken, die vorzugsweise kleine Stämme gebrauchen. Um diesem Zerstörungswerke Einhalt zu thun, kauft der Staat viele Wälder an. Auch giebt es besondere Gesellschaften, welche die Bauern antreiben, ihre reichen Holzvorräte mehr zu schonen, die abgeholzten Flächen wieder aufzuforsten, und dazu neue Anpflanzungen zu machen, was bisher in Norwegen unerhört war. Hoffen wir, daß diese vereinten Bemühungen dahin führen werden, eine der Haupterwerbsquellen des Landes zu erhalten!

9. Ein freundlicher Wink für den Leser.

Ich bin schon wieder in die trockene Sozialökonomie verfallen. Der Leser wird mich aber entschuldigen, wenn ich ihm mitteile, daß sehr häufig Freunde im Auslande, namentlich in Frankreich, mich um derartige Aufschlüsse ersuchen, sei es um dieselben für irgend ein Schriftwerk zu verwerten oder auch um bei der Anlage von Kapitalien sich derselben zu bedienen. In Norwegen steckt viel französisches Geld, namentlich in der Montanindustrie, und wenn die Lektüre dieser Reisebilder irgend einen guten Katholiken veranlassen sollte, hier Wälder anzukaufen und auf vernünftige Weise auszubeuten, dann wird er, glaube ich, es nicht bereuen, mich bis hierher begleitet zu haben. Indes darf man daraus nicht schließen, daß ich imstande sei oder Zeit dazu habe, auf alle solche mir gestellten, oft sehr verwickelten und schwierigen Fragen zu antworten. Ich erlaube mir, bei dieser Gelegenheit zu bemerken, daß man oft, wenn auch in der allerbesten Meinung, die so kostbaren Augenblicke des Missionars mißbraucht, der schließlich doch vor allem Apostel sein, das heißt, seine Zeit und Kraft der ihm anvertrauten Herde widmen muß. Man schickt mir oft endlose Fragebogen zur Ausfüllung zu. Über Angelegenheiten, die mit der Missionsthätigkeit nichts zu thun haben, soll ich ganze Bände voll schreiben. Es giebt Sammler von Postmarken, Ansichtskarten, seltenen Pflanzen, Mineralien oder Insekten. Sie haben den Namen eines Missionars ausfindig gemacht. „Dieser gute Priester,“ so heißt es, dann, „wird mir den kleinen Dienst nicht verweigern; die Missionare sind so liebenswürdig!“ Schon gut; aber die Missionare haben ihre Zeit bitter nötig, und sie schicken ihre alten Postmarken und ihre Raritäten in der Regel an einen Paramentenverein oder an andere ihrer Wohlthäter. Man bedenkt gar nicht, daß sie, um einen liebenswürdigen Bittsteller zu befriedigen, die gewünschten Gegenstände oft teuer kaufen müssen. Es giebt Leute, die den Missionar ersuchen, ihre Produkte zu empfehlen: ihren Wein, Cognac &c., ihnen Auskunft zu erteilen über die Zahlungsfähigkeit dieses oder jenes Handlungshauses, und so weiter. Ich weiß davon zu erzählen. Darum bitte ich die freundlichen Leser, das Beispiel der genannten Leute nicht nachzuahmen. Sie würden dadurch den Missionar nur in Verlegenheit

setzen, der einen ganz andern Beruf hat und, um niemand zu verlezen, oft ganz nutzlos nicht bloß seine Zeit opfert, sondern auch das Geld, das ihm geschenkt wurde, um unsterbliche Seelen zu retten. Sollten Sie jedoch unbedingt irgend einer wissenschaftlichen Mittheilung bedürfen, die kein anderer Ihnen verschaffen kann, z. B. über eine Reise im Lande, dann stellen Sie ihm kurze, klare und bestimmte Fragen, fügen aber hinzu, daß er diese Fragen als nicht gestellt betrachten möge, falls die Beantwortung derselben ihm zu viel Zeit rauben würde. Verzeihen Sie diese Bemerkungen! Ihr Ziel ist ja kein anderes als das meinige, das Heil der Seelen. Daher werden Sie mir Dank wissen, wenn ich Sie auf Dinge aufmerksam mache, die der Verwirklichung dieses uns gemeinsamen Zieles irgendwie hinderlich sein könnten.

10. Im Keller einquartiert.

Wir haben seit zwei Tagen Tinoset verlassen. Zu Heggestöl am Ufer des Sees Vinje haben wir die von Dalen kommende neue Telemarken-Straße wieder erreicht. Wir sind am Grungedalsvand entlang gefahren, in dessen Fluten die untergehende Sonne noch einmal ihr Antlitz abspiegelt. Müde und hungrig grüßen wir hocherfreut das kleine Hotel Haukeli, das jüngst an der Stelle erbaut ist, wo der wilde Flaathylelv sich mit einem Sprunge, einem wahren salto mortale, in den See hinabstürzt. Ein junges Ehepaar empfängt uns an der Thüre. „Gode Gud (Guter Gott), was sollen wir anfangen, meine Herren?“ ruft die Frau aus, und die Thränen standen ihr fast in den Augen. „Wir haben eben erst unser Hotel eröffnet. Die Möbel sind zu spät angekommen; wir haben Tag und Nacht gearbeitet, um die Zimmer einzurichten; die Arme wollen uns abfallen; wir können nicht mehr vor Ermüdung. Alle möblierten Zimmer sind besetzt, voll besetzt. Wo sollen wir Sie unterbringen, meine Herren? Und doch, Sie können nicht weiter gehen; Sie sind ermüdet, und es wird recht kalt diese Nacht. Wie machen wir es, Harald?“

„Haben Sie nicht irgend ein Eckchen frei?“ wagte ich einzuwerfen. „Eine Matratze genügt uns als Bett; wir werden uns mit unsern Plaids zudecken.“

Als sie sahen, daß wir so anspruchslos waren, hatte der Wirt einen Einfall. „Was meinst du,“ sagte er zu seiner Frau, „wenn ich diesen Herren das Zimmerchen im Keller anböte, worin zwei Betten stehen?“

„Es ist trocken und reinlich;“ sagte er zu uns, „und Sie würden nur 64 Pfennige für die Nacht zu zahlen haben.“

Das arme Weib schien ganz erschreckt, als wenn dieses Anerbieten eine Beleidigung wäre.

„Aber wo denkst du hin, Harald?“

„Er hat ganz recht,“ fiel ich ein, „wenn es keine Kramtsvögel giebt, so ißt man halt Amseln.“

„Nein, meine Herren, nein,“ entgegnete sie lebhaft, „Sie sollen keine Amseln haben; Sie sollen zum wenigsten ein ausgezeichnetes Abendessen bekommen.“

Also abgemacht. Wir stiegen in den Keller hinab. Das Zimmer war so, wie Harald gesagt hatte. Ich versprach mir eine prächtige und billige Nachtruhe. Aber während ich ein wenig Toilette machte für das Abendessen, hörte ich meinen Gefährten niesen und husten.

„Was fehlt Ihnen, lieber Freund?“

„Ach, hochwürdigster Herr, wie können Sie fragen? Merken Sie denn nicht den höllischen Geruch von faulem Hering und Petroleum, der den ganzen Keller erfüllt? H . . atshi! B — b — buah! Nie und nimmer sollen Sie in diesem Loch schlafen! H . . h . . atshi! Ich gehe sofort und sage, wer Sie sind; man wird schon ein Zimmer für Sie finden. Hat . . schi! Ich werde draußen spazierengehen! H . . . atshi!“

„Sie werden sich schön hüten, mich zu verraten und die Verlegenheit dieser guten Leute noch zu vergrößern. Nur Geduld, wir schlafen bei offenem Fenster. Sie müssen mir versprechen, reinen Mund zu halten.“

„Hat . . schi! Da Sie befehlen, so gehorche ich. Aber morgen früh werden Sie tot sein; das sollen Sie sehen!“

Nach dem Abendessen besuchten wir das kleine Raskadenkonzert, während dessen die Atemungsorgane meines Begleiters ihr volles Gleichgewicht wieder erlangten.

Bei unserer Rückkehr fanden wir Harald und seine Frau in voller Bestürzung.

„Hochwürdigster Herr!“ redete die Frau mich an, „ich bitte um Vergebung, hochwürdigster Herr, tausendmal um Vergebung. Ein Tourist, der Sie kennt, hat mir gesagt, daß Sie ein Bischof sind. Wer hätte das geahnt! Sie und Ihr Begleiter sollen ein Zimmer haben. Harald und ich haben es jetzt eben möbliert. Niemals soll es heißen, im Hotel Haukeli habe ein Bischof im Keller geschlafen!“
Die guten Leute!

11. In den Regionen des Schnees.

Wir schlofen vortrefflich, nur daß mein Begleiter mich ab und zu weckte durch einen wahrhaften Niesausbruch, die Wirkung einer mächtigen Phantasie. Wir machten uns frühzeitig wieder auf den Weg. Wir stiegen das einsame, wildromantische Flaathylelvtal hinan. In brausenden, mit häufigen Wasserfällen wechselnden Stromschnellen kommt uns der Fluß entgegen und begleitet mit seinem Gesange unser Breviergebet. Etwas höher spiegeln sich andere Fälle in den stillen, klaren Wassern verschiedener kleiner Seen; aus der Ferne grüßen uns die in Schnee gehüllten Berge. Dann nimmt uns ein großes sumpfiges Plateau auf ohne Höfe und Hütten. Hin und wieder begegnen uns einige Wagen mit englischen Lords und Ladies, die uns im Vorbeifahren einen verächtlichen Blick zuwerfen, als wollten sie sagen: Die Welt gehört den Engländern an. Endlich taucht fern in einem grünen Grunde ein lieblicher See auf, und an seinen Ufern ein, zwei, drei Häuser, sämtlich Gasthäuser, nicht bloß für Touristen, sondern auch für die Leute aus dem Lande, welche in Geschäftsangelegenheiten diese unendliche Gebirgskette durchqueren müssen, die von Norden nach Süden das ganze Land durchzieht und in zwei ungleiche Hälften teilt. Um dieses Gebirge zu übersteigen, giebt es im ganzen nur sechs Routen oder Pässe, die Straße von Telemarken, auf der wir uns befinden, und die Straßen von Hallingdal, Valdres, Grotlid, Romsdal und Dovre. Ohne die längs derselben stoffelförmig errichteten Gasthäuser wären die Straßen

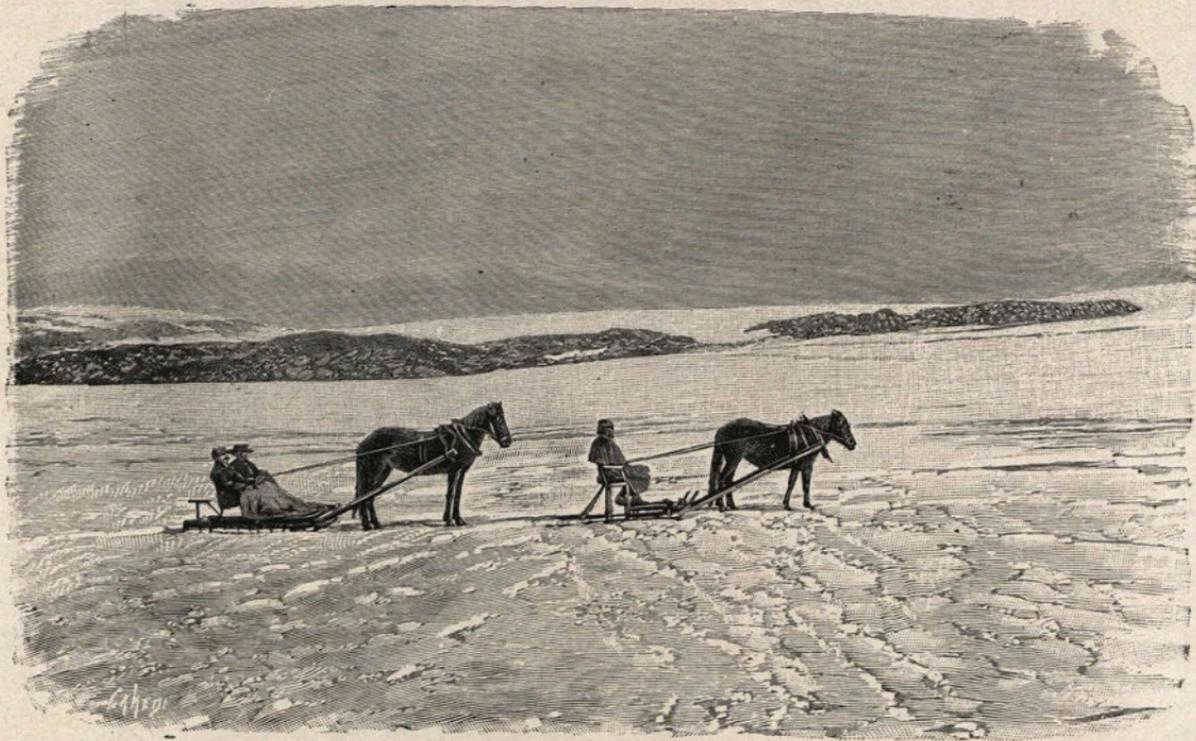
unpassierbar. Die meisten dieser Hotels sind äußerst behaglich eingerichtet; in manchen herrscht sogar ein gewisser Luxus. Die Fremden verweilen dort oft längere Zeit, um sich zu erholen und die bakterienfreie Bergluft zu genießen.

Das Hotel Nyfjöl liegt am Ufer des Voglivands. Während unsere Pferde dort ausruhen, nehmen wir eine Erfrischung ein. Der Gastwirt ist ganz traurig. „Wir haben heute schon den 18. Juni und noch fast gar keine Touristen; denn oben sperrt der Schnee noch die Straßen. Sie werden Mühe haben, ihre Pferde dort durchzubringen.“ Aber es ist so heiß, und die Sonne sendet ihre sengenden Strahlen mit solcher Glut herab, daß wir vergessen, vor der Abreise unsere Reserver Kleider anzulegen. Es sollte uns schlecht bekommen.

Wir steigen höher und immer höher durch Schluchten und öde Thäler. Kein Baum, kein Strauch, zuletzt kein Grashalm mehr, nichts als ein mageres Moos, an dem die Feuchtigkeit herabsickert. Und dann kommt der Schnee immer näher zu beiden Seiten des Weges. Bis jetzt ist es recht heiß gewesen. Plötzlich erhebt sich der Wind; der Himmel umbüstert sich, und ohne vorherige Warnung faust ein mit Schnee untermischter Platzregen auf uns nieder mit einer solchen Heftigkeit, daß wir kaum Zeit haben, unsern wasserdichten Überwurf um die Schultern zu legen. Die Pferde, erschreckt durch diese eisige Flut, die der Wind ihnen in die Augen peitscht, stürzen vorwärts in rasendem Laufe. Zum Glück ist die Straße gut, und kein Abgrund droht Gefahr.

„Es wird rasch vorüber sein,“ flüstert der Kutscher mir ins Ohr, gleichsam um mich zu trösten. Aber dieses „rasch“ dauert eine halbe Ewigkeit, ähnlich dem norwegischen straks, welches die Engländer durch eine gute halbe Stunde zu übersetzen pflegen. Die halbe Stunde ist längst überschritten. Aber die Schleusen des Himmels und der Wind, der einen orkanartigen Charakter angenommen hat, sind noch immer in voller Thätigkeit. Wir zittern vor Kälte, die Zähne klappern uns im Munde. Wenn das noch eine Stunde so fortgeht, das fühle ich, dann werde ich für den Rest meines Lebens genug haben.

„Hochwürdigster Herr; was macht Ihr Rheumatismus?“ ruft mein Begleiter mir zu, den weder Regen noch Schnee, noch Sturm um seine gute Laune zu bringen vermögen.



Auf Schlitten mitten im Sommer.

„Hier haben Sie Gelegenheit zu husten und zu niesen; benutzen Sie dieselbe doch!“ entgegnete ich.

Endlich, endlich wird ein gastliches Dach sichtbar. Gefegnet sei der norwegische Staat, daß er hier, neben dem Staavand, 900 Meter über dem Meerespiegel, das prächtige Wirtshaus Haukelisäter erbaut hat. Wir steigen ab. Nachdem wir den Schnee und Regen, der uns durchnäßt hat, abgeschüttelt und unsere erstarrten Glieder wieder etwas gelenkig gemacht haben, erquicken wir uns an einem guten Mittagsmahle, das seine besondere Würze erhält durch die Erzählung der Abenteuer, welche die andern gleich uns vom Regen und Sturm überraschten Reisenden erlebt haben. Da dieses Gasthaus kein Privatunternehmen, sondern eine Art von staatlich unterhaltenem Hospiz ist, so ist dort alles gesetzlich geregelt. Die Preise sind so mäßig, und die Verpflegung ist eine so gute, daß man sich versucht fühlen könnte, daselbst einen längern Aufenthalt zu nehmen. Aber das Reglement verbietet, dort länger zu bleiben als nötig ist, damit stets Platz frei sei für neue Ankömmlinge.

Während des Mittagessens hatten die Diensthoten unsere Kleider getrocknet, und die Sonne erschien wieder. Wir mußten aufbrechen. Jetzt erst konnten wir das großartige Panorama genießen, das sich nach allen Seiten vor unsern Blicken eröffnete. Im Mittelpunkte der See, zum Teile mit Eis bedeckt; beim Gasthause eine Wiese, die der Schnee kaum verlassen hat, und auf welcher Gras und Blumen sich schon den Platz streitig machen; rings um den See unabsehbare Schneefelder, deren von der Sonne bestrahltes Weiß das Auge blendet; um die Felder herum riesige, noch blendendere Berge; dazu eine Herde Rentiere, die von den Höhen herabsteigt, um sich an den klaren Wassern des Sees zu erfrischen.

Nachdem wir einige schöne Wasserfälle passiert, fahren wir an einem andern kleinen See vorbei, der noch ganz zugefroren ist. Darauf begannen wir den Stafsnut zu ersteigen durch eine äußerst wilde und öde Schlucht, die man allein ohne Angst und Schrecken nicht passieren könnte. Und die Angst wäre wohl begründet; denn der Schnee fängt an, uns den Weg zu versperren. Eine bestimmte Strecke weit hat man eine zwei Meter breite Straße gesezt, die gerade ausreicht für unsere kleinen Karriolen. Aber bald darauf bringt uns eine mächtige Lawine plötzlich zum Stehen. Wir müssen diesen Schneeberg umgehen, indem wir auf einem mit Baumzweigen bezeichneten Wege in die Schlucht hinab und dann wieder hinauf steigen. Selbst-

verständlich müssen wir diese Strecke zu Fuß machen, während unsere kleinen Gäule sich abquälen, unsere Wagen zu ziehen. Wir müssen letztere sogar auf beiden Seiten halten, damit sie nicht umstürzen, wenn die Pferde halb im Schnee versinken. Keuchend und schweißtriefend finden wir endlich die Straße wieder. Noch eine halbe Stunde im Schnee, und wir erreichen den Paß Dyreskard, den Kulminationspunkt unserz Weges, 1000 Meter hoch. Dann eilen wir den sanften Abhang auf der andern Seite hinab durch eine Wüste von Steinen und Schnee. Bald jedoch treffen wir eine bescheidene Hütte, das Midtlögersäter, in welchem wir uns durch eine Tasse vortrefflichen Kaffees und ein Glas köstlicher Milch erfrischen. Kurz nach uns treffen zwei Däninnen ein, welche zusammen mit einem kleinen Buben und seiner Wärterin die Fahrt gemacht haben. Sie sind vollständig erschöpft; denn auch sie haben aus ihrer Kalesche aussteigen und zu Fuß gehen müssen. Sie hatten in den Zeitungen gelesen, daß die Wagen passieren könnten; indes hatte man vergessen hinzuzufügen, daß die Reisenden nicht in ihrem Wagen bleiben könnten. Und so mußten sie denn gerade wie wir bis zu den Knien im Schnee waten.

12. Wie man im Winter reist.

Wenn der Schnee schon im Sommer so lästig ist, wie kann man dann hier während der endlosen Winter reisen? so wird der Leser natürlich fragen.

Im Winter giebt es bei uns in der Stadt wie auf dem Lande, ich möchte fast sagen zu Wasser und zu Lande, nur ein einziges Beförderungsmittel, den Schlitten. Im Schlitten fahre ich an den Hof, wenn der König empfängt oder einladet; auf dem Schlitten bringt der Dienstmann die von der Wirtschaftlerin auf dem Markte gekauften Waren nach Hause. Die Schlitten befördern die schweren Lasten des Fuhrmanns. Im Schlitten übersteigen wir Berge und Thäler, Flüsse und Seen; denn im Winter haben Schnee und Eis überall herrliche Straßen und bewundernswerte Brücken erbaut. Selbst im Sommer bedienen sich Kaufleute und Touristen leichter Schlitten,



Spaziersfahrt auf Schneeschuhen.

um die mit ewigem Schnee bedeckten Gegenden zu durchreisen. Natürlich bildet der kleine Schlitten neben dem Schlittschuh auch das Hauptvergnügen der Kinder.

Ein anderes Verkehrsmittel für Fußgänger bloß, wie sich von selbst versteht, sind die Schneeschuhe (skis). Der ski besteht in einem langen, aber sehr schmalen Brettchen, das sehr dünn zwar, aber äußerst elastisch, vorne zugespitzt und ein wenig aufwärts gebogen ist. Seine vorschrittsmäßige Länge muß die Höhe der Person, die sich desselben bedienen soll, um ein Drittel übersteigen. Der ski wird ein wenig hinter der Mitte an den Schuh befestigt. Mit diesen Schuhen bewaffnet, hat der Norweger den Schnee nicht mehr zu fürchten. Wenn derselbe nicht zu hart oder zu klebrig ist, fährt er darüber hinweg mit der Schnelligkeit eines Pfeiles, solange sein Weg absteigt oder eben ist. Beim Aufsteigen stützt er sich auf einen oder zwei Stöcke. Auf dem Lande trennen sich die Leute fast nie von ihren skis. Mit Schneeschuhen an den Füßen begiebt sich das Kind zur Schule, gehen die Gläubigen, jung und alt, zur Kirche, unternimmt der Bauer seine Reisen, bewacht der Lappe seine Rentiere, machen die Touristen ihre Ausflüge. Der Schneeschuh bietet auch die Veranlassung zu einer der Lieblingsbelustigungen der Norweger. Es giebt überall Schneeschuhklubs, die alljährlich ihre Schaustellungen veranstalten.

Das skirend (Schneeschuhlaufen) in Christiania bildet eines der höchsten Volksfeste der Hauptstadt. Die Freunde des Schneeschuhsports kommen zu Hunderten aus allen Teilen des Landes dahin, die Zuschauer zählen nach Zehntausenden; die Amtsstuben, die Schulen, die Werkstätten und die Fabriken feiern, alles ist auf dem Schneeschuh. Und was sieht man auf den Rennfeldern? Junge Athleten, halbnaakt, keuchend, schweißtriefend bei 15 Grad Kälte, eilen demselben weit, weit entfernten Ziele zu. Diejenigen, welche zuerst anlangen, sind die Sieger und erhalten den Preis. Das ist das langrend (Dauerrennen).

Es kommt nun das Hindernisrennen, der hop (Sprung). Ein langer, sehr steiler, von jedem Strauchwerk freier Abhang, bildet den Kampfplatz. Oben an dem Abhange hat man einen künstlichen Vorsprung angebracht. Zu beiden Seiten dieser Bahn sind Tribünen errichtet für den König, die Behörden und die Notablen. Unten hat man einen unermesslichen Zuschauerraum reserviert, auf dem die Leute, welche reich genug sind, eine Zutrittskarte zu kaufen,

sich zusammendrängen. Dahinter, in Form eines lebendigen Amphitheaters, steht die „nicht zahlende“ Menge.

Es ertönt ein Trompetenstoß. Von der Höhe des Abhanges kommt, zuerst langsam, dann schnell wie ein Blitz, ein skiloeber (Schneeschuhläufer). Bei dem Vorsprunge angelangt, beugt er sich tief vornüber, um einen Anlauf zu nehmen. Jetzt stürzt er sich hinab, durchschneidet den Raum in einem mächtigen parabolischen Bogen, der den Zuschauer schwindelig macht; er landet wieder auf dem Boden, setzt mit unvergleichlicher Eleganz den Abstieg fort; am Ende des Abhangs beschreibt er eine Kurve und beginnt den Aufstieg. Donnernder Applaus! Die Preisrichter notieren, daß er einen Sprung von 20 Meter gemacht, ohne zu fallen. Nach diesem ersten Helden treten unzählige Wettbewerber in die Schranken. Die meisten lassen sich Unregelmäßigkeiten zu schulden kommen, welche sorgfältig verzeichnet werden. Einige überschlagen sich in der Luft und berühren den Boden mit der Stelle des Körpers, wo die Beine anfangen — eine böse Note! Andere erreichen zwar stehend den Boden, fallen aber drei Schritte weiter oder während sie die vorschriftsmäßige Kurve beschreiben — keine Aussicht auf den vom Könige oder von den Damen gestifteten Pokal! Doch schau! da ist einer, der auf Nimmerwiederkehr im Weltenraum verschwinden zu wollen scheint. Aber nein, er besinnt sich, kommt wieder zur Erde, setzt seinen schwindelnden Lauf fort und macht seine Kurve, als wenn es ein Kinderpiel wäre. 25 Meter! ruft man. Siegesgeschmetter! Beglückwünschung seitens des Königs! Hurrarufen, daß die Felsen erbeben! Dieser bleibt der Held des Festes; tags darauf tragen die Zeitungen seinen Namen bis zum Nordkap. Sein Ruhm ist für ewige Zeiten gesichert. Soll ich noch hinzufügen, daß auch die Frauen ihren ski hop haben? Aber das ist nicht mehr schön; ein solcher Sport schickt sich nur für Männer.

Man braucht kein enthusiastischer Verehrer des Schneeschuhsports zu sein; aber man muß gestehen, daß diese Übungen jene kühnen Norweger heranbilden, die auf Schneeschuhen ganz Grönland durchqueren von einem Ende bis zum andern und sogar gegen den Nordpol Sturm laufen.



Gang zur Kirche.

13. Neue Verwendung der Wasserfälle.

Mittlerweile sind wir schon eine gute Strecke vorwärts gekommen. Während wir noch unsere Blicke schweifen lassen über die kleinen Seen, die links und rechts an uns vorüberziehen, und über die Eisriesen, deren Gipfel goldig erglänzen in den Strahlen der untergehenden Sonne, haben wir schon die Region des Schnees verlassen und sind in endlosen Windungen in das tiefe Vaudal hinabgestiegen.

Da zeigt sich noch ein herrlicher Wasserfall, der Novlesos. Ah, wenn Sie den in Lyon hätten, wenn er oben von Notre-Dame de Fourvière herabstürzte, wo die gute Großmutter der Missionare wohnt, Frau Baur-Béthenot, die Vorsteherin des Apostolischen Liebeswerkes von Lyon — wenn er, sage ich, aus dieser Höhe mit einem Sprunge in die Rhone hinabstürzte — was würden Sie dazu sagen? Nun, wir würden Ihnen denselben willig überlassen; denn die Zahl der Wasserfälle hier ist Legion, und manchmal wissen wir nichts mit denselben anzufangen. Ich sage manchmal. Aber oft wissen wir dieselben recht gut zu verwerten. Ich habe schon erwähnt, daß man sie immer häufiger benutzt, um Fabriken zu treiben, sei es direkt oder indirekt durch Vermittlung der Elektrizität. In jüngster Zeit hat man noch eine andere Verwendung für dieselben gefunden. Bekanntlich hat das Gas mächtige Konkurrenten bekommen: das elektrische Licht, die Auerischen Glühlichtstrümpfe und dann das Acetylen. Letzteres ist äußerst explosiv und darum in seiner Anwendung gefährlich; aber es giebt ein wunderschönes Licht, und die Gelehrten werden schon dahin kommen, dasselbe gefahrlos zu machen. Allein um 1000 Kilogramm Calciumkarbid, den Körper, aus welchem das Gas gewonnen wird, herzustellen, müßte ein Pferd ein ganzes Jahr lang arbeiten. Wenn man nun anstatt der Pferde, die Heu und Hafer nötig haben, wenn man anstatt der Dampfmaschinen, die viel Kohlen verzehren, unsere Wasserfälle, die weder Heu noch Kohlen erfordern, vor die Maschinen spannte, welche das Karbid erzeugen? Gerade damit ist man auf dem besten Wege. Und Gott weiß, ob nicht der Tag nahe ist, wo die Straßen von Lyon erleuchtet werden mittelst eines Produktes, das der Thätigkeit

des Novlefos zu verdanken ist, selbst wenn er an seiner Stelle bleibt im Vasdal.

Eben sind wir am Ufer des herrlichen Rödalsvands angelangt. Der Kutscher giebt mir zu verstehen, daß wir unbedingt im Hotel Rödäl einkehren müssen. „Es ist schon spät,“ sagt er; „die Pferde sind ermüdet; und dann: man ist so gut aufgehoben im Hotel Rödäl.“

„Ich habe Ihnen gesagt, daß wir im Bredfond-Hotel übernachten werden, 11 Kilometer weiter von hier. Da Ihre Pferde erschöpft sind, so werden wir an der Vorspannstation andere nehmen, und Sie können ruhig zurückkehren, woher Sie gekommen sind.“

Bei diesem klaren und bestimmten Bescheide wagte der Kutscher nicht, weiter zu drängen. Er wußte gut genug, daß seine Pferde mit Leichtigkeit noch eine doppelt so weite Strecke zurücklegen konnten. Im Galopp ging's am Rödäl-Hotel vorbei. Eine Dame stand dort auf-gepflanzt und schien uns zu erwarten. Sie hätten den Blick sehen sollen, den sie dem Kutscher zuwarf. Ich kann ihn nicht anders wiedergeben als durch das Wort: „Verräter in der zehnten Potenz!“ Welche Strafe für den armen Kerl! Er durfte uns nicht einmal gestehen, daß er, natürlich gegen ein gutes Trinkgeld, versprochen hatte, uns im Rödäl-Hotel abzusetzen. Übrigens ist dasselbe ein ausgezeichnetes Gasthaus, welches ich mit gutem Gewissen bestens empfehlen kann. Daß ich nicht in demselben abgestiegen bin, hat seinen Grund einfach darin, daß ich mir nicht die Hände binden lassen will, sondern alle derartigen Anwerbungsversuche, die ich entdecken kann, nach Möglichkeit vereitele. Wir stiegen also am Bredfond-Hotel aus, schlugen dort unser Nachtlager auf und lebten wie die Maus in einem holländischen Käse.

14.kehrseite der Visitationsreisen.

Am folgenden Morgen wartete ich vergebens auf meinen Reisegefährten. Ich glaubte anfangs, er habe einen kleinen Morgenspaziergang am Ufer des Sees unternommen und mache sich das Vergnügen, die majestätische Spitze des Bredfond zu photographieren.

Aber er kehrte nicht zurück. „Also muß ich an seine Thüre klopfen,“ dachte ich; „denn es ist Zeit, die hl. Messe zu lesen.“

Bum! Bum! Ein entsetzliches Schnarchen, welches das hölzerne Hotel erbeben macht, ist die Antwort. Bum! Bum!

„Sind Sie es, hochwürdigster Herr? Ach, ich bin tot.“

Erschreckt trete ich ins Zimmer. Meine Ruhe kehrt sofort wieder. Für einen Verstorbenen hat der teure Tote sich gut konserviert; denn er zeigt eine rosige Gesichtsfarbe.

„Auf, Sie unseliger Schläfer! Wollen Sie auf das Mittagessen in Bredfond warten?“

„Bredfond? Wo ist das?“

Ich mußte ihn kräftig schütteln; denn er träumte noch.

„Barmherziger Gott! Hier bin ich! Aber alle meine Glieder sind zerbrochen. Ich bin wie gerädert. Ach, diese infernale Karriole!“

Der arme Freund! Er ist noch nicht an Visitationsreisen gewöhnt. Trotzdem wollte er mir sein Recht, die hl. Messe zu lesen, nicht abtreten. Gegen zehn Uhr waren wir wieder unterwegs. Anfangs ging alles gut. Wir stiegen langsam in Schlangenwindungen am Abhange des Horrebräkene hinauf bis zur Höhe von 1000 Meter. Aber vergebens machte ich unterwegs meinen Begleiter auf das herrliche Panorama aufmerksam, das sich hinter uns entfaltete. Er bewunderte es, ohne sich umzusehen. Nun folgte der Abstieg durch die wilde und gefährliche Schlucht Gorskvingane mit einem Blicke auf den Folgefonden und das Hardangerfjord, den kein Maler wiedergeben und kein Dichter würdig besingen kann. Mein Reisegefährte genoß dieselben in seiner Weise. Obwohl er sein Pferd an schaurigen, zum Teile mit Wasser gefüllten Abgründen vorbeiführte, seufzte er, daß ein Stein erweichen sollte. „Oh, diese Karriolen! Das sind Rissen! Das nennt man Springsedern!“

Armer Freund! Was soll man machen? An der Haltestelle von Seljestad richteten ein gutes Mittagsmahl und einige tröstende Worte seinen Mut wieder auf. Aber bald begann der rasende Lauf bergabwärts von neuem und mit ihm sein Jammern und Seufzen. Vergeblich zeigte ich ihm die schaurig-schöne Schlucht Seljestadjuv, die Wasserfälle, die Stromschnellen, die cyklopischen Blöcke, die längs der Straße hingestreut liegen — nichts rührte ihn. Er achtete kaum darauf, als ich ihm nicht weit von den großartigen Wasserfällen Votefos, Skarsfos und Espelandsfos die Stelle zeigte, wo vor einiger Zeit ein Herr aus dem Gefolge des deutschen

Kaisers sein Leben eingebüßt hat. Derselbe stürzte mit seinem Rade in den See; die Leiche wurde erst lange Zeit nachher geborgen. Der Kaiser selbst hat vor kurzem der Enthüllung des ihm gesetzten Gedenksteins beigewohnt.

Aber jetzt halten wir vor dem neuen Hotel Lotefos. Es ist wunderbar, wie eine Tasse guten Kaffees erquickt, selbst wenn man die heftigsten Kreuzschmerzen empfindet. Unter der Veranda des Hotels schlürfen wir behaglich unsern Mokka beim Lärme der Kaskaden, und um meinen Begleiter zu zwingen, sein Leiden zu vergessen, erzähle ich ihm eine kleine Geschichte.

15. Opfer der Wissenschaft.

Vor zwei Jahren war ein mir befreundeter Jesuitenpater auf meine Bitte hierher gekommen, um meinen Priestern und unsern Ordensschwestern der Reihe nach Exercitien zu geben. Es waren Tage der Gnade und der Freude. Während unsere Confratres nördlich vom Polarkreise sich zu Hammerfest, am Ende der bewohnbaren Welt, versammelten, waren alle Missionare des übrigen Norwegens im „Vaterhause“ zu Christiania vereint. Um dahin zu gelangen, mußten mehrere aus ihnen Hunderte von Meilen zurücklegen und Hunderte von Mark ausgeben. Wird uns nicht jemand durch eine Stiftung erfreuen, um solche regelmäßig wiederkehrende geistliche Übungen abhalten zu können? Eine Anzahl dieser Priester hatte jahrelang miteinander in schriftlichem Verkehr gestanden, ohne sich jemals gesehen zu haben, so daß ich sie einander vorstellen mußte. Nach Beendigung der Exercitien nahmen wir die Konsekration meiner „Kathedrale“ vor; denn bis dahin war in Ermangelung eines Bischofes noch keine unserer Kirchen konsekriert worden. Am Schlusse der Feier kehrten alle auf ihre Posten zurück, voll Freude darüber, einander gesehen und sich geistig gestärkt zu haben. Der Jesuitenpater ging mit dem Pfarrer von Bergen nach dieser Stadt, um auch dort die geistlichen Übungen der Ordensfrauen zu leiten. Sie waren gesund und wohlbehalten an unsern drei prachtvollen Wasserfällen angelangt. Dort hatten sie den wunderlichen Einfall, bis zu den Quellen derselben vorzudringen, gleichsam als gälte es, die Nilquellen zu entdecken.

Auf einem weiten Umwege erreichen sie einen hübschen See und stellen fest, daß zwei der Fälle hier ihren Ursprung haben. Nachdem sie die Wissenschaft mit dieser Entdeckung bereichert, gewahren sie, daß es Abend wird. Der Pfarrer von Bergen, ein Ritter ohne Furcht und Tadel, fragt einen kleinen Hirten, ob er keinen Fußpfad wisse, der geradeswegs zum Hotel führe. „Naturligvis“ (natürlicherweise), antwortet der Hirte; „folgen Sie mir nur!“

Die Herren beschenken ihn mit einer Cigarre, die er unverzüglich anbrannte. Rauchend wie ein Schornstein, die Hände in der Tasche, stellt er sich an die Spitze der Karawane. Zuerst geht alles leidlich gut; aber allmählich bricht die Finsternis herein. Der Pfad fällt immer steiler ab und macht gleichzeitig unheimliche Zickzacks. Man kann sich noch eben aufrecht halten, indem man tastend die Felsen entlang greift. Aber o verräterisches Geschick! Die Fährte verwandelt sich plötzlich in einen endlosen, mit glatten Steinen angefüllten Graben. Der Hirte raucht gemütlich seine Cigarre weiter und marschirt voran stramm wie ein Soldat in Reihe und Glied. „Wir sind gleich da,“ sagt er alle Augenblicke, ohne sich umzusehen. Aber sie sind noch lange nicht da. Brrrr! Sind das die Wasserfälle, die da unmittelbar neben uns brüllen? Ist es ein Berggrutsch? Ist es das Weltende? Die beiden Reisenden wissen nichts davon. Eines nur wissen sie: sie kommen vorwärts, jedoch nicht mehr auf den Füßen, sondern in anderer Weise, mit der Schnelligkeit eines Expresszuges, und der Berg scheint ihnen auf dem Fuße zu folgen. Während sie an dem Hirten vorbeirutschen, hören sie ihn schreien:

„Lad gaa, ingen fare!“ (Nur immer weiter, es ist gar nicht gefährlich.)

Es folgt ein Augenblick der Ruhe und Sammlung. Die Steine sind verschwunden; ein fettes Erdreich, welches der Dunst der Wasserfälle in einen weichen, zarten Teig verwandelt hat, ist an ihre Stelle getreten.

Lad gaa!

— Vorwärts geht es von neuem, aber dieses Mal ohne Geräusch und Krachen. Indes alles hat sein Ende, auch der famose Fußweg. Unsere Reisenden befinden sich endlich wieder an der Thüre ihres Hotels. Nach eingehender Prüfung können sie mit Genugthuung konstatieren, daß keines ihrer Glieder unterwegs abhanden gekommen, daß nicht einmal ein Bein gebrochen ist. Auf Quetschungen legt man in so kritischen Augenblicken kein Gewicht.

Aber am folgenden Morgen konnte der gute Pater nicht aufstehen, bis sein Gefährte seine Toilette geordnet und besonders seine Wäsche getrocknet hatte. „Sie ist noch feucht von dem Dunst der Wasserfälle,“ sagte der Pater. Der andere meinte: „Von dem kalten Angstschweiß.“

Sie verließen den Lotefos. Zur Rechten stiegen die Berge senkrecht empor, zur Linken wogte der See, welcher den Gefährten des Kaisers verschlungen hat. Plötzlich faßte der Pater seinen Begleiter beim Arm und sagte: „Sie müssen mir schwören, niemals dieses Abenteuer zu erzählen, weder zu Luxemburg noch zu Rom!“ Der Pfarrer mußte wohl wissen, wozu ein Jesuit fähig ist. Er gab das Versprechen, und als gewissenhafter Mann hielt er auch Wort. Aber er hatte nicht versprochen, seinem Bischofe gegenüber Stillschweigen zu beobachten. Und so bin ich in der Lage, der Nachwelt zu berichten, daß es nicht bloß im „Schwarzen Erdteile“ herzhafte Leute giebt, die sich für die Wissenschaft opfern.

16. Man soll sich niemals über andere lustig machen.

Meinem Reisebegleiter geht es viel besser. Das Geschichtchen hat seine Wirkung gethan. Wir können wieder abreisen nach Odda, wo wir übernachten müssen. Die Fahrt vollzieht sich ohne Schwierigkeit: zur Rechten die Felsen, zur Linken bald der Grönsdalselv, bald der See gleichen Namens. Die Straße ist sehr enge; aber von Zeit zu Zeit erweitert sie sich hinreichend, daß zwei Wagen an einander vorbeifahren können.

„Halt!“ schreit plötzlich der Kutscher meines Begleiters, der voraus ist. Aber es ist zu spät. Ein Bauer, welcher mit seinem schweren Fuhrwerk herankommt, hat längst ebensoweit die Erbreiterung der Straße auf seiner Seite passiert, als wir die auf unserer Seite. Wie sollen wir nun aneinander vorbeikommen? Nach langer Besprechung mit dem Bauer wird beschlossen, daß er auf der Seeseite halten soll fest wie eine Mauer, und daß wir, so gut es geht, auf der Felsseite vorbeizupassieren versuchen, wo sich unglücklicherweise noch ein tiefer Graben befindet. Das Gefährt meines Begleiters gelangt ohne Unfall an der schrecklichen Stelle vorüber. Aber sobald das meinige heran-

kommt, setzen sich die Pferde des Bauers in Bewegung. Ein furchtbarer Zusammenstoß erfolgt, Verlust des Gleichgewichts, Umsturz und dann, ich weiß nicht mehr, was. Endlich erlange ich das Bewußtsein wieder und fühle, daß ich noch lebe. Meine gute Mutter hat immer gesagt: „Du, du kannst ruhig sein; Unkraut vergeht nicht.“ Sie hat recht behalten. Ich fand mich unter dem umgestürzten Wagen wieder, aber gesund und unverfehrt. Ich konnte mich zwar nicht rühren, aber nichts that mir wehe. Eine Minute später stand der Wagen wieder auf den Rädern. Er hatte wohl etwas Schaden gelitten, ohne Zweifel beim Stoße gegen meinen Kopf, den schon die Luxemburger Liberalen so hart fanden, als ich noch Redakteur und Abgeordneter war; aber er konnte doch seine Dienste noch thun. Ich fand mich all right; meine Beine trugen mich noch, und mein Socius, der mehr erschreckt war als ich, konnte sogar konstatieren, daß meine Kleidung nicht gar zu sehr gelitten hatte. Die Knöpfe, die wir sorgfältig auflafen, werden heute abend im Hotel ihren Platz wiederfinden dank dem kostbaren Arbeitskästchen, das meine Schwester bei der Abreise mir eingehändigt hat.

Wir konnten also weiterfahren. Aber ich versichere Ihnen, daß ich fernerhin keine Lust verspürte, meinen Begleiter oder den Jesuitenpater aufzuziehen. Denn allmählich fühlte ich brennende Schmerzen rechts und links, oben und unten. Lieber Leser, mache dich nie lustig auf Kosten deines Nächsten, und wenn der Weg enge ist, dann steige ab, falls du einem andern Wagen auszuweichen hast!

Am Nachmittage langten wir zeitig in Odde an, einer kleinen Anzahl von Häusern, besonders Hotels, am Ausgange des Sörjords, eines der letzten Zweige des großen Hardangerfjords. Wir beabsichtigten, noch während des Abends zusammen den herrlichen Buarbrå zu besuchen, der sich ganz in der Nähe befindet, und den ich schon früher gesehen hatte. Aber mein Gefährte allein hatte Mut genug, diesen ziemlich ermüdenden Gang anzutreten. Ich mußte mich zu Bette legen und mich damit begnügen, ziemlich spät in der Nacht die Erzählung seines Ausfluges und die Schilderung des bejammernswerten Zustandes, in welchem sich sein Gebein nach dieser harten Vergnügungstour befand, anzuhören.

III. Kapitel.

Streifzüge im Südwesten.

1. Im Hardangerfjord.

Die Nachtruhe stellte unsere Kräfte so weit wieder her, daß wir am folgenden Morgen kein Bedenken trugen, uns dem Dampfboote anzuvertrauen, welches uns durch das Hardangerfjord nach Stavanger bringen sollte, wo der Missionar und die Schwestern uns erwarteten. Das Hardangerfjord ist einer jener unendlichen Meeresarme, welche in zahllosen Verzweigungen längs der ganzen norwegischen Küste bis ins Herz des Landes vordringen. Unten begrenzt durch einen Streifen äußerst fruchtbarren Landes, wie man es in diesen Küstenstrichen nicht erwarten sollte, höher hinauf durch bewaldete Abhänge, von denen in rascher Folge ein herrlicher Wasserfall nach dem andern sich ins Meer stürzt, hoch oben gekrönt mit Schneefeldern, Gletschern und weißen Bergspitzen, die sich in den Wolken verlieren, lockt das Hardangerfjord ähnlich dem Sognefjord und dem Nordfjord alljährlich Tausende von Fremden an, welche an Bord der Dampfer auf demselben umherfahren und ohne zu ermüden seine Naturschönheiten bewundern. Viele von ihnen quartieren sich ein in den Bauernhöfen oder Gasthäusern, welche dem Fjord entlang liegen, oder verstecken sich in einem der malerischen Nebenarme und bringen dort die schöne Jahreszeit damit zu, spazierenzugehen, Forellen und Lachse zu fangen, zu jagen und herumzuschlendern.

Das Seitenfjord, welches zu Odde mündet, das Sörfjord, vereinigt in sich allein alles, was die norwegischen Fjorde an wild-



Bäuerinnen im Hardangerfjord.

romantischen Naturschönheiten aufzuweisen haben. Es gleicht einer langen, engen Spalte, die sich bis in das Innere einer riesigen Gebirgsmasse hineinzieht. Während das Boot uns rasch dahinträgt, genügen unsere beiden Augen kaum, alle diese Reize aufzunehmen. Hier, hoch über uns, hängt ein Berggipfel, der jeden Augenblick herabzustürzen und uns zu zerschmettern droht. Dort zwischen zwei Spitzen zeigt sich ein Gletscher, der einem mitten in seinem Sturze gefrorenen Katarakte ähnlich sieht. Weiter in der Ferne werden Wasserfälle sichtbar, die bald wütend und lärmend, bald winzig und anmutig von Felsen zu Felsen hüpfen, abwechselnd verschwinden und wieder erscheinen, bald in Nebel sich auflösen und vor der Granitwand einen so blendend weißen und so zarten Schleier bilden, daß man dem Winde grohlt, der ihn zerreißt, bald wiederum hell erstrahlen und den ganzen Felsen entlang gleichsam einem Silberbande gleichen, welches man aufrollen und den Damen des Paramentenvereins schicken möchte, um die kirchlichen Gewänder damit zu zieren.

Noch weiter taucht ein niedliches Dorf auf mit seiner Kirche, seinen Bauernhöfen, seinen Feldern, Obstgärten und Wiesen. Während das Boot dort anhält, bemerken wir zwei junge Bauernmädchen im Hardangerkostüm, die damit beschäftigt sind, ihr Geißlein zu melken. Ein Tourist macht ohne weitere Umstände eine photographische Aufnahme davon. Immer weiter hinein geht es ins Hardangerfjord; der Seitenfjorde, in welche das Boot einbiegt, um dort Passagiere auszusetzen oder aufzunehmen, ist schier kein Ende. Neue Bilder, neue Bekanntschaften, neue Trachten überall. Auf einmal redet mein Reisebegleiter mich an: „Hochwürdigster Herr, sehen Sie mal da! Welch ein malerischer Anblick!“ Es ist ein Hochzeitszug, der aus der Kirche zurückkehrt, in Nachen natürlich. In dem ersten, auf dem das Landesbanner flattert, hat das Brautpaar Platz genommen. An der Seite ihres Gemahls, stolz wie eine Königin, sitzt die Neuvermählte mit dem landesüblichen Brautkranz auf dem Kopfe. Beim Schlage der Ruder, die taktmäßig ins Wasser fallen, begleitet der Dorfgeiger die tiefesten, bezaubernden Weisen des Hardangerfjords, welche von den Verwandten und Freunden in den nachfolgenden Rähnen angestimmt werden. Unser Kapitän ist ein Mann, der das Herz auf dem rechten Fleck hat. Eine Mörserfalte begrüßt das junge Paar und verkündet ihm, daß wir an seinem Glücke teilnehmen. Die Felsen geben den Gruß zurück.

Der Mann mit der Geige richtet sich auf, alle erheben sich mit ihm und stimmen den Volksgefang an: „Ja, vi elsker dette land.“ (Ja, wir lieben dieses Land.) Die tiefen Männerstimmen, die silbernen Frauenstimmen singen das patriotische Lied, wir selbst sekundieren, die wiedergeladenen Mörser bilden den Refrain und die Grotten des Ufers geben die zitternden Akkorde des Chores wieder: „Ja, vi elsker dette land“.

„Ja, wer könnte dieses Land kennen und es nicht lieben!“ sprach mein Begleiter, während er die Klagen mit dem Hochzeitszuge in der Ferne verschwinden sah. „Ach, warum haben wir keine Station im Hardanger?“

„Warum? Dieselbe Frage werden Sie im Sognefjord, im Nordfjord, zu Kalesund, im Romsdalsfjord und an zwanzig andern Stellen an mich richten. Warum? Ach, Sie wissen es ja. Jetzt können wir nur Stellen ausfindig machen und Pläne schmieden. Die Zukunft liegt in Gottes Hand; er ist reich.“

2. Die neue Station zu Stavanger.

Ein Trost für uns ist, daß wir wenigstens in Stavanger, wohin wir heute abend gelangen werden, seit kurzem eine Station besitzen. Aber dieselbe reicht schwerlich aus für das unermessliche Gebiet des Hardangers, zu dem Stavanger gewissermaßen den Vorhof bildet. Jahrelang war es uns leider nicht möglich, dort eine Station zu gründen. Die Stadt wird von vielen katholischen Touristen und Matrosen besucht, und in der Umgegend wohnen nicht wenige Katholiken. Endlich setzte uns die Vorsehung in den Stand, dort ein herrliches Grundstück zu erwerben. Es bildet einen Teil des Gartens, welcher dem Kapitel des Sankt Svithunsdomes gehört. Die Kirche ist im Gebrauche der Protestanten. Edle Wohlthäter, welche meinen Notruf in den katholischen Missionen (siehe Teil I, Kap. III Nr. 7) vernommen hatten, kamen uns zu Hülfe. Unsere guten barmherzigen Schwestern von Bergen steuerten ihr ganzes persönliches Vermögen bei zur Gründung eines Tempels der Barmherzigkeit neben dem Tempel des Allerhöchsten. Im Jahre 1891 endlich konnten wir Hand ans Werk legen. Eine



Eine Hochzeit im Gardangerfjord.

hübsche Holzkirche im alten norwegischen Stile und daneben ein bescheidenes, aber solides und bequemes Hospital in Stein sprangen wie durch Zauberhand aus diesem alten katholischen Boden hervor. Die Gebäude beherrschen die ganze Stadt und bilden eine der schönsten Zierden derselben. Auch hier hat sich die Liebenswürdigkeit der städtischen Behörden nicht verleugnet. Man bewilligte uns alle nötigen Dispensen zur Ausführung dieser Bauten, die über den Rahmen der ortsüblichen Vorschriften hinausgingen. Um unser kleines Besitztum zu heben, hätten wir gern eine Straße längs einer seiner Seiten gehabt. Ich schickte ein entsprechendes Gesuch an den Gemeinderat. Vierzehn Tage nachher erhielt ich den Bescheid, daß die Gemeinde die Straße auf ihre Kosten anlegen würde und den erforderlichen Kredit unverzüglich bewilligt hätte. Die Straße erhielt den katholischen Namen Sankt Olafstraße. Am 13. März 1898 sollte ich die neue Kirche und das Hospital einsegnen. Am 10. März fiel dem Pfarrer, der mittlerweile sich in Stavanger niedergelassen hatte, ein, daß ein Bürgersteig längs der zur Kirche führenden Straßen das Ganze merklich verschönern würde. Er suchte den Amtmann auf und teilte ihm seinen Gedanken mit.

„Rasch, rasch, senden Sie mir ein förmliches Gesuch ein!“ erwiderte der Beamte. Eine Stunde nachher war das Gesuch in seinen Händen. Schon am folgenden Morgen war ein kleines Heer von Arbeitern damit beschäftigt, das Trottoir zu legen. Man arbeitete Tag und Nacht; am Samstag Abend war alles fertig.

Der 13. März war für die ganze Stadt ein Festtag. Wir mußten den Notabilitäten und den Katholiken Zutrittskarten ausstellen, um eine Überfüllung zu vermeiden. Als ich um 10 Uhr aus dem Hospital trat, die Mitra auf dem Haupte und den Stab in der Hand, um mich in feierlichem Zuge zu der neuen Kirche zu begeben, erschrak ich beim Anblicke dieser geradezu unabsehbaren Menge von Protestanten, die sich vor der Kirche drängten. Seit mehr als drei Jahrhunderten hatte diese alte Bischofsstadt keinen katholischen Bischof oder Priester unter freiem Himmel amtieren sehen. Es war ein Akt der Kühnheit von mir, bei meinem ersten Erscheinen so öffentlich und so feierlich aufzutreten. Aber ich hatte nicht vergebens auf den liebenswürdigen Charakter unserer guten Norweger gerechnet. Voll Ehrfurcht, in tiefster Sammlung, die freilich mit Neugierde gemischt war, öffnete die schweigende Menge uns eine weite Gasse. Die Polizei, die in Gala aufmarschiert war und Spalier bildete, hatte nur zu paradieren.

„Die Prozession war nicht sehr zahlreich, aber äußerst wirkungsvoll,“ sagte die protestantische Zeitung Stavanger Avis. „Der Bischof ist eine Achtung und Ehrfurcht gebietende Erscheinung und allem Anscheine nach ein Mann von ungewöhnlicher Tüchtigkeit. Der Anblick der Gewänder, des vorgetragenen Kreuzes, der Mitra und des Hirtenstabes machte den Eindruck, daß er eine große Sache vertritt.“ Nach einer ausführlichen Beschreibung der Weihe-Ceremonien fügte das Blatt hinzu: „Der Bischof bestieg die Kanzel. Die Erklärung der Ceremonien und der in der Kirche vorhandenen Kultusgegenstände gab ihm Gelegenheit, die katholischen Einrichtungen auseinanderzusetzen und dem Lutheranismus gegenüber zu verteidigen. Er erklärte auch, warum man diese Kirche erbaut hätte. Die Katholiken hielten die Lutheraner nicht für Heiden, aber sie erachteten es als ihre Pflicht, an der Wiedervereinigung der Kirche zu arbeiten, auf daß eine Herde und ein Hirt werde. Die Katholiken seien keine Eindringlinge im Lande. Die katholische Kirche habe Norwegen christianisiert, sie habe die herrlichen Kathedralen gebaut, auch den Sankt Svithunsdom in Stavanger. Die katholische Kirche lehre also nur dahin zurück, von wo man sie vertrieben habe. Alle norwegischen Geschichtsschreiber seien einstimmig der Ansicht, daß ihre Väter sich nicht freiwillig von der Kirche getrennt hätten, sondern durch die Gewalt fremder Herrscher dazu gezwungen worden wären.“

Darauf beschrieb die Zeitung das nach der Predigt celebrierte Pontifikalamt und hob besonders die Schönheit der Gesänge hervor, bei denen selbst protestantische Damen mitgewirkt hätten. Die vier andern Tagesblätter der Stadt waren ebenso ausführlich und gleich wohlwollend in ihren Berichten. Das Stavanger Aftenblad rühmte besonders die Opferwilligkeit der Katholiken für ihre Religion. „Man muß es zu ihrer Ehre sagen: Niemand kommt ihnen an Opferfreudigkeit zu Gunsten ihrer Kirche gleich; sie handeln als Leute, die von der Heiligkeit ihrer Sache überzeugt sind.“

Welche Ehre für die Wohlthäter der Missionen! Sie dürfen überzeugt sein, daß ich ihrer auch nicht vergessen habe, als ich zum ersten Male die Gnade hatte, den höchsten Hirten, das Lamm Gottes, auf diesen Altar herabsteigen und in diesen bescheidenen Tabernakel einzuziehen zu lassen.

Während des Nachmittags nahmen wir mit gleicher Feierlichkeit die Einsegnung des Hospitals vor. Derselbe Andrang, dieselben Beweise von Ehrfurcht. Die Feier schloß mit dem sakramentalen Segen

in der Kirche. Nach Beendigung derselben vereinte ein bescheidenes Mahl die Behörden der Stadt und unsere Freunde. Wir sind also hier eingerichtet und fühlen uns schon wie zu Hause unter diesen sympathischen Leuten. Als ich mit meinem Begleiter wieder nach Stavanger kam zur Begleichung der letzten Rechnungen, erfuhr ich, daß die wohlwollende Gesinnung der Behörden sowohl als der Bevölkerung bei jeder Gelegenheit sich kundgebe, und daß bei allen gottesdienstlichen Handlungen die Kirche bis auf den letzten Platz gefüllt sei. Gott sei Dank dafür!

3. Die norwegische Küste.

Nach Erledigung unserer Geschäfte in Stavanger fuhren wir mit dem Dampfer nach Bergen, wo eine sehr wichtige Angelegenheit unser wartete. Die Fahrt von Stavanger nach Bergen dauert gewöhnlich nur zwei Stunden. Wir brauchten doppelt so lange Zeit, weil wir unglücklicherweise schon bald nach der Abfahrt zwischen der großen Insel Karmö und dem Festlande von einem dichten Nebel überrascht wurden. Bekanntlich verwandelt der überall ins Land dringende Ocean die norwegische Küste in ein leibhaftiges Zahnwerk. Dafür aber rächt sich das Land, indem es Hunderte, ja Tausende von Inseln aussäet, die oft so groß sind wie eine Provinz, dabei fruchtbar und dicht bevölkert, oft auch klein und öde, aber stets felsig; nicht zu reden von den zahllosen aus der Oberfläche des Wassers hervorragenden Klippen oder den unter denselben verborgenen Rissen, welche jeden Augenblick dem Schiffe Gefahr drohen. In dem unentwirrbaren Labyrinth der Sunde, welche diese Inseln voneinander trennen, müssen unsere braven Seeleute ihren Weg suchen. Wenn es ganz hell und klar ist, dann ist die Sache ein Kinderspiel für sie. Aber während der Nacht, besonders während der beständigen Nacht im Winter, oder wenn der Schnee vor ihren Augen wirbelt, wenn der Nebel, der infolge der starken Verdunstung des Golfstromes hier so häufig ist, die Grenzen zwischen Land und Wasser verwischt, dann ist nichts so gefährlich, als die Schifffahrt in dem Skjäregaard, wie die Gesamtheit dieser Inseln von den Norwegern genannt wird.

Dagegen giebt es für den Reisenden kaum etwas Angenehmeres, als, gegen die Stürme geschützt, mitten zwischen diesen skandinavischen Sporaden dahinzufahren. Er wird nicht müde, die oft in Schnee gehüllten Berge, die dunkeln Wälder, die saftigen Wiesen, die Bauernhöfe und Fischerhütten, welche überall am Wege liegen, an sich vorüberziehen zu lassen. Oft kann er dem Heringsfange zusehen oder der Verfolgung des Stockfisches durch unsere kleinen Fischerflottillen. Und gleichzeitig kann er aus nächster Nähe die Rettungsboote besichtigen, welche von philanthropischen Gesellschaften gechartert werden, um den Seeleuten im Augenblicke der Gefahr Hülfe zu leisten.

Wo die Küste nicht mit Inseln besetzt ist, fehlen die Klippen selten; da ist die Sache anders. Ich erinnere mich noch einer Reise, die ich im September 1897 mit unserm Baumeister machte zu dem Zwecke, die Arbeiten an der Kirche und an dem Hospitale zu Bergen zu besichtigen. Ein junger Priester, der kürzlich nach Norwegen gekommen war und sich auf seinen Posten begab, begleitete uns. Bei der Abfahrt von Christiania, welches im Hintergrunde eines Fjordes gegen die Winde geschützt liegt, ahnten wir nicht, daß draußen ein furchtbarer Sturm wütete. Selbst als wir das Fjord verließen, meinte der Kapitän, daß der Sturmwind nicht anhalten würde, und steuerte mit seinem prächtigen Boote Christiania kühn ins offene Meer hinein. Aber der Wind hielt doch an und artete sogar in einen Orkan aus, einen Orkan desgleichen nach den Zeitungsberichten die norwegische Küste seit Menschengedenken nicht erlebt hatte. Und wir, wir befanden uns mitten zwischen den übelberüchtigten Klippen, die man Taensbergs taenderne nennt, ohne Aussicht auf irgend einen Schutz in der Stunde der Gefahr. Die Fahrrinne ist dort oft so enge, daß zwei große Schiffe nicht aneinander vorbei können. Die Wut der Wellen war so gewaltig, daß sie sich an den 20 Meter tief unter dem Wasser verborgenen Rissen brachen und heulend, schäumend, einander überschlagend in unerhörter Höhe über die offenen Klippen hinwegsehten. Bald in die Höhe gehoben auf dem Rücken eines Wasserberges, bald in einen Abgrund hinabtauchend, bald nach rechts geschleudert, bald nach links, oft bis auf zwei Meter von den Felsen, taumelte unsere Christiania wie ein trunkenen Mann, obwohl sie eines der größten Schiffe an der norwegischen Küste ist.

„Ach, hochwürdigster Herr,“ sagte der Kapitän zu mir, „wenn die Maschine und das Steuer nur aushalten. Wenn eine einzige Schraube nachgiebt, dann sind wir verloren und niemand wird unsere

Gebeine wieder auffinden. Sagen Sie nichts davon. Sie kenne ich, Sie fürchten das Meer nicht.“

Die armen Passagiere! In welcher kritischer Lage befanden sie sich! Mein guter Reisegefährte, der niemals in seinem Leben Wellen gesehen und nicht die leiseste Ahnung von der Gefahr hatte, worin er schwebte, fand alles wunderschön und versuchte sogar Notizen zu machen, um später in der Zeitung seines Heimatsortes zu schildern, wie herrlich das Meer sei, wie malerisch u. s. w. Aber es dauerte nicht lange, da fühlte er plötzlich eine ungewohnte Übelkeit, die von einem reichlichen Trankopfer zu Ehren Neptuns begleitet war. Was mich betrifft, ich habe das Glück, gegen die Seekrankheit absolut gefeit zu sein.

Ende gut, alles gut. Mit einer halbtägigen Verspätung erreichten wir Laurvik. Hier trat mein alter Architekt vor mich hin und erklärte: „Wenn Sie mir die ganze Stadt Stavanger schenken, ich würde Ihnen keinen Schritt weiter folgen. Ich werde die erste beste Gelegenheit abwarten, nach Christiania zurückzufahren, und von da werde ich Ihnen meinen Sohn nach Stavanger schicken. Übrigens würden Sie auch gut daran thun, Ihre Reise nicht weiter fortzusetzen.“

Er hatte nicht unrecht; denn wie wir später erfuhren, war an diesem Tage, dem 7. September, eine große Anzahl Schiffe an dieser Küste untergegangen. Es war mir indes unmöglich, seinem Rate zu folgen, weil ich in Stavanger erwartet wurde. Der Kapitän ging wieder in See in dem Glauben, das Meer würde sich bald beruhigen. Er fuhr von Station zu Station, immer hoffend, aber stets getäuscht. Sein Boot hatte die Post an Bord, und die Postboote dürfen sich nicht verspäten. Nachdem wir anderthalb Tage lang furchtbar hin und her geworfen worden waren, erreichten wir Ekefjund. Von hier führt eine Eisenbahn nach Stavanger. Weil wir aber Fahrkarten bis Stavanger hatten, wollten wir unsere Reise zu Schiffe fortsetzen.

Hier habe ich eine ergötzliche Episode einzuschalten. Mein Reisegefährte, ein eifriger Zeitungskorrespondent, wollte den Aufenthalt des Bootes benutzen, in Eile die Stadt anzusehen, welche durch das dort fabrizierte Steingut berühmt ist. „Wie lange Aufenthalt?“ fragte er. „Zehn Minuten.“ Der Missionar war noch nicht recht eingeweiht in unsere schöne Landessprache, er verstand: Eine Stunde. Er eilt fort ohne Mantel, bloß mit seinem Notizbuch, seinem Bleistift und seinem Augenglas bewaffnet. Die zehn Minuten sind verflossen; die

vorschriftsmäßigen Pfiffe werden gegeben; aber „Marlborough ne revient pas“. Der Kapitän wartet eine Weile; aber endlich muß das Boot abfahren. Er läßt das Schiff wenden, und schon haben wir eine Strecke zurückgelegt, da ruft er plötzlich: „Sieh, da kommt er! Zurück!“ In der That sehen wir einen charakteristischen Kopf um die Ecke eines Hauses herankommen. Der verlorene Sohn ist wiedergefunden. Das Schiff kommt wieder in sein Kielwasser zurück; aber niemand ist mehr zu sehen. Was ist aus unserm Freunde geworden? Er ist nirgends zu finden; wir müssen notwendig abfahren. Ubrigens ist das Unglück so groß nicht; er wird wohl die Bahn benutzen und fast gleichzeitig mit uns in Stavanger eintreffen. Ich komme also abends dort an, und noch ehe ich das Boot verlasse, schicke ich jemand aus, der meinen Begleiter am Bahnhofe aussuchen soll. Endlich erscheint er.

„Mein lieber Freund, was ist Ihnen denn zugestoßen?“

„Ich will Ihnen alles erzählen; aber erst lassen Sie mich etwas genießen.“

Er ist und ist. Endlich findet er die Sprache wieder. Nichts Einfacheres als sein Abenteuer. Er war noch nicht weit, als er das Pfeifen der Maschine hörte. Sofort schlug er den Rückweg zum Hafen ein. Aber dort angelangt, bemerkte er, daß das Schiff schon weg war, und glaubte, es sei zu spät. Welch ein Unglück, sich in einer unbekanntem Stadt verloren zu sehen! Was war da zu thun? Ein kleines Mädchen, welches seine Verlegenheit bemerkt, bietet freundlich seine Hülfe an. Es zeigt ihm den Bahnhof. Der Zug nach Stavanger fährt in einer Stunde ab. Deshalb sucht er zuerst ein Gasthaus auf, um zu frühstücken; denn es ist längst Mittag vorbei. Aber o weh, er hat seine Börse in seinem Mantel zurückgelassen. Auf das Frühstück muß er demnach verzichten; er begiebt sich zum Bahnhofe und bittet um ein Billet auf Kredit, ohne indes zu sagen, daß er ein Priester sei. Unmöglich! Das Mädchen, welches ihn treu begleitet hat, fleht mit Thränen in den Augen den Schalterbeamten an, mit dem Manne Mitleid zu haben; man brauche ja ihren Schützling nur anzusehen, um sich von seiner Ehrlichkeit zu überzeugen. Vergebliche Mühe. „Kommen Sie mit zu meiner Mutter! Sie ist so gut, sie wird Ihnen etwas zu essen und ein Nachtquartier geben.“ Die gute Kleine, möge der liebe Gott es ihr lohnen! Auf einmal ruft der Missionar aus: „Gerettet!“ Aber was ist denn? „Ich bin gerettet!“ Während er sein Notizbuch durchblättert, hatte er Post-

marken entdeckt, deren Wert gerade hinreichte, um eine Fahrkarte dritter Klasse zu lösen. Er kehrt also zum Bahnhofe zurück. Es ist noch früh genug. Der Missionar fährt ab. Aus dem Fenster sieht er seine junge Beschützerin ihr Tuch schwenken zum Abschiedsgruße, den er aus dankbar bewegtem Herzen erwidert. Gerettet also ist er. Aber er ist hungrig, und zum Unglücke hat seine Nachbarin einen herrlichen Vorrat frischen Brotes, der seinen Appetit nur noch mehr reizt. Er wagt es aber nicht, sie um ein Stückchen zu bitten, und so erklärt es sich, warum er mit einem solchen Wolfshunger bei uns anlangte.

Zu Stavanger trennten sich unsere Wege. Er setzte seine Reise nordwärts fort, um sich am Ende der Welt, zu Harstad auf der zum Vesteraalearchipel gehörenden großen Insel Hindö niederzulassen. Ich meinerseits erledigte meine Geschäfte zu Stavanger und verließ dann auf einige Monate Norwegen, von welchem ich seit 1892 nicht mehr abwesend gewesen war. Ich mußte nämlich den kanonischen Vorschriften gemäß die Ewige Stadt besuchen und dort dem obersten Hirten der Kirche von meiner Amtsführung Rechenschaft ablegen. Dabei sollte ich das Glück haben, unsere Wohlthäter, sowie meine Verwandten und Freunde wiederzusehen. Ich bestieg also zu Stavanger das Dampfschiff nach England, um zunächst eine meiner beiden dem Benediktinerinnenorden angehörenden Schwestern zu besuchen, welche mich seit zehn Jahren zu Bentnor auf der Insel Wight erwartete.

4. Ein Bischof als Krankenwärter.

Diese bösertige Küste von Christiania nach Stavanger hat mir schon manchen schlechten Streich gespielt. Einen solchen will ich beispielsweise erzählen. Um der Mission Kosten zu ersparen, hatten zwei Krankenschwestern zu Bergen sich daran gemacht, eigenhändig das Pfarrhaus von unten bis oben anzustreichen. Die Arbeit war nahezu fertig, als eine derselben, die Schwester Perpetua, durch einen Sturz vom Gerüste sich eine innere Verletzung zuzog. Anfangs hielt der Arzt ihren Zustand für unbedenklich, und die gute Schwester kam sogar bald darauf nach Christiania, wo sie unter der Pflege der Sanct Josephschwwestern sich vollständig zu erholen hoffte. Aber

14 Tage nach ihrer Ankunft wurde sie schwer krank. Wochen über Wochen vergingen, ohne eine Besserung herbeizuführen. Der Leibarzt des Königs selbst widmete ihr vergebens die sorgfältigste und theilnehmendste Behandlung. Die Folgen des Falles machten sich immer deutlicher bemerkbar. Die arme Schwester hatte schwer zu leiden und konnte sich zuletzt kaum mehr aufrecht halten. Die Schwestern von Bergen wünschten sehnlichst, sie möchte zu ihnen zurückkehren, und da ich zur Firmung dahin reisen mußte, ersuchte mich die Oberin, die Kranke mitzunehmen. Ich konnte die Bitte nicht abschlagen. Wir bestiegen das Schiff. Unsere Schwestern zu Christiania hatten die Kranke in ihrer Kabine vorsichtig untergebracht und der Magd auf das wärmste anbefohlen, über dieselbe zu wachen. Alles war in bester Ordnung, und ich begab mich zur Ruhe. Aber kaum waren wir in Bewegung, als ein heftiger Sturm das Schiff hoch emporhob. Mitten im ersten Schlafe hörte ich kräftige Schläge gegen meine Thüre. „Kommen Sie schnell, Ihre Ordensfrau ist am Sterben!“ Es war der Kapitän, der von der Krankheit der Schwester wußte und daher gewissermaßen vor ihrer Kabine Wache gestanden hatte. Die Schwester Perpetua war von der Seekrankheit befallen; unfähig sich zu bewegen und ein Wort hervorzubringen, lag sie da, bleich wie der Tod. Das Dienstmädchen hätte ihr gern beigestanden; aber jeden Augenblick schellte man, weil der Sturm alles an Bord krank gemacht hatte.

Indes ein alter Seebär und ein alter Missionar wissen immer fertig zu werden. Wir halfen der Kranken so gut wie wir konnten. Wir richteten sie auf, stützten sie auf allen Seiten mit Kissen und reichten ihr stärkende Tropfen aus meiner Reiseapotheke. Die gute Schwester vermochte nur mit Blicken zu danken, und trotz ihrer Schwäche konnte sie, eine perfekte Krankenwärterin, zuweilen eines mitleidigen Lächelns sich nicht erwehren, wenn sie sah, wie wir gegen die elementarsten Regeln der Kunst verstießen. Um ihre Aufmerksamkeit von der Krankheit abzulenken, erzählte der Kapitän ihr Geschichten, und wenn er auf das Verdeck gehen mußte, fügte ich andere hinzu, bis er wiederkam und zwar immer mit der Nachricht, daß der Sturm sich legen werde. Endlich langten wir in Christianssand an, wo auch Schwestern sind. Ich telegraphierte eiligst nach Bergen, man möchte eine Schwester nach Stavanger schicken, um die Kranke dort in Empfang zu nehmen, ging dann sofort zur Oberin von Christianssand und bat dieselbe, die Kranke durch eine Schwester bis nach Stavanger zu geleiten. Das geschah.

Welche Erleichterung für uns alte, improvisierte Krankenwärter! Als ich zu Stavanger die Schwester Perpetua der Oberin von Bergen übergeben hatte, welche in eigener Person ihr entgegengekommen war, gelobte ich, nimmer wieder mich einem ähnlichen Abenteuer auszusetzen. Denn wenn ich vielleicht die erforderlichen Eigenschaften zu einem Missionsbischöfe besitze, Beruf zur Krankenpflege habe ich nicht, am allerwenigsten bei einer Dame, und wäre sie die Geduld selber, wie Schwester Perpetua.

5. Nach Bergen.

Während ich diesen Zwischenfall erzähle, hat unser Boot, in der Enge von Karmö von einem dichten Nebel überrascht, langsam seinen Weg fortgesetzt bis zur Stadt Hauge sund. Eine seltsame Stadt! Die Insel Karmö ist vom Festlande durch einen langen Sund getrennt, der so schmal ist, daß zwei Schiffe einander kaum ausweichen können. Da die Häuser alle längs der Fahrstraße angeführt sind, so gleicht letztere eher einer belebten Straße als einer Meerenge. Deshalb konnten wir auch während unserer Durchfahrt die Bekanntschaft der Einwohner machen, die sich auf beiden Seiten drängten und uns ganz freundlich begrüßten. Am Ende der Stadt sahen wir einen Obelisken aus rotem Granit von 17 Meter Höhe, der kreisförmig von kleineren, 2 $\frac{1}{2}$ Meter hohen Obelisken umgeben ist. Das Hauptdenkmal erhebt sich über dem Grabe des berühmten Königs Harald Haarfager, welcher nach der siegreichen Seeschlacht bei Hafs fjord alle Völkerschaften Norwegens, welche durch die kleinen Obelisken angedeutet werden, unter seinem Scepter vereinigte. Der König hat den Namen Haarfager, d. h. Schönhaar daher bekommen, daß er geschworen hatte, sein Haar nicht schneiden zu lassen, solange er nicht König des ganzen Landes wäre.

Von Hauge sund bis Bergen begegnet man fast nur öden Inseln und Inselchen und denkt nicht entfernt daran, daß, wenn man in einen der zahlreichen, auf der rechten Seite sich öffnenden Meeresarme eindringt, man dort unter dem Schutze der Berge leibhaftige kleine Paradiese antreffen werde. Endlich wird Bergen sichtbar, der alte Hansehafen, vormals die größte Handelsstadt Norwegens und auch

heute noch nach der Hauptstadt der wichtigste und bevölkerteste Platz des Landes. Sie verdankt ihren Namen den hohen Bergen, welche dieselbe von allen Seiten schützend einschließen und gleichzeitig den Regen herabziehen, der zwei Drittel des Jahres hindurch in reicher Fülle herniederfällt. Trotz der unaufhörlichen Regengüsse hat Bergen die heiterste Bevölkerung, und die Vegetation entfaltet dort eine unglaubliche Pracht und Üppigkeit. Der Zwischenhandel, den die Stadt mit dem Norden und Westen Norwegens unterhält, und vor allem der große Zubrang von Touristen, die von da aus die großartigen Fjorde an diesem Teile der Küste besuchen, verleihen der Stadt einen noch lebhafteren Charakter, als die Hauptstadt zeigt.

Wir stiegen in unserem hübschen Pfarrhause ab, in welchem auch die barmherzigen Schwestern wohnen, bis daß wir ihnen ein Hospital erbaut haben werden. Und gerade diese wichtige Hospitalangelegenheit hatte mich nach Bergen gerufen.

6. Das neue Hospital von Bergen.

Bisher mußten sich die Schwestern aus Mangel an Mitteln zur Errichtung eines Hospitals mit der Hauskrankenpflege begnügen. Kaum war ich von meinen lieben Mitarbeitern zu Bergen empfangen und von den Schwestern im Hause untergebracht, da sollte ich schon erfahren, in welchem hohem Grade diese eifrigen Mitarbeiterinnen die Sympathie der Bevölkerung gewonnen hatten. Eine Deputation von Ärzten machte mir ihre Aufwartung und bat mich auf das dringendste, ein Hospital zu gründen.

„Für den Augenblick ist das unmöglich,“ erwiderte ich. „Das nötige Baulterrain haben wir zwar neben unserer Kirche; aber dasselbe hat jetzt einen Wert von 40 000 Mark, und um ein dem Werte dieses Grundstücks und der Bevölkerung von 70 000 Einwohnern entsprechendes Hospital zu errichten, müßten wir zum mindesten ein Kapital von 96 000 Mark besitzen. Aber wie viel haben wir? Noch nicht 2000.“

„Dann machen Sie eine Anleihe auf ihr Grundeigentum!“ entgegneten die Herren. Wir bürgen Ihnen dafür, daß Sie das Geld bekommen werden und daß die Einnahme des neuen Hospitals hinreichen wird, nicht bloß die Zinsen zu bezahlen, sondern auch in

kurzer Frist das Kapital zu amortisieren. Die Stadt besitzt kein passendes Hospital. Alle Leute werden zu den Schwestern gehen aus Not sowohl wie aus Teilnahme.“

Da ich mich nicht entschließen konnte, fügten sie hinzu: „Sehen Sie, hochwürdigster Herr, um Ihnen zu zeigen, welches Vertrauen wir der Sache entgegenbringen und wie hoch wir Ihre Schwestern schätzen, erbieten wir uns, ihnen auf unsere eigenen Kosten ein Haus zu mieten zur Einrichtung einer provisorischen Klinik, aber unter der einen Bedingung, daß es den Namen »Katholische Klinik« erhält.“

Ich war innigst gerührt angesichts eines solchen Edelmutes von protestantischer Seite und versprach, die Angelegenheit mit meinem Räte zu besprechen.

Tags darauf hatte ich eine furchtbare Versuchung zu bestehen. Ein Spekulant machte mir das Anerbieten, unser Eigentum mit Einschluß der Sankt Halvardskirche für 400 000 Mark anzukaufen. Man wollte dann das Ganze niederreißen und dort moderne Häuser aufführen, weil dieser Stadtteil seit der Zeit, wo wir unser Terrain für einen Spottpreis gekauft hatten, zum vornehmen Stadtviertel geworden war. Welch schwere Versuchung! Wir würden uns in einem weniger eleganten Teile der Stadt niederlassen; wir würden dort Kirche, Pfarrhaus und Hospital errichten und noch Geld übrigbehalten. Aber da gedachte ich des guten Pater Stub. Er war ein Kind Bergens gewesen, in den Schoß der katholischen Kirche zurückgekehrt, dann Barnabit und Provinzialoberer seiner Kongregation geworden. Darauf hatte er sich der norwegischen Mission gewidmet und als Pfarrer zu Bergen gewirkt bis zu seinem Tode. Er hatte Jahre lang Europa durchwandert und Geld gesammelt zum Ankaufe dieses Grundstückes und zur Auführung dieser schönen Kirche und des Pfarrhauses. Ich gedachte ferner des Umstandes, daß bei seinem Tode im Jahre 1892 der König und der Stiftsamtmann aus freien Stücken und unentgeltlich die Erlaubnis erteilt hatten, den Leichnam hinter dem Chore seiner teuren Kirche zu beerdigen und zwar mit dem Bemerken, daß dieser edle Sohn Bergens sein Leben für seine Vaterstadt geopfert habe, um ihr das zu geben, was er für den kostbarsten Schatz ansah, seinen Glauben.

Und diese Kirche sollte ich verkaufen! Verkaufen die Gebeine unsers Pater Stub! Das Heiligtum des Allerhöchsten niederreißen lassen! Nie und nimmer! denn das wäre eine Entweihung. Bleiben

wir arm, aber bleiben wir katholisch! Der liebe Gott ist reich, er wird uns schon die Mittel zur Erbauung des Hospitals verschaffen. Darin waren wir alle, unsere Priester, unsere Schwestern und ich, vom ersten Augenblicke an eines Sinnes. Und der liebe Gott hat uns nicht im Stich gelassen. Nachdem ich mich mit den zuständigen Personen geeinigt hatte, machten wir eine große Anleihe. Es war am Feste des hl. Joseph, am 19. März 1898. O, wie haben wir zusammen gebetet, Missionare und Schwestern, ehe wir die Schuldscheine unterzeichneten, welche die Mission mit einer so riesigen Summe belasteten! Aber es war alles reiflich erwogen, und daher dürfen wir hoffen, daß der hl. Joseph sich als guter Vater erweisen wird. Noch an demselben Tage mieteten wir ein Haus zur Einrichtung der provisorischen Klinik. Neunzehn Monate später, am 22. Oktober vorigen Jahres, eröffnete ich das neue Hospital, welches schon bis auf den letzten Platz besetzt ist. Gott allein weiß, wie viel Mühen und Sorgen es mir gekostet hat, wie viele Schwierigkeiten die Mächte der Finsternis erfonnen haben, um dieses Werk des Herrn zu zerstören — eine sichere Bürgschaft für den Segen, den dieses Haus zu stiften berufen ist.

7. Im Sognefjord.

Für den Missionar giebt es keine Ruhe. Kaum ist eine Angelegenheit erledigt, so wartet seiner eine andere. Wir hatten unsere Pläne für das Hardangerfjord entworfen. Aber das Sognefjord und das Nordfjord sind ebenso bedeutend. Bislang kannte ich sie nur oberflächlich. Weil diese Fjorde von der Station Bergen abhängen, machte ich mir das Vergnügen, den Pfarrer von Bergen zu ersuchen, uns dahin zu begleiten. Unser Freibillet gestattete uns diesen Luxus. Die Leser meiner Visitationsreise aus dem Jahre 1895 erinnern sich vielleicht noch des herrlichen Weges mit der Eisenbahn von Bergen nach Bostevangen, des Nærødals, des Nærøfjords, welche wir verfolgen werden, um zum Sognefjord zu gelangen. Es giebt nichts Wilderes und zugleich Malerischeres als diese Gegend.

Im Monat Dezember 1897, zur Zeit meiner Reise zu den Gräbern der Apostel (ad limina), hatte ich die Ehre, den Zöglingen des Sankt Michaelskollegs zu Freiburg in der Schweiz nebst



Balkholmen, das Eldorado der Touristen.

ihren Lehrern von den Schönheiten Norwegens, besonders des Sognefjords und des Nærøfjords zu erzählen. Obwohl dieselben sich auf Naturschönheiten wohl verstehen, da ihr Rektor, Monsignore Jaccoud, mein alter Mitschüler und Freund, sie jährlich einen großen Ausflug in ihrem herrlichen Lande machen läßt, so wagte ich doch die kühne Behauptung, daß die Schweiz absolut nichts aufzuweisen hätte, was unsern Fjorden an die Seite gestellt werden könnte. Die Schweiz hat ihre Bergriesen; aber um sie zu genießen, muß man schon eine respectable Höhe erklimmen haben. Unsere Berge sind weniger hoch; aber vom Berdecke unserer Dampfer kann man ihre ganze Höhe mit einem Blicke erfassen, und den Anblick ihrer prächtigen Gletscher kann man von dem Kabinenfenster aus genießen. Die Schweiz hat ihre Seen; aber was sind sie im Vergleich mit unsern Fjorden, z. B. dem Sognefjord, in welchem ein halbes Duzend Schweizerkantone bequem Platz finden könnten! Meine Zuhörer waren liebenswürdig genug, mir diese Herabsetzung ihres schönen Vaterlandes nicht übelzunehmen, und bewiesen es dadurch, daß sie mir für mein liebes Norwegen eine so beträchtliche Summe Geldes anboten, daß ich Bedenken trug, dieselbe anzunehmen.

Nachdem wir zwei volle Tage zwischen diesen Wundern der Natur gekreuzt hatten, gelangten wir nach Lekanger im Mittelpunkte des Sognefjords, wo der Stiftsamtman und die andern Beamten dieses Stiftes wohnen. Hier müssen wir über kurz oder lang eine Station gründen; denn hier am Hauptsitze der Verwaltung strömt die Bevölkerung naturgemäß zusammen. Übrigens ist die sesshafte Bevölkerung des Lekangerdistriktes schon sehr zahlreich, und ganz in der Nähe beginnt das große und herrliche Fjærlandsfjord, an dessen Eingange Balholmen liegt, das Eldorado der Touristen. Die Gegend von Lekanger erfreut sich einer selbst in Norwegen seltenen Schönheit und einer in diesen Breitengraden ganz überraschenden Fruchtbarkeit. Man staunt unwillkürlich, längs des Ufers, soweit das Auge reicht, herrliche Obstgärten sich ausdehnen zu sehen. Dieser Fruchtbarkeit eben ist die Dichtigkeit der Bevölkerung zuzuschreiben. Wir wollten einen kleinen Spaziergang machen, indem wir den Weg verfolgten, der sich am Ufer entlang zieht. Aber der Anblick dieser Alleen von Obstbäumen, der im Blumenschmucke prangenden Wiesen, des Fjordes und der unendlich zerklüfteten Berge, die dasselbe umrahmen, alles das entzückte uns derartig, daß aus unserm Spazier-

gange eine kleine Reise wurde. Unterwegs kamen wir an die Kirche von Bekanger, ein vormals katholisches Gotteshaus aus Stein.

„Bonum est nos hic esse! Herr, hier ist gut sein!“ sagten wir mit dem hl. Petrus und ließen uns auf dem Rasen des Kirchhofes nieder, der die sterblichen Überreste unserer alten Brüder deckt, um dort in Begleitung der Schutzengel des Heiligtums unser Brevier zu beten. Wie andächtig betet es sich an einer Stätte, wo man sich von heiligen Seelen umgeben fühlt, die dort vor Jahrhunderten ebenfalls gebetet, die dort dasselbe Lamm Gottes verehrt, dort dem himmlischen Vater dasselbe Opfer dargebracht haben, welches wir noch heute ihm darbringen! Nach Beendigung unsers Offiziums ließen wir uns die Kirche öffnen. Vom Katholizismus ist nichts mehr vorhanden als die Mauern und der entweihte Altar. Gott gebe, daß dieser Altar und diese Mauern eines Tages ihrer erhabenen Bestimmung zurückgegeben werden!

Am folgenden Morgen nahmen wir von unserm braven Wirte zu Bekanger Abschied und fuhren in den Arm desselben Fjordes ein, der den Namen Norumfjord führt. Hier wurde im Jahre 1184 eine entscheidende Schlacht geschlagen zwischen den rivalisierenden Königen Sverre und Magnus Erlingsjön. Der obere Teil heißt Sogndalsfjord. Es zeigt die gleiche Fruchtbarkeit und die gleiche malerische Schönheit wie das Fjarlandsfjord. Wir landeten bei dem kleinen Flecken Sogndal. Er liegt auf einer vom Sogndalselv durchbrochenen Moräne. Der Fluß ist stürmisch; aber die zahlreichen Wasserfälle, die seinen Lauf unterbrechen, gewähren einen reizenden Anblick.

Welch herrliches Plätzchen, eifersüchtig bewacht von den Spigen des Storhougfjeld, des Striken und des Nukenipa, deren Bild in der Tiefe des stillen Fjordes sich getreu abspiegelt! „Bonum est hic esse!“ sagten wir wieder. Ja, auch hier, wo der Name Sogndal (das Pfarrthal) uns an die ehemals katholische Pfarrei erinnert, müssen wir eines Tages inmitten dieses klugen und sympathischen Volkes eine Pfarrei errichten. Ich habe den Platz notiert; aber wann wird die Ausführung des Planes vor sich gehen? Vielleicht wird ein von den Reizen des Sogndalsfjords angezogener reicher katholischer Tourist eines Tages kommen und sagen, daß das traurige Los Tausender von Christen, welche durch ungeheure Entfernungen von der nächsten Station getrennt und dadurch außer Stande sind, die Mutterkirche kennen zu lernen, ihn gerührt habe, und daß er uns



Brant aus dem Sogndal.

die Mittel verschaffen wolle, denselben zu Hülfe zu kommen. O, wie dankbar würde ich ihm sein!

Wir hätten gern noch ein anderes Fjord besucht, das Nardalsfjord, den letzten nordöstlichen Zweig des Sognefjords, um die hochbetagte Mutter eines unserer Missionare zu begrüßen, den die Vorsehung trotz der abgeschiedenen Lage seines Heimatsortes in den Schoß der katholischen Kirche und in den Priesterstand geführt hat. Weil wir jedoch dieses Fjord aus der Beschreibung gerade seitens dieses Confraters genau kannten, so mußten wir uns diese Freude versagen. Dagegen war uns die letzte südliche Verzweigung, das obere Nur-



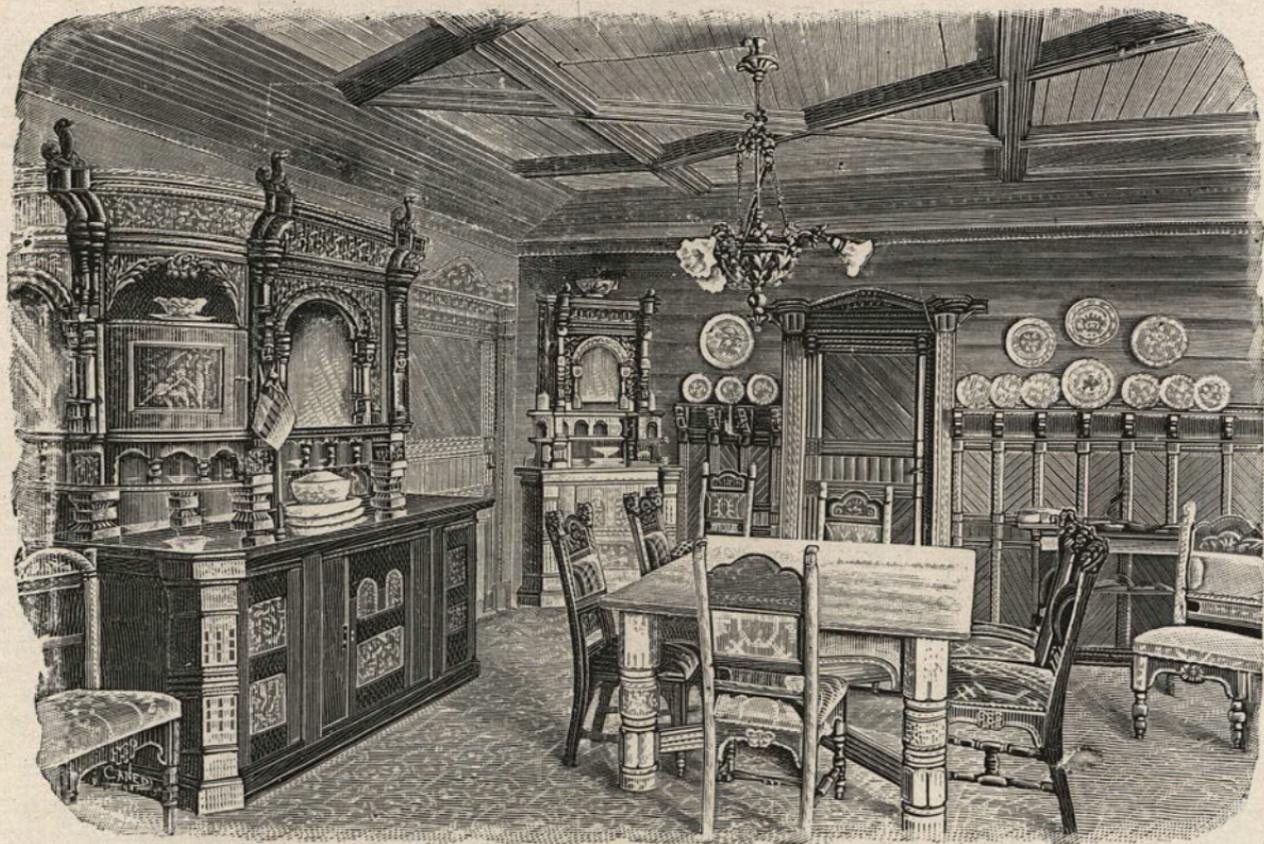
Sogndal.

landsfjord, gänzlich unbekannt. Wir mußten es also erforschen und begaben uns mit dem ersten fälligen Dampfer dahin. Es fahren deren nur zwei jede Woche. Niemals in meinem Leben habe ich so wildromantische Landschaften gesehen. Nichts als senkrecht aufsteigende Felsen, Schluchten von unergründlicher Tiefe, bis in die Wolken hineinragende Bergspitzen, Wasserstürze zur Rechten und zur Linken, vor uns und hinter uns. Nur hier und da ein Fleckchen angebautes Landes mit einem kleinen Bauernhause, das bald über dem Abgrunde aufgehängt, bald in einer Vertiefung des Fjordes versteckt ist. Und trotz alledem entdecken wir im Hintergrunde eine kleine protestantische

Kirche, die von Aurland. Ganz am Ende des Fjordes, bei dem Gute Fretheim, stiegen wir ans Land, um die Rückkehr des Bootes von Vårdalsören zu erwarten, dem Ausgange der großen Straßen durch das Hallingdal und das Balders. Der reiche Besitzer von Fretheim, an den uns der liebenswürdige Birt von Lekanger empfohlen hatte, nahm uns wie alte Freunde auf und erwies uns eine wahrhaft norwegische, d. h. unbegrenzte Gastfreundschaft. Er gab uns alle wünschenswerten Aufschlüsse. Das Fjord hatte seine Fortsetzung in dem wilden, fast öden und deshalb wenig bewohnten Flaamdalen. Für uns hieß das so viel, als daß wir dort auf eine Niederlassung verzichten mußten.

8. Ein Ausflug nach Gravehalsen.

Da wir auf alle Fälle bis zum folgenden Tage auf die Ankunft des Bootes warten mußten, so bot uns Herr Fretheim seinen Wagen an zu einem Ausfluge in das Flaamdalen und besonders zur Besichtigung des im Bau begriffenen Riesentunnels von Gravehalsen, welcher die zukünftige Eisenbahn von Bergen nach Christiania durchlassen soll. Wir nahmen das Anerbieten an. Die gute Haushälterin des Hofes versah uns mit einem Korbe voll Mundvorräten, darunter mehrere Flaschen ausgezeichneten Bordeaurweines. So machen wir uns auf den Weg. Drei Kilometer weit eilen wir in raschem Laufe vorwärts; aber das Thal ist so enge, daß neben dem Flaamselven kaum Raum genug übrig ist für die Straße. Die Sonne zu sehen ist unmöglich, die Felsen liegen bis zum Firmamente aufeinandergetürmt. Sie senden in Form von Kaskaden solche Wassermassen herab, daß wir uns erstaunt fragen, woher dieselben kommen. Sie sind das Produkt der Gletscher und Schneefelder, die um diese Jahreszeit gerade in voller Thätigkeit sind. Ein ganz kleines Kirchlein noch und einige Häuser darum zeigen sich unsern Blicken, und dann welches Getöse und welcher Weg! Eine mächtige Mauer sperrt das Thal, und durch diese Mauer hat sich der Fluß einen engen Durchlaß gebahnt, in welchem er mit Furcht und Zittern erregendem Gebrüll dahinstürzt. Und die Straße? Sie besteht aus zahlreichen Win-



Hotel-Saal.

dungen, welche oberhalb des wütenden Stromes mittels Dynamit in eine Granitwand eingesprengt sind. Sie steigt empor höher und höher; wir schließen die Augen, um den gähnenden Abgrund nicht zu sehen.

Endlich haben wir die zweite Terrasse des Thales erreicht, und der Anblick des Riondefos, der zur Rechten von den Felsen hinunterstürzt, entschädigt uns für unsern Schrecken. Aber es ist nur eine kleine Abschlagszahlung. Stunden und Stunden lang erklimmen wir eine Terrasse nach der andern, die bald rechts bald links über dem Abgrunde zu hängen scheinen, fort und fort begleitet von dem Rauschen der Wasserfälle, oft umschattet von den Felsen, die über unsern Köpfen hervorragen. Auf einmal fahren wir in den Felsen hinein durch einen langen Tunnel, den man hat erbauen müssen wegen der in diesen Gegenden so häufigen und unglaubliche Verwüstungen anrichtenden Lawinen. Der von diesen Lawinen verursachte Luftdruck ist so gewaltig, daß er selbst die nach allen Regeln der Kunst angelegte Straße und mit ihr gewaltige Steinblöcke fortreißt, die vom Abgrunde verschlungen werden. Der Kutscher erzählt uns, das Krachen der Lawinen sei manchmal so entsetzlich, daß man meint, ein ganzes Gebirge einstürzen zu hören. Endlich haben wir den letzten Bauernhof des Thales passiert, den Kaardalhof; wir befinden uns in einer vollständigen Einsamkeit und haben nur nackte Felsen vor uns, an denen das Wasser der darüber liegenden Schneefelder herabsickert. Zum Unglück beginnt es zu regnen; wir sind noch weit von Grabhalsen, welches wir um jeden Preis sehen müssen. Glücklicherweise treffen wir eine Holzhütte, die früher den an dem Bau der neuen Straße beschäftigten Arbeitern als Unterkunft gedient hatte. Eine brave Frau nimmt uns dort auf und gestattet uns, unsern Vorratskorb zu öffnen und an dem Inhalte desselben uns zu stärken. Ihre kleinen Kinder erhalten natürlich einen tüchtigen Teil von unsern Vorräten. Dafür gewinnen wir die besondere Gunst der Mutter.

Inzwischen dauerte der Regen fort; desungeachtet brachen wir auf; das Ziel mußte unbedingt erreicht werden. Nach einer halben Stunde befanden wir uns am Fuße eines Wasserfalles, der geradeswegs vom Himmel zu kommen schien. Wie groß war unser Erstaunen, als der Kutscher uns erklärte, wir müßten gerade längs dieses Falles unsern Weg suchen! Bei näherem Zusehen bemerkten wir in der That, daß an diesem schauerlichen Abhange, wohin sich selbst eine Gemse nicht ohne Bedenken gewagt haben würde, eine ganz neue Straße in mindestens zwei Duzend Windungen sich hinaufschlängelte. Und

diesen halsbrechenden Weg sollen wir im Wagen machen? Nimmermehr! Also abgestiegen! Der Wagen wird mit unsern Vorräten und unsern warmen Kleidern folgen. Die abenteuerlichen Zwischenfälle während dieser tollen Kletterei werde ich nicht wiedererzählen. Aus den Wolken fiel der Regen in Strömen; am Ende jeder Windung fanden wir uns wieder neben dem Wasserfalle, der uns gleichzeitig mit seinem Schaume überschüttete und mit seinem Lärme betäubte. Unter unsern Füßen rieselte das Schneewasser; wir waren in Schweiß gebadet, und je höher wir stiegen, desto heftiger peitschte ein eisiger Wind uns ins Gesicht. Amüßant war es; ich dachte nicht ohne Schrecken an meinen Rheumatismus.

Endlich sind wir oben, aber auch ganz erschöpft und außer Atem. Es war ein Thal zwischen entseßlich öden und kahlen Bergen; der Schnee, Wasserlachen und Moräste bildeten seine einzige Zierde. Aber siehe! da steht ein Haus aus Holz gebaut; von da hat das Auge einen wunderschönen Rundblick auf die Berge und die Thäler von Laam. Dort wohnen die Ingenieure, welche die Arbeiten des großen Tunnels von Gravehalsen zu leiten haben, während die Arbeiter im Winter wie im Sommer in noch elenderen Baracken untergebracht sind. Der Oberingenieur nahm uns mit offenen Armen auf und bot uns alles an, was in einer solchen Einsiedelei zu haben ist. Was er uns leider nicht anbieten konnte, das waren trockene Kleider. Weil der Wagen, der uns dieselben mitbringen sollte, auf sich warten ließ, drangen wir in den Tunnel ein und sahen den seltsamen Bohrarbeiten zu, welche man da mit allen Werkzeugen moderner Technik ausführte. Die Arbeiter, welche selten die Ehre fremden Besuches hatten, erklärten uns mit sichtbarer Freude alle Geheimnisse ihrer Arbeit. Da ich zur Zeit die Bohrarbeiten des großen St. Gotthard-Tunnels in der Schweiz gesehen hatte, so konnte ich ihnen glücklicherweise zeigen, daß wir katholischen Missionare keine einfachen Ignoranten sind. Der Tunnel wird erst nach 3 Jahren fertig sein, und diese große Eisenbahnlinie, die den Osten Norwegens mit dem Westen verbinden soll, wird nicht vor 1907 eröffnet werden können. Sie wird 56 Millionen Mark kosten und eine der interessantesten Linien Europas bilden. Durch die Station Gravehalsen wird sie mit dem Sognefjord in Verbindung gesetzt werden.

Das ist alles sehr schön; aber unser unglücklicher Wagen kam nicht, und wir zitterten vor Kälte in unsern nassen Kleidern. Wir mußten ihm also entgegengehen. Um das Unglück voll zu machen,



Genvais Sc. Lyon

Verkosten unserer Vorräte.

glitt einer meiner Begleiter, geblendet vom Regen, den ein grausamer Wind uns ins Gesicht trieb, auf dem schlammigen Boden aus und lag der ganzen Länge nach in einer Schneelache. Wir hoben ihn auf, o semper avanti! Mitten auf dem berüchtigten Abhange trafen wir endlich unsern braven Kutscher. Er hatte daran verzweifelt, mit seinen von der Anstrengung todmüden Pferden die Höhe zu erreichen und darum mit den vor Kälte zitternden Tieren hier Halt gemacht. Ganz schön, aber wir konnten doch nicht im Freien und bei dem sündflutartigen Regen, der unaufhörlich niederfiel, unsere Kleider wechseln. Darum schnell einen Schluck Cognac aus unserm gesegneten Korbe, und dann zu Fuße zurück zu der gastlichen Baracke. Denn bei solchem Wetter den Wagen wieder zu besteigen, das wäre unser Tod gewesen. Möge sie ewig leben, die sorgsame Frau in der Hütte! Sie hatte alles vorausgesehen. Der Ofen ihres großen Zimmers war weißglühend. Im Handumdrehen legten wir unsere Reservestücke an. Wir waren im Begriffe, alle Schätze unsers Vorratskorbes zu verkosten. „Nein, meine Herren,“ sagte sie, „zuerst eine Tasse heißen Kaffees, das wird Sie wieder ins Gleichgewicht bringen. Er steht für Sie bereit.“ Sie hatte recht. Niemals ist einem Mahle mehr Ehre angethan worden. Nach Beendigung desselben fanden wir unsere Kleider schon wieder getrocknet. „Nun, was ist unsere Schuldigkeit?“ fragte ich. „Glauben Sie, meine Herren, daß 60 Öre (68 Pfennige etwa) zu viel sei?“ antwortete die gute Frau. Es giebt wirklich noch gute Leute. Wir begnügten uns natürlich nicht damit, ihr 60 Öre zu geben; dazu ließen wir ihr die Reste unsers Mahles für die Kinder zurück.

Es war spät am Abende, als wir wieder auf dem Gute Fretheim ankamen. Man glaubte dort, wir seien extrunken. Am folgenden Morgen, um 4 Uhr schon, begleitete uns der liebenswürdige Gastgeber an Bord des Schiffes. Wir waren munter und gesund. Man kann daraus ersehen, welche Wirkung eine Tasse Kaffee ausübt, wenn sie im rechten Augenblicke getrunken wird.

9. Neue Erforschungen.

Die Organisation, welche uns noththut.

Wenn man von einem norwegischen Fjord reden hört, wird man sich nimmer vorstellen, daß oft eine Dampferfahrt von fast einer ganzen Woche dazu gehört, dasselbe von einem Ende zum andern zu durchfahren und alle seine großen und kleinen Verzweigungen zu besuchen. Es ist aber keineswegs eine langweilige Fahrt; denn von der Pracht und Mannigfaltigkeit der Landschaften kann man sich kaum einen Begriff machen. Gerade im Hintergrunde der Seitensfjorde, welche die Touristen verschmähen, entdeckt man oft die höchsten Berge, die majestätischsten Katarakte, die imposantesten Gletscher und die wildesten Schluchten. Fast überall findet man die Landschaft von Menschen belebt, für welche jedes Fleckchen brauchbaren Erdreichs, selbst wenn es am Ende der Welt läge, ein Schatz ist, neben welchem sie eine Hütte bauen.

Wo es Menschen giebt, namentlich Christen, da sollte auch ein Priester sein. Überall in diesen Fjorden erhoben sich ehemals Kirchen; und wenn man heute noch die Bauern im Hardanger und im Sognefjord fragt, wer ihre Väter gelehrt hat, diese Einöden urbar zu machen und diese Obstgärten anzulegen, dann erhält man zur Antwort: „Es waren die Pfarrer und die Ordensleute von ehemals.“ Übrigens datiert ein guter Teil der Kirchen, welche die Protestanten heute noch im Gebrauche haben, aus der katholischen Zeit. So fanden wir zu Vik, welches nicht weit vom Eingange des Sognefjords liegt, in einer äußerst fruchtbaren Gegend nahe bei den Thälern Bodal, Ofriiddal und Seljedal, zwei dieser entweihten Kirchen, eine aus Stein, die andere aus Holz (eine stavkirke). Da sich dort eine zahlreiche Bevölkerung und auch das Lager der Milizen des Fjordes befindet, so ist der Platz für eine zukünftige Station ganz geeignet — für eine zukünftige — leider!

Der Leser, welcher uns auf unsern Wanderungen begleitet, wird sich zweifellos fragen, welches wohl die zweckdienlichste Methode sein möchte, alle diese verirrtten Schäflein wieder zu der einen Herde zurückzuführen.

Selbstverständlich geht unser erstes Streben dahin, in den größten Brennpunkten der Bevölkerung, besonders in den bedeutenden Städten feste Stationen zu errichten, wo wir mit unsern beschränkten Kräften und Mitteln auf eine größere Anzahl von Personen Einfluß ausüben können. Aber darauf dürfen wir uns nicht beschränken. In Norwegen, wie überall, sind die Städte, die großen wie die kleinen, die Sammelpunkte des Lasters und des Unglaubens. Wenn ich den aufrichtig frommen Sinn des norwegischen Volkes rühme, dann denke ich nicht an die Städte und am allerwenigsten an die Hauptstadt. Im Gegentheil, unsere Stadtbevölkerungen verfallen immer mehr dem Indifferentismus, dem religiösen Nationalismus und dem politischen Radikalismus. Selbst die Universität von Christiania, bis in die jüngste Zeit der feste Hort des Christentums, ist stark vom Rationalismus angefressen, dank der deutschen Philosophie, welche sich dort eingenistet hat. Die jungen Theologen, welche aus derselben hervorgehen, besitzen keinen bedeutenden Fonds wahren Glaubens mehr. Dagegen auf dem Lande, im Innern unserer Thäler und Fjorde, da ist die Bevölkerung wenigstens gläubig, und wenn nicht gerade sehr sittlich, doch ehrlich und anständig. Aber wie sollen wir derselben beikommen, da wir so gering an Zahl und dabei so arm sind? Zu dem Zwecke müssen wir zunächst Nebenstationen gründen mit Kapellen, in denen der Missionar der nächsten Station periodisch predigen, unterrichten und die, welche Gottes Gnade gerührt hat, aufnehmen und mit den Sakramenten versehen kann. Hiermit haben wir auch begonnen; aber was wir bislang haben thun können, ist nichts im Vergleich mit dem, was geschehen mußte. Die Filialen müßten allmählich in feste Stationen verwandelt werden; diese hinwiederum müßten neue Filialen errichten. Außerdem müßten Wandermissionare die verschiedenen Teile des Landes durchreisen, zu bestimmten Zeiten allen auch noch so unbedeutenden Ansammlungen, wo noch keine Stationen oder Filialen sind, beiwohnen, dort religiöse Vorträge halten und so die Zukunft vorbereiten. Sie müßten auch die Bauernhöfe und die Fischerhütten aufsuchen, sich sogar an die Küstenorte begeben, wo die großen Fischfänge angestellt werden. Sie müßten überall den braven Protestanten sagen, daß die Mutterkirche, welche ihre Väter civilisiert hat, und von der sie niemals haben sprechen hören, noch lebt, daß dieselbe keine Rabenmutter ist, sondern die treue und würdige Braut ihres teuren Christus, daß sie ihrer noch gedenkt, sie liebt und alles thut, um ihre Seelen zu retten und sie im Himmel

zu vereinigen mit ihren Vorfahren, auf die sie so stolz sind. Auch diesen Gedanken suchen die Priester unserer festen Stationen bereits zu verwirklichen, wenn auch nur in sehr beschränktem Maße, weil ihre Bezirke eine so ungeheure Ausdehnung besitzen. Die Reisemissionare müßten dann auch die vereinsamten Confratres an den festen Stationen von Zeit zu Zeit besuchen, um sie zu ermutigen, ihnen Aushilfe zu leisten, ihnen und den Gläubigen Beichte zu hören, Volksmissionen zu halten und die zerstreuten Katholiken aufzusuchen und in ihrem Glauben zu befestigen.

Weiterhin haben wir auch gute und tüchtige Colporteurs nötig. Dank der Hülfe Gottes und dem Eifer unserer Priester haben wir in Christiania eine kleine Druckerei, welche uns nach und nach nicht bloß alle erforderlichen Schulbücher geliefert hat, sondern auch eine vollständige Bibliothek von Andachtsbüchern und Broschüren lehrreichen und apologetischen Inhaltes. Sie giebt auch unser Wochenblatt, *Sankt Olaf*, heraus, den mutigen Kämpfen im Streite mit der Presse unserer Gegner. Diese „papierenen Missionare“ stiften viel Gutes; aber sie würden unendlichen Nutzen bringen, wenn sie überall hingelangen könnten. Dort, wo unsere Schriften hinkommen, werden sie verschlungen. Wiederholt habe ich mich gewundert über die freundliche Aufnahme seitens der Landbewohner, die niemals einen Priester gesehen hatten. Später erzählten sie mir, daß sie vor einiger Zeit diese oder jene unserer Broschüren gelesen hätten, die ihnen zufällig in die Hände gefallen sei, und daß sie dieselbe beinahe auswendig wüßten. Das allein hatte hingereicht, um die Vorurteile dieser ehrlichen Leute zu überwinden. Ähnliche Thatfachen höre ich oft genug von meinen Priestern. Aber wie sollen wir denn diese Bücher und diese Broschüren verbreiten? Dazu haben wir Colporteurs nötig, anständige, wohlunterrichtete und fromme Männer, die in jeder Beziehung fest und zuverlässig sind, Männer voll des Glaubens und reich an Erfahrung, deren Wort und Beispiel bestätigen, was diese Schriften lehren und vorschreiben.

Das alles haben wir also nötig: Filialen, Wandermissionare und Colporteurs. Das Personal dazu fehlt uns nicht. Denn Kandidaten, die sich der Ausbreitung des katholischen Glaubens in Norwegen zu widmen wünschen, finden sich leicht, sowohl unter unsern Gläubigen als anderswo. Aber was uns mangelt, was allen katholischen Missionen mangelt, das ist Geld, dieses unselige Geld!



Familienleben norwegischer Bauern.

10. Vereinsamung des Missionars.

Bei der Erwähnung des Nutzens der Wandermissionare habe ich hingedeutet auf die unfreiwillige, durch die Umstände herbeigeführte Abgeschlossenheit vieler unserer Missionare, namentlich derer, die im Innern Lapplands wirken, mehrere hundert Meilen weit entfernt von ihrem nächsten Amtsbruder. Während ich mit meinen Begleitern aus dem Sognefjord in seinen nördlichen Nachbar, das Nordfjord hineinfahre, lesen Sie freundlichst den Brief, der mir am verflossenen 10. Januar, als die Sonne schon einen ganzen Monat lang vom Horizonte verschwunden war, aus diesen arktischen Gegenden von einem kürzlich auf diesem vorgehobenen Posten angestellten Mitarbeiter zugeschickt wurde.

Hochwürdigster Herr Bischof!

Ich bin traurig, traurig, und habe niemand, dem ich mein Herz öffnen könnte; ich habe nicht einmal den Sonnenschein, welcher meinen Mut ein wenig aufrichten könnte. Aber einen Vater habe ich, und ich weiß, daß er teilnimmt an den Leiden seines Sohnes. Das sind Sie, hochwürdigster Herr! Ich will Ihnen daher mitteilen, was mein armes Herz quält. Der bloße Gedanke schon, mit Ihnen zu reden, ist ein Lichtstrahl in der Finsternis, die meine Seele umnachtet. Ew. Bischöfliche Gnaden wissen — ich habe es Ihnen seiner Zeit geschrieben — daß Gott mein Wirken auf dem neuen mir anvertrauten Arbeitsfelde reichlich gesegnet hatte. Ich habe die Gnade gehabt, eine ansehnliche Zahl von Protestanten in den Schoß der wahren Kirche zurückzuführen. Sie waren mein Ruhm und meine Freude. Als junger Missionar war ich stolz auf diese ersten geistlichen Kinder, stolz wie eine junge Mutter ist in der Mitte ihrer Kleinen. Ich dachte mit Freude an den Tag, wo ich sie ihrem Vater, Ew. Bischöflichen Gnaden, vorführen könnte zum Empfange des hl. Geistes durch die Auslegung Ihrer Hände. Hat Gott mich strafen wollen für diesen Stolz? Denn sie sind fast alle fort. Sie waren arm und mußten das Land verlassen, um anderswo das tägliche Brot zu verdienen, was sie hier nicht

erwerben konnten. Sie werden treu bleiben, das haben sie mir versprochen, und ich baue auf ihr Wort. Aber ich, ich bin fast allein mitten zwischen unsern getrennten Brüdern. Diese sind gut, ja, und ich hoffe, den Tag zu erleben, wo auch sie mich ihren Vater nennen werden; inzwischen aber bin ich fast ganz ohne Kinder. Um Vergebung, hochwürdigster Herr, jetzt wo ich mit Ihnen rede, erkenne ich, daß ich selbst ein großes Kind bin, das noch keine Opfer zu bringen weiß. Geduld, ich werde es lernen, wenn ich mich erst gewöhnt habe, die Vereinsamung inmitten dieser arktischen Finsternis besser zu ertragen, wenn ich erst besser gelernt habe, wie notwendig der Opferfönn für den ist, welcher unsterbliche Seelen gewinnen will. Der Hirt der Hirten, angenagelt ans Kreuz, um seine Schäflein zu erlösen, untergetaucht in die Finsternis, die den Kalvarienberg umhüllte, fühlte sich selbst von seinem Vater verlassen. Und ich, ich fühle, daß mein himmlischer Vater bei mir ist und mich mit Gnaden überhäuft. Ich weiß auch, daß ich an Ihnen einen Vater habe, der meiner gedenkt, der mich liebt, der in diesem Augenblicke für mich betet und mich segnet. Und ich sollte klagen? Nein, ich will nicht mehr klagen. Ich werde andere Kinder erhalten. Welche Freude!

Segnen Sie, hochwürdigster Herr,

Ihren getrösteten Sohn!

11. Eine Katastrophe.

Um vom Sognefjord zum Nordfjord zu gelangen, konnten wir von dem kleinen Hafen von Vadheim an den Landweg einschlagen. Wir hätten dann Landschaftsbilder von seltener Schönheit bewundern und uns entweder zu Sandene oder zu Utviken mit dem Boote ins Nordfjord begeben können. Aber das würde einerseits viel Zeit gekostet haben und andererseits hatte ich den lebhaften Wunsch, den ziemlich bedeutenden Ort Florö näher anzusehen, der am Eingange in das Nordfjord und an der Wasserstraße von Bergen nach

Trondhjem gelegen ist. Während der Zeit, die das Boot zum Aus- und Einladen der Güter gebrauchte, konnten wir uns leicht von der Bedeutung und der zukünftigen Entwicklung des kleinen Fleckens überzeugen. Er wird bald eine Stadt werden, deren kommerzieller Aufschwung außer Zweifel steht, sowohl wegen der in der Nachbarschaft stattfindenden großen Fischfänge, als auch wegen der Fruchtbarkeit seiner unmittelbaren Umgebung, und namentlich wegen seiner ausgezeichneten Verbindungen zur See nicht nur mit dem großen Nordfjord, sondern auch mit den Küstenhäfen. Dort müßten wir also wenigstens eine Filiale gründen, die entweder von Bergen oder von Alesund aus bedient werden würde. Wir notieren also den Platz für die Gründung einer Pfarre — wenn wir reich sein werden.

Nicht weit von Florö zeigte uns der Kapitän den Schauplatz einer Katastrophe, bei der am 11. Juli 1896 etwa 50 französische Touristen beinahe das Leben eingebüßt hätten. Englische und deutsche Dampfer veranstalten alljährlich im Sommer Ausflüge nach Norwegen zum Nordkap und sogar nach Spitzbergen. In gleicher Absicht war auch ein französisches Schiff, der General Chanzy, in diese Küstengegend gekommen. Am 9. Juli hatten die französischen Touristen im großen Hotel Stalheim, am Ausgange des Nørøbdals, den deutschen Kaiser getroffen. Er hatte sie durch seine Liebenswürdigkeit entzückt und ihnen im Speisesaale sogar den Vortritt eingeräumt, damit sie ihr Boot rechtzeitig wieder erreichen könnten. In der Nacht vom 10. auf den 11. Juli nun, bei der Ausfahrt aus dem Sognefjord ins Nordfjord, wurde der General Chanzy von einem dichten Nebel und Platzregen überrascht. Der Lotse setzte trotzdem die Fahrt mit voller Dampfkraft fort. Aber es sollte ihm schlecht bekommen. Kurz nach Mitternacht rannte das Schiff gegen eine Klippe. Der Anprall war entsetzlich. In einem Augenblicke waren alle Ausflügler aus dem Schlafe geweckt und in höchst notdürftiger Bekleidung auf dem Verdecke versammelt. Weil das Schiff stark auf eine Seite neigte, fürchtete der Kapitän, daß es umschlüge, und gab Befehl, die Boote abzulassen. Die armen Touristen warfen sich hinein, ohne daran zu denken, ihre Toilette zu vervollständigen, und fanden sich nach Verlauf einiger Stunden gesund und wohl zu Florö wieder. Unter ihnen war, so erzählt das Morgenblad, ein junges Ehepaar, das sich auf der Hochzeitsreise befand. Der Schrecken hatte den jungen Ehemann derart betäubt, daß er, aller Rücksichten gegen sein armes Weib uneingedenk und nur auf die Rettung des eigenen

Lebens bedacht, in das erste beste Boot sprang; aber, was das Köstlichste bei der Sache ist, in dem Augenblicke, als er das Boot erreicht hatte, rief er dem Schiffsfriseur zu: „Mein Herr, ich vertraue Ihnen meine Frau an!“ Ein anderer Tourist benahm sich ritterlicher als unser Held; er nahm sich der Dame an, bis sie in Sicherheit war. Trotz des Ernstes der Situation gab der Zwischenfall reichen Stoff zum Lachen.

Auch jetzt wieder zeigte sich der deutsche Kaiser als gentleman. Kaum hatte er von dem Unfalle Nachricht erhalten, da schickte er sofort seinen Aviso Gesion den Schiffbrüchigen zu Hülfe, und dank der Unterstützung des kaiserlichen Dampfers und anderer Schiffe wurde der General Chanzy wieder flott gemacht. Dieses Mißgeschick jedoch verstimmte die Passagiere so sehr, daß die meisten, anstatt das Nordkap zu besuchen, mit der Eisenbahn nach Frankreich zurückkehrten.

12. Die englischen Touristen.

Auch wir hatten Ursache, ungehalten zu sein während unserer Fahrt ins Nordfjord hinein. Wir hatten einen englischen Admiral an Bord, der nichts that als poltern und schimpfen. Die Kabinen waren zu enge und nicht zahlreich genug, der Tisch war nicht reich genug besetzt, alles taugte nichts. Der Kapitän war in Verzweiflung der übrigen Passagiere wegen. „Ach,“ sagte er zu mir, „ich kann aus eigener Initiative nichts thun; denn dieser Herr würde mich bis ans Ende der Welt verfolgen. Aber wenn einer der Passagiere mein Einschreiten verlangte, dann würden wir schon bald Ruhe bekommen, das versichere ich Ihnen.“ Dieser Wink war an kein taubes Ohr gedrungen. Als der Admiral während der Mahlzeit wieder seinen Hagel von Vermünschungen losließ, erhob ich mich und sagte mit lauter Stimme: „Herr Kapitän, ich werde bei der Direktion Beschwerde führen; Sie dürfen solche Scenen nicht dulden.“

„Sie haben recht,“ erwiderte der Kapitän; „wenn dieses Boot, welches für die Bedürfnisse der einheimischen Bevölkerung eingerichtet ist, einem einzelnen Touristen nicht behagt, so werde ich ihm seine drei Schillinge zurückerstatten und ihn an der nächsten Station aussetzen.“

Der Admiral warf mir einen ingrimmigen Blick zu, aber er sagte kein Wort mehr. Seit der Zeit gab es an Bord keinen höflicheren Passagier, selbst gegen mich, als den Admiral. Er war also nicht böseartig, er war nur zu sehr englisch.

Die britischen Touristen geben das Geld in Norwegen mit vollen Händen aus und sind dennoch nicht beliebt. Denn so höflich sie in ihrem eigenen Lande sind, so wenig bemühen sie sich, es im Auslande zu sein, natürlich mit Ausnahmen. Man sollte glauben, die ganze Welt wäre ihr Eigentum. In den Gasthöfen verlangen sie die besten Zimmer, auf den Schiffen und in den Eisenbahnzügen die besten Plätze; überall wollen sie die ersten sein; die übrigen Sterblichen müssen schon froh sein, neben ihnen geduldet zu werden. Man behauptet, daß sie nicht aus Böseartigkeit so handeln, sondern eigentlich nur deshalb, weil sie sich im Auslande fürchten und meinen, auf diese Weise andern Furcht einflößen zu können. Wenn man übrigens das Glück hat, mit einem Engländer aus guter englischer Gesellschaft zu reisen, dann tritt das Gegentheil ein; er entzückt durch seine tadellosen Manieren und seine liebenswürdige Bescheidenheit. Indes die Mehrzahl der englischen Touristen rekrutiert sich aus Hotelfellnern, Kutschern und ähnlichen Ständen. Diese Leute sind imstande, 10 Jahre lang zu sparen, um sich einmal den Luxus einer langen Tour im Auslande gönnen zu können und sich dort als Lords aufzuspielen. Solche Menschen sind es, welche ihre Landsleute in Verruf bringen. Ganz anders ist es mit den reichen Engländern, die für ganz tolle Summen in Norwegen Jagden und Fischereien anpachten. Diese lernen die Landessprache, verkehren mit dem Volke und thun Gutes in ihrem Kreise. Sie sind darum auch beliebt und geachtet.

13. Die französischen Touristen.

Die französischen Touristen haben auch zwei Fehler an sich. Zunächst kommen sie viel zu selten nach Norwegen, wo sie wegen ihrer heiteren Laune und ihres stillen, leutseligen Wesens geschätzt sind. Oder, wenn sie dahin kommen, dann haben sie keine ausreichenden Studien gemacht über das Land, sein Klima, seine Geographie, seine Bräuche;

auch kennen sie keine der hier allgemein verstandenen Sprachen, das Norwegische, das Englische und das Deutsche. Infolge dessen versteht man sich gegenseitig nicht, und darum wird man oft schlecht bedient. Man macht sich vollends lächerlich, wenn man, nach Hause zurückgekehrt, sich hinsetzt und mit abgeschmackten Bemerkungen gespickte Reiseberichte in Tagesblättern und Zeitschriften veröffentlicht, deren Lektüre die Heiterkeit der Norweger wachruft während ihrer langen Winter. Denn man muß wohl beachten, daß keine Zeile über Norwegen geschrieben wird, die nicht in unsern Zeitungen abgedruckt würde — sogar meine bescheidenen „Ausflüge“.

Hier ein Beispiel. In Norwegen müssen die Gemeinden selbst ihre großen Verkehrswege unterhalten. Zu dem Zwecke wird jedem Grundstücke eine seiner Ausdehnung entsprechende Strecke zugewiesen. Diese Teilstrecken sind begrenzt durch hölzerne Pfähle, auf denen die Nummern des Bezirks (rode) und des Eigentums, sowie die Länge der Strecken verzeichnet sind. Nun lese ich in einem Reiseberichte, daß die Norweger ihre Toten begraben wie die alten Römer, nämlich längs der Landstraßen, und daß fast alle Familien Rode heißen. Der Berichtersteller hatte die Pfähle für Grabdenkmäler angesehen.

Noch ein Beispiel. Im Jahre 1895 machte ich mit zwei Freunden eine Reise in das schöne Balbers-Thal. Da hatten wir nun an jeder Haltestelle das Vergnügen, in dem Beschwerdebuche einen Erguß folgenden Wortlautes zu lesen: „Welch ein entsetzliches Land! Welche Kälte mitten im Sommer!“ Oder so: „Stupides Volk! Es ist unmöglich, sich verständlich zu machen. Die Regierung sollte von jedem Haltestelleninhaber und jedem Kutscher die Kenntnis der französischen Sprache fordern.“ Oder wiederum: „Ich bin mit meiner Geduld am Ende. O, du lieber Boulevard des Capucines, wo bist du?“ u. s. w. Zum Glück folgte diesem wackeren Pariser ein anderer Pariser auf den Fersen — und zwar ein wirklicher Tourist. Er konnte es nicht unterlassen, der Klage seines Landmannes seine eigenen Gedanken hinzuzufügen: „Warum sind Sie nicht auf dem Boulevard des Capucines geblieben? Oder glauben Sie denn, daß die Norweger Ihnen zuliebe ihr Land heißen sollen, wie man in Paris die Opéra-Comique heißt?“ Diese Gegenbemerkungen haben uns köstlich amüsiert. Jedesmal, wenn wir an eine Haltestelle kamen, stürzte sich einer meiner Begleiter flugs auf das berüchtigte Buch und ergöhte uns durch die Verlesung seines Inhaltes.

14. Im Nordfjord.

Wir haben schon längst die mächtigen Granitthore des Nordfjords passiert, wo unser Boot einer Nußschale ähnlich verschwindet am Fuße dieser schaurig-schönen Mauern, welche, auf allen Seiten aus dem Schoße des Wassers emporsteigend, bis zum Himmel hinanragen und in ihren Wasserfällen die Fluten der Wolken über uns ausgießen zu wollen scheinen. Aber der Leser darf von mir keine, auch nur oberflächliche Schilderung dieses Fjordes erwarten. Man nehme alles zusammen, was das Sognefjord an Wildheit, das Hardangerfjord an Lieblichkeit besitzt: in Schnee und Eis eingehüllte Berggipfel, sanft wiegende Wellen unter dem Riele, schäumende und leuchtende Wogen, deren Wiedererschein die Wände der riesigen Spalte marmoriert, durch welche wir in zahllosen Windungen hindurch fahren; man nehme dazu blumige Däsen mit ihren Gehöften, Gefilden und Matten; man belebe diese Schrecken und diese Reize mit den so männlichen und so anmutenden Gestalten der Bewohner dieser Gegenden: dann hat man das Nordfjord.

Wann wird es uns vergönt sein, diese Christen in diesem Tempel des Allerhöchsten das Credo singen zu lassen, welches Sanct Olaf hier gelehrt und für welches die hl. Sunniva mit ihren Jungfrauen gestorben ist, dort zu unserer Seite auf der Insel Selje?

Wann werden diese teuren von uns getrennten Brüder mit uns singen: Credo in unam sanctam catholicam et apostolicam ecclesiam? Zur Ausübung der Seelsorge in diesem einen Fjord müßten wir wenigstens 3 Stationen haben. Wir haben die Mittelpunkte gefunden, in denen man Kirche und Priester unterbringen könnte. Während wir um Mitternacht dem unaussprechlichen Lobgesange der Wasserfälle des düstern A l s o t t j o r d s lauschten, haben wir unsere Pläne entworfen. Aber es sind wiederum bloße Pläne.

Ich schreibe diese Zeilen am hl. Karfreitage. Heute morgen haben Hunderte und Hunderte von Protestanten stundenlang meine bescheidene Kathedrale gefüllt, um mit unsern Gläubigen den rührenden Ceremonien dieses hl. Tages beizuwohnen. Als unsere Katholiken niederfielen, um die durchbohrten Füße dessen zu küssen, der sein Blut für uns vergossen, da knieten die Protestanten — ihre thränenfeuchten

Augen verrieten es — im Geiste mit ihnen nieder, denn sie lieben Jesus. Und ich habe bei ihrem Anblicke gebetet: „O Herr, habe Erbarmen mit diesen christlichen Seelen, auch mit denen, die in den entlegenen Thälern und Fjorden wohnen und nicht wissen, daß Deine Braut, der Du Dein kostbares Erlösungsblut anvertraut hast, noch lebt. Habe Erbarmen mit ihnen, gieb ihnen die Mutter wieder, die Du uns am Kreuze gegeben hast, und die man ihnen entrißen hat; gieb ihnen die Apostel wieder, welche sie lieben und sie lehren, Dich zu lieben und zu verehren, wie Du geliebt und verehrt sein willst!“

Man muß ein Missionar in protestantischem Lande sein, um ganz den tiefen Sinn der Worte zu fassen, die heute gesungen werden: „Oremus et pro haereticis! Laßt uns auch beten für die Häretiker und Schismatiker, damit unser Gott und Herr sie erlöse aus ihren Irrtümern und sie gnädig zurückführe zu unserer hl. Mutter, der katholischen und apostolischen Kirche!

Allmächtiger, ewiger Gott, der Du alle Menschen erlöset hast und niemand verloren gehen lassen willst, siehe gnädig an diese durch teuflische List verführten Seelen, damit sie allen Irrtum ablegen, zur Erkenntnis ihrer Schuld gelangen und zur Einheit der Wahrheit zurückkehren!“

15. Luftbrücken und Luftwege.

Wenn der Leser einmal eine schöne Tour in Norwegen machen will, dann gehe er wie wir bis zum Ausgange des Nordfjords, nach Bisnes. Dort lege er sich im Centralhotel fest und besuche von diesem Hauptquartier aus allmählich nacheinander die Seen Olden, Lön und Stryn, die umrahmt sind von Bergspitzen, glänzend wie Silber, von Wasserfällen, strahlend wie Email, und von Gletschern funkelnd wie Diamant. Wenn die Ekstase ihn nicht dieser Welt entrückt, dann wird sein Herz für Norwegen gewonnen sein; er wird sich von seinen Reizen nicht mehr losreißen können.

Wir unsererseits mußten uns mit dem Stryn begnügen, durch den unser Weg zu dem weiten Labyrinth der Fjorde führte, die bei

Malejund münden. Nachdem wir im Centralhotel unser Mittagsmahl eingenommen, nahmen die anmutigen Karriolen des Hauses Cook uns auf und fuhren uns eine ganze Stunde den Strynselv entlang. Unterwegs hatten wir Gelegenheit, eine Brücke von der denkbar höchsten Einfachheit zu sehen. Ein dicker Eisendraht war von einem Ufer bis zum andern über den Fluß gespannt. An demselben war an einer Rollscheibe eine Art Lehnstuhl aufgehängt, und ein dünnerer Eisendraht ging von beiden Seiten bis ans Ufer, wo er befestigt war. Das war die ganze Brücke. Wollen Sie nun einen Umweg von einer Stunde vermeiden? Gut, setzen Sie sich in den Lehnstuhl, ziehen Sie an dem Ende des Drahtes, der auf der andern Seite befestigt ist, und Sie werden in drei Minuten am Ziele sein. Aber der Schwindel? So etwas kennt man in Norwegen nicht.

Ziehen Sie etwa eine Lusteisenbahn vor? Können Sie auch haben. Sie sehen da oben, ein wenig über den Wolken, eine Hütte, wo man im Sommer die Kühe weidet und dazu einen kleinen Vorrat an Heu erntet für den Winter. Vorzüglich! Aber wie bringt man, ohne endlose Umwege zu machen, die Milch, die Butter, den Käse, das Heu, deren man auf der unten im Thale belegenen Farm bedarf, hinab, und umgekehrt, wie bringt man die Lebensmittel hinauf? Man befestigt hoch oben einen dicken Eisendraht. Der Draht kehrt sich an die Schluchten und Sturzbäche in der Tiefe nicht; er wird unten an einer andern Endstation befestigt. Hier rollt sich ebenfalls ein zweiter dünnerer Draht oben und unten um eine Trommel, welche mittelst einer Kurbel nach Belieben in Thätigkeit gesetzt wird. Auf dem Kabel (dicken Draht) circuliert eine Rollscheibe. An diese Rollscheibe hängt man alles, was man befördern will. Durch einen Pfiff giebt man der Person, die am andern Ende sich befindet, Nachricht, und sieht nun beim Drehen der Kurbel die Last augenblicklich wie durch einen Zauber auf oder ab steigen. Wenn man oben ist, muß man sich wohl hüten, nicht gleichzeitig mit der Last, die man befördern will, selbst hinunter zu kommen, wie es kürzlich einem jungen Manne aus dem engen Osejjord, einem Zweige des Hardangerfjords, erging. Der Beförderungsdraht überspannte das Fjord in seiner ganzen Breite. Als der Absender nun ein Bündel Heu daran befestigte, glitt er aus, und wie ein Blitz fuhr er hinab aus schwindelnder Höhe. Er hielt fest; aber der Eisendraht zerschnitt ihm die Finger, und so stürzte er ins Fjord. Glücklicherweise hatten Zuschauer den Unfall bemerkt, und eine Barke fischte rechtzeitig den Helden des

Abenteurers auf. Trotz der Gefahr, die damit verbunden ist, bedient man sich oft genug dieser loiparstrenge, um aus den Hütten hinabzusteigen. Nerven haben sie nämlich nicht, die Norweger. Das erfahren wir in unsern Hospitälern. Selbst Kinder halten dort die schmerzhaftesten Operationen aus, ohne einen Seufzer auszustößen. Neulich wollte ein Knabe über eine Hecke steigen und stieß sich dabei einen Pfahl in den Leib. Weil er ihn nicht herausziehen konnte, begnügte er sich damit, das Ende, welches aus der Wunde hervorstand, abzubrechen, und schleppte sich dann nach Hause. „Mutter,“ sagte er, „ich bin unwohl, ich habe Leibweh.“ Stellen Sie sich den Schrecken der armen Frau vor, als sie die Ursache dieses Unwohlseins entdeckte. Man spricht viel von dem Heroismus der Norweger. Und wirklich, die Kaltblütigkeit, mit der sie sich mitten in der Gefahr benehmen, ist ganz unerhört. Einer ihrer großen Dichter, Jonas Lie, behauptet nun, dieser Heroismus sei einzig dem Mangel an Nerven bei ihnen zuzuschreiben; erst am Tage nach der Gefahr fingen sie zu zittern an. Ich für meine Person wage nicht so weit zu gehen; denn ohne Nerven kein Herz, und an Herzlichkeit stehen die Norweger keinem Volke nach.

16. Mitten im Eise.

Ein kleiner Dampfer nahm uns auf zur Überfahrt über den Stryn. Wir bekamen sofort den Eindruck, daß der Kapitän die Ehre zu würdigen wußte, Leute wie wir an Bord zu haben. Denn das Schiff war kaum abgefahren, da begann er offen auf dem Verdeck nach allerneuestem Muster Toilette zu machen, sich zu waschen, zu kämmen u. s. w. Aber plötzlich ertönt ein Schrei: „Mein Regenschirm! Mein Regenschirm!“ Das war wichtig. Sofort unterbricht der Kapitän seine hochinteressante Beschäftigung. Wir wenden und kehren zurück, um den kostbaren Artikel zu suchen, den eine einfältige Frau vergessen hatte. Damit vergeht eine halbe Stunde.

Und nun der See! Denken Sie sich ein sehr tiefes Loch, füllen Sie es mit klarem Wasser, umgeben Sie es mit Granitwänden, welche steil emporsteigen und nur hier und da durch Spalten zerrissen sind, wodurch die Sonne dann und wann einen flüchtigen Blick werfen



Die Salbrön-Brücke.

fann; krönen Sie die Gipfel der Wände mit Schnee und Eis; streichen Sie dieselben zebraähnlich an mit Wasserfällen, jowiele sie wollen; spannen Sie darüber ein Stückchen hellklaren Himmels aus — dann haben Sie alles. Einzelne an die Wände sich anklammernde Bauernhäuser indes sagen uns, daß wir kein „Stilleben“ vor uns haben. Vergessen Sie übrigens nicht, daß das bescheidene Loch 16 Kilometer lang ist.

Nach einer Fahrt von zwei und einer halben Stunde stößt unser Dampfer einen gellenden Schrei aus, der ein hundertfaches Echo findet. Wir sind am Ende des Sees angelangt, beim Hotel Hjelle, am Eingange des Bidedals, in welches wir uns jetzt hinein begeben. Man benachrichtigt uns, daß im Hotel das Mittagmahl auf uns wartet. Aber der Herr Pfarrer von Bergen seinerseits erklärt, er sei es leid, das „Diner“, mit dem die sorgsamen Schwestern ihn für den Notfall versehen hatten, noch weiter in seinem Felleisen mitzuschleppen. Warum hat er das nicht schon früher gesagt? Indes um diesem Mahle Ehre anzuthun, müssen wir einen geräumigen Speisesaal mit freierer und weiterer Aussicht haben. Also vorwärts! Wir steigen 6 bis 7 Kilometer einen noch sanfteren, fruchtbaren und bewaldeten Abhang hinauf. Von Zeit zu Zeit schauen wir zurück, um die Spitzen des Tindesjelds und des Bråkkejelds zu betrachten, an deren Fuße wir vorbei gekommen sind, dann den gewaltigen Fosnäsbrå. Bald jedoch haben wir keine Zeit mehr, rückwärts zu schauen. Nahe bei dem kleinen Hotel Skaare erhebt sich vor uns der majestätische Maspelijeld, um dessen Fuß wir uns herumwinden müssen, bis wir die erste der drei Terrassen des Bidedals erreicht haben. Da, zur Rechten liegt der wilde Nufen, dessen Silberstirn mehr als 1000 Meter emporragt. Gletscher hängen an ihm herab, schäumende Wasserfälle stürzen in die Tiefe; unten im Grunde macht der Bidedalselv unglaubliche Sprünge. Wir verfolgen eine Zeit lang den Lauf des Skjarringsdalselvs in einer Schlucht, so enge und so tief, daß man den unten brüllenden Strom nicht mehr unterscheiden kann.

In dem Augenblicke, als wir auf der über den Abgrund gespannten Jalbrön-Brücke den Fluß passiert hatten, sprang der Pfarrer von Bergen von seiner Karriole, stellte sich vor uns und gebot uns ein kategorisches „Halt“! „Entweder nehmen wir hier unser Mittagessen ein, oder ich sterbe vor Hunger in diesem Paradiese von Schnee und Eis.“

Wir erspähten einen schönen, breiten Stein, auf dem er mit der Gewandtheit eines erfahrenen Hotelkellners seinen Vorrat an köstlichen Leckerbissen ausbreitete auf einem Tischtuche, weißer als der Schnee der Berge, während sein Confrater dicke Steinblöcke herbeiwälzte, die uns als Stühle dienen sollten. Lufullus hat nie herrlicher gespeist, als wir. Während der Mund sich labte an den schmackhaften Küchen-erzeugnissen der Schwester Scholastika — „metische“ nannte sie dieselben — konnte das Auge sich nicht satt sehen an den Schönheiten der Landschaft, und das Ohr lauschte entzückt dem Konzerte der Katarakte. Einen dunklen Punkt nur zeigte das Gemälde; nämlich der junge Pfarrer von Sankt Halvard war gar zu rührig. Da er hart am Rande des Abgrundes saß, erwarteten wir jeden Augenblick, ihn mitsamt seinem Stuhle in der Tiefe verschwinden zu sehen.

Wir hatten endlich abg gespeist; es waren noch Lebensmittel genug für eine zweite Mahlzeit vorhanden. Um den Speisesaal wieder in Ordnung zu bringen, rollten meine Begleiter Tisch und Stühle in den Abgrund. Dann brachen wir zu Fuße auf, um bei der großen Hitze die Pferde zu schonen. Nach einer Stunde erreichten wir die zweite Terrasse, und während wir auf die Pferde warteten, ließen wir uns in einer einsamen Hütte, die als Haltestelle diente, eine Tasse Kaffee geben. Dann versuchten wir, diesmal im Wagen, die dritte Terrasse zu ersteigen. Aber ach! es dauerte nicht lange, da versperzte der Schnee uns den Weg. Welche Überraschung! Schnee mitten im Juli! „Hat nichts zu bedeuten,“ sagte der Kutscher. Nichts zu bedeuten?! Wir mußten aussteigen und 8 Kilometer zu Fuß traben. Manchmal sanken wir bis an die Knöchel in den Schnee. Dazu hatte sich der Himmel überzogen und die zahllosen Gletscher, die wir mit der Hand hätten berühren können, im Verein mit dem zugefrorenen Längewand, strömten eine solche Kälte aus, daß wir schmerzlich bedauerten, unsere Winterkleider nicht mitgenommen zu haben. Und ein Unglück bleibt nicht allein; denn plötzlich blieb meine Schuhsohle im Boden stecken. Schlimm genug; es mußte ohne Sohle weitergehen. Der Kutscher hatte Mitleid mit mir. Als wir den Höhepunkt der Straße erreicht hatten (1330 Meter), sahen wir nichts mehr als Schneefelder und Gletscher, Gletscher und Schneefelder. „Nur Mut!“ sagte jetzt der Kutscher, „wir sind nahe bei der Schutzhütte von Vatsvend, da werden Sie sich wärmen“. Um zu beweisen, daß er recht hätte, zeigte er uns am Wege eine sehr große, halboffene Kiste, voll von Flaschen mit Cognac, Wein und sogar

Champagner. Der Eigentümer der Hütte hatte dieselben dort liegen lassen müssen, weil die übrigens ganz neue und bewunderungswürdig angelegte Straße noch nicht fahrbar war. Die Vorräte waren ganz sicher dort; denn in Norwegen stehen die Landleute nicht. In den Städten ist es freilich anders. Endlich war die Hütte erreicht. Das Innere bildete einen geräumigen Saal. Die eine Hälfte desselben war in eine große Zahl von Verschlägen mit übereinander stehenden Betten eingeteilt. Der Saal war gut geheizt; der Kaffeekessel kochte auf dem Herde. Wenn Sie wüßten, welche wunderbare Wirkung der Mokka duft ausübt auf einen vor Kälte starren Reisenden! Also rasch die Strümpfe gewechselt, und dann schlürfen wir den köstlichen Labetrant und lassen die großen aufgetragenen Butterbröte hurtig verschwinden. Gepriesen sei der Herr, der den Kaffee und die Butterbröte erschaffen hat!

17. Amerikanische Begleiterinnen.

Seit längerer Zeit schon hatten wir hinter uns drei Frauen bemerkt, die neben ihrem Wagen im Schnee herumplatschten. Als sie uns in das Refugium eintreten sahen, folgten sie uns dahin. Es waren drei Amerikanerinnen, welche eine Tour durch Norwegen unternommen hatten und in diese Eiszüste geraten waren, ohne zu wissen, wohin sie kämen. Da sie kein Wort Norwegisch verstanden, so mußte ich das bißchen, was ich vom Englischen behalten hatte, zusammenraffen, um als ihr Dolmetsch zu fungieren und ihnen das Nötige zu verschaffen.

Es fing an, dunkel zu werden. Wir hatten die Südseite des Abhanges erreicht; dort war die Straße frei und unsere Pferde trabten munter voran mit ihren interessanten Lasten, drei Damen aus der Neuen Welt und drei Missionaren. Aber welche Kälte! Alle Seen zu unserer Rechten, die, um uns zu entzücken, die Berggipfel und die Gletscher in ihrem Wasser wieder spiegeln, vermochten nicht ferner unsere Aufmerksamkeit zu fesseln. Wir zitterten, daß uns die Zähne im Munde klapperten. Zwei lange Stunden waren verflossen, verflossen in einer Wüste, die man unmöglich beschreiben kann, wo keine Spur menschlicher Thätigkeit anzutreffen ist, als eine herrliche, neun

Monate des Jahres hindurch unbrauchbare Straße. Nein, hier dürfen wir keine Stationen gründen. Wir sind ein wenig jenseits des Punktes angekommen, wo unsere Straße mit der aus dem Geirangerfjord kommenden sich vereint und über Berg und Thal sich in der Richtung auf das große Gudbrandsdal und Christiania fortsetzt. Dort, zu Grotlid, beinahe 900 Meter über dem Meerespiegel, hat der Staat eine fjeldstue errichtet, eine Art Hotel, damit die Reisenden in dieser entsetzlichen Einsamkeit nicht umkommen. Die Preise sind lächerlich gering. Man nahm uns wie alte Freunde auf. Unser wackerer Pfarrer von Bergen hatte richtig sich eine ernstliche Erkältung zugezogen und sich zeitig zur Ruhe begeben, während wir gegen Mitternacht uns durch ein ordentliches Abendessen stärken konnten. Dank der sorgfältigen Pflege, die ihm zuteil wurde, war unser Confrater am folgenden Morgen vollständig wieder hergestellt und ließ sich's beim Frühstück außerordentlich gut schmecken. Die Amerikanerinnen folgten seinem Beispiele. Die guten Wirtsleute boten alles auf, dieselben zu befriedigen, aber vergeblich. Unaufhörlich und unbarmherzig quälten sie die Hausfrau um Dinge, welche sie unmöglich beschaffen konnte. Die Frau verstand nicht einmal, was sie wollten, und stellte sich schließlich unter unsern Schutz. Sie bat mich, ihr Anwalt zu sein. Ich nahm an und entdeckte bei dieser Gelegenheit, daß, wenn man ärgerlich ist, man selbst auf Englisch beredt sein kann. Meine Verteidigungsrede war folgendermaßen eingeteilt:

1. Punkt. Wenn man reist, nur um gut zu essen und zu trinken, dann muß man nach Paris gehen, nicht aber sich zwischen unsern Gletschern verirren.

2. Punkt. Da wir, die Hauptpersonen, dieses Frühstück ausgezeichnet finden, so haben diese Damen nicht das Recht, abweichender Meinung zu sein.

3. Der norwegische Staat, d. h. wir Steuerzahler bezahlen zwei Drittel des Preises ihres Frühstücks.

Schluß. Aus diesen Gründen sollen sie unsere guten Landsleute in Ruhe lassen.

Der Erfolg war ein durchschlagender. Es sei ja ein bloßes Mißverständnis. Ganz im Gegenteile, das Rindsfleisch sei ausgezeichnet, der Eierkuchen köstlich, die Forellen saftig, der Thee vorzüglich. Indes, als wir uns wieder auf den Weg gemacht hatten in der Richtung auf Marok im Geirangerfjord, mußten wir zu unserm Schmerze die Wahrnehmung machen, daß diese Damen fort-



Unser Schützling zu Grottlid, eine Tochter des Hallingdals.

während 2 Kilometer hinter uns zurückblieben. Ich mußte also bei der Verhandlung doch wohl einen wenn auch noch so kleinen Fehler gemacht haben.

Der Schnee verspernte jetzt die Straße nicht mehr, und da dieselbe sanft anstieg, so trugen die Pferde uns munter und lustig den von den Bergen Breidalsegg und Batsvendegg eingefassten Breidalsvand entlang, dann am Ufer des Lägervands und des Langvands vorbei zwischen den Bergen Stavbrækker und Djupvasegg, deren Gipfel bis zu 1600 Meter hoch emporsteigen und im Schneeschnucke funkeln. Kurz nach Mittag waren wir am Ufer des Djupvands angelangt, der beinahe tausend Meter hoch liegt, und dessen Wasser, blau wie der Himmel Italiens, soeben erst seinen Eispanzer gesprengt hatte. Vor den imposanten Felswänden des Grasdalseggs und des Skjæringsdalsbrås, hart am Ufer des Sees, zeigt eine Säule an, daß wir den Höhepunkt der Straße erreicht haben, und gleichzeitig erinnert sich der Pfarrer von Bergen, daß wir noch die Hälfte des „hermetischen“ Mahles übrig haben. In fünf Minuten ist der Tisch gedeckt. „Hochwürdigster Herr, greifen Sie zu!“ Ich brauche wohl nicht hinzuzufügen, daß auch jetzt die Speisen der Schwestern uns köstlich mundeten. Aber auf einmal wurde die Situation verwickelt. Wir hatten nicht mehr an die Amerikanerinnen gedacht, die uns fortwährend von weitem gefolgt waren. Unsere Rast zwang sie, an uns vorbeizufahren. Sie zögerten einen Augenblick. Aber rasch war ihr Entschluß gefaßt. Mit einem kräftigen Peitschenhiebe trieben sie ihre Pferde vorwärts, und wie der Blitz fuhren die Wagen mitten durch das feindliche Lager, ohne uns auch nur Zeit zu lassen, aufzustehen und zu grüßen. Der Zusammenstoß war glücklich vermieden, aber gleichzeitig erwachte der kriegerische Sinn meiner beiden Begleiter. Der Pfarrer von Sankt Halvard hatte auf einem Pfahle gelesen, daß wir gerade auf der Grenze zweier Stifter gespeist hatten, welche durch einen äußerst unglücklichen Zufall mit der Grenze der Pfarre von Bergen zusammenfällt. Kaum hatte er die Thatsache festgestellt, als er einen Schritt in das Stift Romsdal hineinthat und erklärte, er unterläge nicht ferner der Jurisdiktion seines älteren Confraters und wäre frei von jeder Botmäßigkeit. Es erfolgte eine Kriegserklärung, und da der Schnee zur Verfügung der feindlichen Parteien stand, so entwickelte sich ein regelrechtes Bombardement. Während die Geschosse hin und her flogen, schloß ich als Mann des Friedens die Geschirre zusammen.

Dann flüsterte ich den Kutschern ein paar Worte ins Ohr. In einer Sekunde hatten wir unsern Wagen bestiegen und in gestrecktem Galopp stürzten die Pferde davon. „Auf Wiedersehen, meine Herren!“ rief ich meinen Confratres nach; „ich werde im Refugium den Kaffee bestellen.“ Fünf Kilometer weit von dem Kampfplatze erreichte ich das Ende des Sees, wo die Schutzhütte Djupvashytten den Geschäftsreisenden und den Touristen des Geirangerfjords zur Verfügung steht. Ich trat ein und was sah ich? Unsere drei unvermeidlichen Amerikanerinnen. Sie saßen beim Mahle; aber ein glänzendes Mahl war es, mit Champagner sogar. Dieser Schmaus übte einen heilsamen Einfluß aus auf ihre Moral und setzte den alten Sauerteig des Hasses aus ihren Herzen weg. Sie grüßten mich anmutig und fragten, was aus meinen Begleitern geworden sei. Ich belehrte sie, daß sie bei so herrlichem Wetter eine Fußtour vorgezogen hätten. Die Unterhaltung setzte sich in freundlichem Tone fort. Die Versöhnung war eine vollständige.

Eine Stunde später trafen meine Gefährten ein, ganz außer Atem. Um der Damen willen behielten sie ihre Vorwürfe und den Bericht über ihre Heldenthaten für sich. Aber an der Weise, in welcher sie ihren siedenden Kaffee verschluckten, erkannte ich ihre erregten Gefühle. Für dieses Mal war die Gesellschaft der Damen gar nicht unangenehm. Übrigens war dieses unser letztes Zusammentreffen. Sie reisten vor uns ab, und wir sahen sie nicht wieder.

18. Riesentöpfe.

Kurz nachdem wir die Schutzhütte verlassen hatten, entdeckten wir da, wo die Straße gegen das Geirangerfjord abzufallen beginnt, am Wege eine ganze Gruppe von Riesentöpfen. Wir haben schon gesehen, daß in der vorgeschichtlichen Zeit ganz Norwegen mit Eis bedeckt war, welches an Dicke oft die höchsten Berge übertraf. Als diese Eismassen im Laufe der Jahrhunderte allmählich schmolzen, bildeten sie zahlreiche Wasserfälle, welche die Felsen, worauf sie hinabstürzten, abrieben und aushöhlten. Zuweilen fanden sie in der Felsmasse einen Block, der härter war als das übrige Gestein,



Teil des Geirangerfjords.

zu schwer um weggeschwemmt, aber leicht genug, um bei der Bewegung des Wassers hin und her geschoben zu werden. Durch sein ununterbrochenes Rütteln rieb dieser Block nach und nach die weichere Partie des Felsens, auf dem er lag, ab und höhlt ein in der Regel kreisförmiges Loch darin aus. In diesem Loch führte er dann, von den herabstürzenden Massen des Wasserfalls bearbeitet, einen fortwährenden Tanz auf, der erst dann ein Ende nahm, wenn entweder der Stein zuletzt ganz verbraucht war oder wenn der Wasserfall versiegte. Diese Gruben, welche oft eine gewaltige Tiefe erreichen, nennt man Riesentöpfe. Es giebt deren viele in Norwegen, in Deutschland, selbst in Frankreich.

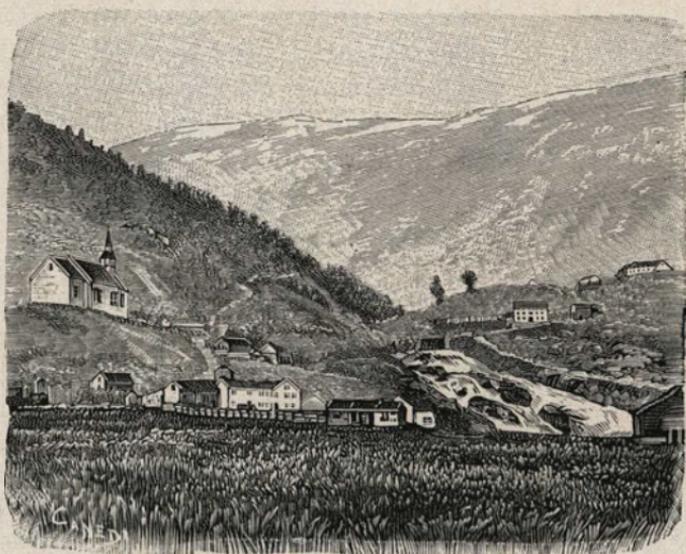
So lautete die Erklärung des Herrn Pfarrers von Bergen, der auf diesem speziellen Gebiete eine unbestrittene Autorität ist. Ich für meine Person freute mich darüber, ihm andächtig zuhören zu können und dadurch mein Ausreißen vergessen zu machen. Aber lassen wir die Riesentöpfe; es giebt ganz andere Dinge zu sehen.

19. Im Geirangerfjord.

Ich glaube nicht, daß es in Europa ein großartigeres Panorama giebt als dasjenige, welches sich plötzlich vor unsern Blicken entrollte. Riefige Berge, im Silberglanze von Schnee und Eis strahlend, erheben sich vor uns rechts und links, soweit das Auge reicht. Wir versuchen, unter denselben das Flydalshorn, das Vindaashorn, das Saathorn, den Grindalsnibba, das Laushorn und das Blaahorn herauszufinden. Oben zwischen den Bergen funkeln die Gletscher, unten suchen lachende, grüne Thäler Schutz. Die Wasserfälle, große wie kleine, sind einfach unzählbar.

Und unsere Straße? Man behauptet, sie habe in ganz Europa nicht ihresgleichen. Schauen Sie da unten, ganz in der Tiefe, fast tausend Meter unter uns, dort, wo die beiden Reihen der Berge zusammenlaufen, Berge mit Wänden, so scharf wie Rasiermesser, marmorartig mit Katarakten bemalt; sehen Sie da nicht diesen kleinen Spiegel, der alle diese Herrlichkeiten zurückstrahlt? Es ist das Ende des

Geirangerfjords, es ist das Meer, welches dieses Meer von himmelanstrebenden Bergen gebrochen, in Inseln und Halbinseln verwandelt hat und dann hier zur Ruhe gekommen ist. Wir hätten in gerader Linie sechs Kilometer zu machen gehabt; die Straße braucht fünfzehn dazu. Sie beschreibt, von Terrasse zu Terrasse herabsteigend, zahllose Umwege, klammert sich an Felswände, die man für unzugänglich halten sollte, kriecht am Rande von Abgründen vorüber, deren Tiefe man kaum erspähen kann, überschreitet Schluchten und Wasserfälle, durchkreuzt ihre Windungen an verschiedenen Abfällen und macht Zickzackbewegungen, bei denen einem vor Angst die Haare zu Berge



Sellesylt.

stehen. Wir steigen im Trabe hinab. Denn wenn die Norweger wenig Nerven haben, ihre Pferde haben gar keine. Kein Abgrund, keine schwindelnde Brücke, keine Kurve, kein Wasserfall ficht sie an; man muß sie nur traben lassen. Wir aber, als wir zu Marok am Ufer des Geirangerfjords ankamen, waren ganz betäubt von dem, was wir gesehen hatten und von dem nie endenden Lärm der Katarakte. Als spät in der Nacht in dem ausgezeichneten Hotel Union Morpheus uns in seine Arme nahm, da mischte sich das Orchester der Wasserfälle in unsere Träume.

Dort müssen wir offenbar später an den belebtesten Punkten mehrere Stationen errichten, und zu Alesund müssen wir eine Pfarrei gründen. Alesund nämlich ist die Hauptstadt aller dieser Fjorde und das direkte Ziel unserer Reise.

Nach dem Frühstücke bestiegen wir ein kleines Boot, welches uns bis Hellelylt bringen sollte im Hintergrunde des Sundelfjords, von dem das Geirangerfjord ein Zweig ist. Das Sundelfjord selbst ist ein Seitenfjord des großen Norddalsfjords, auf welche das Slyngefjord, das Nordfjord und das Storfjord der Reihe nach folgen. Letzteres mündet unmittelbar ins Weltmeer.



Das Norangsfjord.

Wir verfolgten also das schmale Geirangerfjord in seiner ganzen Länge. Ab und zu fällt uns ein kleiner Wasserfall als feiner Regen auf den Kopf. Der freundliche Kapitän machte uns auf die interessanten Punkte aufmerksam.

„Sehen Sie einmal diesen schönen Bauernhof, der da oben beinahe fünfhundert Meter hoch aufgehängt ist! Es ist der Hof Skaggeslaa. Sie würden nimmer glauben, daß zwischen diesen beiden Wänden, von denen die eine bis an den Himmel ragt, während die andere geradeswegs ins Meer hinabtaucht, eine Terrasse

mit Felbern und Wiesen sich befindet. Kein Fußsteig führt dahin. Bis vor einigen Jahren noch konnte man nur mittelst einer Leiter hinauf gelangen. Wenn der Eigentümer sie zurückzog, konnte weder Gendarm noch Gerichtsvollzieher ihm beikommen; und da er in seinem kleinen Königreiche alles besaß, was zum Leben notwendig ist, hatte er keine Blockade zu fürchten. Wollte man etwas Schweres hinaufschaffen, so geschah es mittelst eines dicken Eisendrahtes, der fünfhundert Meter lang und an ein Rad befestigt war, welches den Transport besorgte. In jüngster Zeit hat die Regierung den Besitzer gezwungen, eine Art Treppe anzubringen; aber niemand würde sich da hinaufwagen. Kürzlich hat eine „spleenige“ junge Engländerin das Abenteuer versucht. Sie erreichte auch wirklich den Hof. Als es sich aber um den Abstieg handelte, da entfiel ihr der Mut. Was war nun zu thun? Der Bauer schlug vor, sie an den Eisendraht zu hängen und so hinunterzulassen. Sie weigerte sich entschieden. „Gut denn,“ sagte er; „setz dich in diese Kiste, und ich werde dich hinunter tragen; aber sobald du dich rührst, werde ich dich loslassen und du wirst den Londoner Rebel nie wiedersehen.“ Eine gebieterische Handbewegung des Biedermanns begleitete seine Rede. Miss Smith ließ sich also in einen Koffer einschließen. Der kräftige Landmann nahm die kostbare Last auf die Schultern, und ohne eine Miene zu verziehen, trug er sie hinab in ihr Boot. Das Fräulein wird sicher keinen zweiten Besuch bei ihm machen.

Wir kamen gerade rechtzeitig zum Mittagessen in Hellest an, einem kleinen Touristenneste in prächtiger Lage. Dort mündet eine zweite von Falejde am Nordfjord kommende Straße; auch geht von da der Weg aus, der uns durch das berühmte Norangsdal nach Die führen wird. Was dieses Thal an wilder Schönheit darbietet: die schroff abfallenden Flanken und weißen Gipfel des Tryggestadnakkens, des Stavens, des Rjeipens, der Smorsfredtinder, des Middagshorns, des Klokseggens, diesen Bergstrom, der bald in unterirdischen Schächten verschwindet, bald wütend in die Tiefe eines Sees hinabstürzt, die riesigen Haufen von Felsblöcken, die von den Flanken der Berge herabgefallen sind, die elenden, halb in den Felsen eingehauenen Hütten, die den Hirten als Schutz gegen Lawinen und Bergstürze dienen: alles das zu beschreiben, ist unmöglich. Man kann es schauen, bewundern, malen, aber nicht beschreiben. Als wir es sahen, wagten wir kaum davon zu sprechen, aus Furcht, diese Gemälde durch unpassende Worte zu entweihen.

20. Alesund.

Nachdem wir zu Die in dem am Ufer des Norangsjords malerisch gelegenen Hotel Union ausgeruht hatten, bestiegen wir ein anderes Boot und fuhren durch das Norangsjord mit seinen festen Granitmauern, durch das Forundsjord mit seinen zerklüfteten Wänden und Pyramiden von unglaublicher Kühnheit und dann endlich durch einen ganzen Archipel von Inseln bis zu dem bedeutenden Seehafen Alesund, wo wir die großen Dampfer wiedertrafen, welche die Küsten zwischen Bergen und Trondhjem befahren. Zu Alesund finden wir auch jene Gegenden wieder, die ich in meiner „Bisitationsreise aus dem Jahre 1895“ beschrieben habe. Da unsere eigentliche Erforschungstour zu Alesund endigte, so verließ uns der Conrater von Bergen und kehrte auf seinen Posten zurück.

Alesund ist der Mittelpunkt des geistigen und des geschäftlichen Lebens eines weiten und dicht bevölkerten Bezirkes. Hier müssen wir zuerst an die Gründung einer festen Station denken. Ein edelgejunter französischer Tourist, einer von jenen Touristen, die nicht bloß des Vergnügens und der Belehrung halber reisen, sondern auch um Gutes zu stiften, hat, Gott sei Dank, denselben Gedanken gehabt und mir vorgeschlagen, die Gründung dieser Station in die Hand zu nehmen. Wird es ihm gelingen, seinen Plan zu verwirklichen?

IV. Kapitel.

Durch das Gudbrandsdal und das Romsdal nach Trondhjem.

1. Abreise ins Gudbrandsdal.

Die lange Fahrt von Alesund nach Trondhjem könnte für den Leser langweilig werden. Deshalb erlaube ich mir, ihm unterwegs von einer interessanten Reise zu erzählen, welche ich im verflossenen August zur Besichtigung der Arbeiten an unserm neuen Hospital zu Bergen und zur Vermeidung eines mir von unserm Nachbar angebrohten Prozesses unternehmen mußte.

Alle Wege führen nach Rom, heißt es. Mit gleichem Rechte könnte man sagen, daß von Christiania alle Wege nach Bergen führen. Da man diese Stadt auf verschiedenen, gleich kostspieligen Wegen erreichen kann, so wähle ich für meine notwendigen Reisen nach Bergen jedesmal eine neue Route, um das Land und seine religiösen Bedürfnisse besser kennen zu lernen.

Diesmal nahm ich den Weg durch das Gudbrandsdal, welcher durch Romsdalen führt und im Romsdalsfjord mündet. Ich konnte mir aber jetzt den Luxus eines Begleiters nicht gestatten, weil die Reise auf Kosten der Missionskasse ging, welche stets ein äußerst saures Gesicht macht, wenn ich ihre „Fonds“ in Anspruch nehme. Poveretta! Die Arme, sie kann nicht geben, was sie nicht hat.

Wenn ich allein reise über Berg und Thal, mitten zwischen Protestanten, lege ich selbstverständlich bürgerliche Kleidung an. Zu Hause und bei allen feierlichen Gelegenheiten tragen wir die Soutane. Wir richten uns übrigens genau nach den Vorschriften des römischen

Rituals und der Ritenkongregation. Wem Gott einen Bart beschert hat, der trägt ihn auch. Die Tonsur müssen wir unterlassen, weil sie bei verschiedenen Gelegenheiten ernstliche Unzuträglichkeiten für uns herbeiführen würde, und weil die strenge Kälte des Landes nicht gestattet, das Kopfsaar zu kurz zu schneiden.

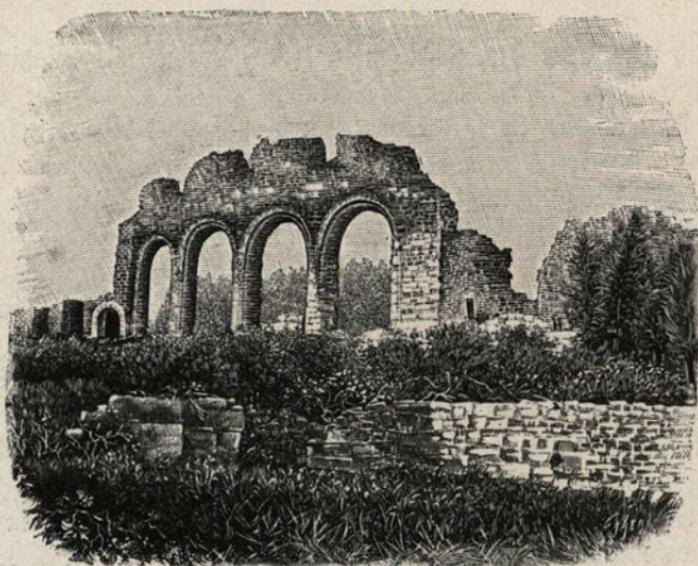
2. Ein Bistum ohne Bischof und Priester.

Ich reiste also, als „gentleman“ gekleidet, von Christiania ab dem Norden zu. Bis Eidsvold benutzte ich die Eisenbahn; dann schiffte ich mich ein zur Fahrt über den größten See Norwegens, den Mjøsen. Er ist hundert Kilometer lang, fünfzehn Kilometer breit, seine größte Tiefe beträgt vierhundertachtzig Meter. Nachdem wir einige Stunden gefahren waren, landeten wir zu Hamar.

Hamar, das habe ich schon erwähnt, ist der Alp, der mich schwer drückt. Die Stadt, welche sieben tausend Einwohner zählt, ist der Sitz eines Stiftsamtmanns und eines lutherischen Bischofs. Sie verdankt ihren Ursprung einem katholischen Bistume, welches dort durch den Apostolischen Delegaten Nikolaus Breakspeare, der später unter dem Namen Hadrian IV. den päpstlichen Thron bestieg, im Jahre 1152 gegründet wurde. Bei der Einführung der Reformation in Norwegen wurde ihr letzter Bischof, Mogen, gefänglich eingezogen und am Vorabende des Festes des hl. Johannes 1537 in die Verbannung geschickt. Dreißig Jahre später wurde die Stadt und ihre alte Kathedrale durch die Schweden zerstört. Bis zur Mitte des gegenwärtigen Jahrhunderts bezeichneten vier allein übrig gebliebene Bogen den Platz, wo die ehemals blühende Bischofsstadt gestanden hatte. Im Jahre 1848 wurde dieselbe neugegründet und erhielt bald darauf einen protestantischen Bischof. Die katholische Kirche ist nur durch die Ruine des alten Gotteshauses vertreten. In dieser ganzen alten katholischen Diöcese besitzen wir auch nicht einmal das bescheidenste Kapellchen. Der Pfarrer von Sankt Olaf zu Christiania, zu dessen Bezirk dieses Bistum gehört, übt die Seelsorge aus für die wenigen Katholiken dieser Gegend, einer der fruchtbarsten und volkreichsten in Norwegen. Wie jammervoll ist dieser Zustand! Aber wir können

nur den lieben Gott bitten, uns die Mittel zu geben, diesen Teil seines Weinberges zu bearbeiten.

Samar hat Eisenbahnverbindung mit Christiania, mit Trondhjem und dem Gudbrandsdal, dem Ziele meiner Reise. Trotzdem setzte ich meine Bootfahrt fort bis zu dem Städtchen Lillehammer, weil ich so Gelegenheit fand, eine andere kleine Stadt näher anzusehen, Gjøvik, wo einige Katholiken wohnen und eine feste Station ein wahres Bedürfnis ist. Lillehammer hat eine reizende Lage am Nordende des Sees Mjøsen und an der Mündung des großen Flusses Lougen. Ehe ich das Städtchen verließ, wollte ich die wunder-



Ruine der alten Kathedrale von Samar.

schönen kleinen Wasserfälle des Flüsschens Mesna nahe beim Orte besuchen. Ich folgte dem Laufe desselben in seiner schaurigen Schlucht, bis ich, in Schweiß gebadet, die Hoffnung, den oberen Wasserfall zu erreichen, aufgeben mußte. Ich zählte mehr als ein Duzend kleiner Fälle, von denen der eine noch reizender als der andere war. Zwei derselben, der Helvedesfos oder Höllefall, und der Himmeridege oder das Himmelreich haben mich so angesprochen, daß ich ihre wilden Reize nie vergessen werde.



Der Himmeridege (Himmelreich).

3. In Gudbrandsdalen. Die apostolische Succession.

Nach Beendigung dieses Spazierganges bestieg ich den Zug, um ins Gudbrandsdal hineinzufahren, an dessen Eingange Lillehammer gleichsam Wache steht. Dieses Thal kommt zwar an landschaftlicher Schönheit Telemarken und Valdres nicht gleich, ist aber viel reicher und bevölkerter. Es zählt nicht weniger als 5000 Einwohner, die auf mehrere Pfarren verteilt sind mit zahlreichen, vormalig katholischen Kirchen. Darum hatte diese Reise für mich ein besonderes Interesse. Ich lauschte mit Herzenslust den Erzählungen meiner Reisegefährten über die Wunder der Berge von Jotunheim, an denen wir vorbeifuhren und deren Gipfel uns von Zeit zu Zeit freundlich zuwinkten. Ich bewunderte ebenso die altertümlichen Schönheiten der Bauernhäuser und Haltestationen am Wege. Die schönen Wasserfälle, denen wir begegneten, verfehlten nicht, durch ihr melodisches Rauschen mich zu ergötzen. Aber wie soll ich Ihnen die wehmütigen Empfindungen meines Herzens schildern beim Gedanken an die unsterblichen Seelen, die mir anvertraut sind durch ihre Mutter, die hl. Kirche, deren Brust sie wider ihren Willen entrisen sind! Wie soll ich Ihnen den Schmerz beschreiben, der mich übermannte bei dem Gedanken, daß ich nichts für sie thun könnte, als einmal in meinem Leben durch ihr Thal hindurch fahren und sie segnen! Gottes Wege sind unerforschlich. Die Heiden im Innern Afrikas finden Hirten. Aber diese braven Christen, unsere Brüder durch die Taufe, wer denkt an dieselben, um ihnen Priester zu geben! Priester? Nein, leider, sie haben keine Priester. Die lutherischen Theologen selbst gestehen, daß in Norwegen die apostolische und bischöfliche Succession unterbrochen ist. Sie finden sich damit ab. Die einen, welche zugeben, daß der göttliche Erlöser ein wirkliches Bischofs- und Priesteramt eingesetzt habe, behaupten, im Notfalle genüge zur Herstellung der apostolischen Succession die von einem einfachen Priester erteilte Weihe — noch heute wird es in Norwegen so gehalten. — Die andern gehen weiter und lehren, der Heiland habe nur das „königliche Priestertum“ gekannt, mit dem jeder Christ geschmückt sei, und die Pastoren seien nichts als die Vertreter der „Gläubigen“, ohne andere Vollmacht, als die ihnen von den „Gläubigen“ über-

tragene. Thatsächlich hat also die norwegische Staatskirche weder Bischöfe noch Priester, die gültig geweiht wären und wenigstens in articulo mortis (im Todesfalle) gültig absolvieren könnten. Sie wissen so gut wie ich, daß der Mensch selig werden kann durch eine vollkommene Reue, und das ist mein großer Trost. Aber abgesehen von allen andern Wohlthaten des Priestertums, wie gewagt ist dieses äußerste Mittel!

4. Eine Unterredung mit einem lutherischen Prediger.

Wenn ich unsern lutherischen Geistlichen den priesterlichen Charakter absprechen muß, so verdamme ich doch nicht diejenigen unter ihnen, die in gutem Glauben leben. Gott sei Dank! in der letzten Zeit mehrt sich von Jahr zu Jahr die Zahl der Männer, welche die Wahrheit suchen und dieselbe offen und furchtlos bekennen, wenn sie dieselbe gefunden haben. Ich hatte einen dieser Geistlichen als Reisegefährten auf der Eisenbahn. Als ein mir bekannter Herr mich als Bischof begrüßte, knüpfte der Prediger sofort eine Unterhaltung mit mir an. Wir waren bald auf theologischem Gebiete. Er gestand bereitwillig zu, daß viele der norwegischen Geistlichen nicht mehr an die Grundwahrheiten des Christentums glauben, und er bedauerte es herzlich.

„Die deutsche Philosophie untergräbt mehr und mehr unsern Glauben“, sagte er. „Und dann fehlt es uns an Logik. Nicht die Vernunft beherrscht mehr unsere Überzeugungen, sondern das Gefühl; und dort, wo es nicht den traurigen Pietismus erzeugt, der den Südwesten Norwegens ergriffen hat, da führt es zum Naturalismus. Der Glaube ist nicht eine Sache des Gefühls, sondern der Vernunft und des Willens, natürlich mit Hülfe der göttlichen Gnade. Gott sei Dank! viele von uns sind dieser Ansicht, und gerade unter diesen finden Sie neben gewissen blinden Fanatikern Ihre wahren Freunde. Und sie sind zahlreicher, als Sie ahnen.“

In der That, viele protestantische Prediger kämpfen offen für die Wiedervereinigung mit der katholischen Kirche. Erst vor einigen



Der Helvedesfos (Höllensfall).

Jahren hat das Haupt dieser Schule, der Doktor Tonning, eine Reihe von Artikeln über die „in voller Auflösung begriffene“ lutherische Kirche mit der Erklärung geschlossen, daß nur die katholische Kirche sämtliche, zum Seelenheile notwendigen offenbarten Wahrheiten unverfehrt bewahrt habe. Vor zwei Jahren hat derselbe hervorragende Theologe ein lateinisches Werk veröffentlicht, welches dem Determinismus Luthers gegenüber nachweist, daß die katholische Lehre von der Gnade die einzig wahre ist, und daß die ernsthaften lutherischen Theologen zu derselben zurückgekehrt sind. Dieses Werk ist auf Kosten der Gelehrten-Gesellschaft von Christiania gedruckt worden.¹⁾

Ein anderer lutherischer Theologe, Herr Sörensen, hat bewiesen, daß die symbolischen Bücher der lutherischen Staatskirche voll von Widersprüchen sind, und verhehlt nicht, daß nur die katholische Kirche Dogmen besitzt, die miteinander im Einklange stehen. Es fehlt diesen mutigen Männern natürlich nicht an Widersachern; aber diese sind unter sich so geteilt, daß ihre Angriffe immer schwächer werden. Wir sind jeden Augenblick Zeugen des erbaulichen Schauspieles, wie lutherische Bischöfe und Prediger in Bezug auf die Fundamentalwahrheiten der christlichen Religion einander wütend bekämpfen. Und was diese feindlichen Brüder auf die Argumente der Theologen, welche die katholische Lehre verteidigen, zu antworten wissen, kommt ungefähr auf folgendes Raisonnement hinaus: „Das ist katholisch, darum muß es falsch sein. Wenn Sie es glauben, wie können Sie denn protestantischer Prediger bleiben?“ Diese Konsequenz entgeht auch den Lutheranern nicht. Es giebt Männer, welche offen beinahe die ganze katholische Lehre predigen und gleichzeitig, obwohl sie es nicht eingestehen wollen, zugeben, daß auch der Rest dieser Lehre wahr sei, z. B. das Dogma von dem unfehlbaren Lehramte des Papstes. Noch mehr, viele unter ihnen sind Mitglieder des von einer ausgezeichneten deutschen Konvertitin, Frau von Massow, gegründeten Gebetsvereins. Dieser Verein hat bekanntlich den Zweck, sowohl bei den Katholiken als bei den Protestanten, einen Gebetskreuzzug ins Leben zu rufen, um von Gott die Rückkehr der getrennten Brüder zur Mutterkirche

¹⁾ De gratia Christi et de libero arbitrio S. Thomae Aquinatis doctrinam breviter exposuit atque cum doctrina definita et cum sententiis protestantium comparavit Dr. K. Krogh-Tonning. Christianiae apud Jacobum Dybwad. 1898.

zu erlehen. Trotzdem sind sie noch Protestanten, und sogar protestantische Geistliche! Wer löst das Rätsel?

Während meiner Reisen zu den Gräbern der Apostel habe ich bisweilen die Freude, an die Gläubigen, an Seminaristen und an Mitglieder religiöser Genossenschaften Ansprachen halten zu können. Dann unterlasse ich es nie, von den in gutem Glauben lebenden Protestanten zu reden und von den Theologen, die für uns kämpfen und mit uns beten, aber trotzdem protestantisch bleiben. Und dann sage ich zu ihnen:

„Danken wir Gott, daß er uns hat in einem katholischen Lande und von katholischen Eltern geboren werden lassen, daß wir katholische Lehrer und katholische Priester gehabt haben. Wenn wir von protestantischen oder heidnischen Eltern in einem protestantischen oder heidnischen Lande geboren worden wären, würden wir wahrscheinlich auch Protestanten oder Heiden sein. Wem verdanken wir denn unsern Glauben, während Millionen frommer, christlicher Seelen, die durch dasselbe kostbare Blut des Erlösers erkaufte sind, im Irrthume verharren? Unsern Verdiensten etwa? Nein, ganz allein einer besondern Gnade Gottes. Wirken wir mit dieser Gnade mit, um unsere Dankbarkeit zu beweisen. Thun wir unser möglichstes, um dieselbe Gnade auch diesen irrenden Schäflein Norwegens zuzuwenden, dadurch, daß wir für sie beten und ihnen wahre Diener des Herrn verschaffen!“

Was die beiden oben erwähnten hervorragenden Theologen angeht, so haben sie für ihre eigene Person die Konsequenz aus dem gezogen, was sie in ihren Schriften gelehrt haben. Obgleich er für eine Familie zu sorgen hatte und wenig Vermögen besaß, hat Herr Dr. Krogh-Tønning am 1. Januar vorigen Jahres seine Stelle als lutherischer Pfarrer zu Christiania niedergelegt. Am 13. Juni hat er die Häresie abgeschworen und ist in den Schoß der katholischen Kirche aufgenommen worden. Herr Sörensen war ihm schon am hl. Dreikönigsfeste desselben Jahres vorangegangen.

Ich unterhielt mich über diese Frage mit meinem lutherischen Reisegefährten. Er hatte in fanatischen Schriften gelesen, daß wir die Protestanten ungeachtet ihrer gültigen Taufe als Heiden ansähen. Es freute ihn zu erfahren, daß diese Behauptung falsch sei, daß wir vielmehr gerade wegen ihrer gültigen Taufe die Protestanten als Brüder und als Glieder der katholischen Kirche betrachteten, solange sie sich nicht freiwillig von ihr lossagen, nämlich durch die Weigerung,

sich mit ihr zu vereinigen, nachdem sie ihren Charakter als wahre Braut Christi erkannt haben.

„Aber warum kommen Sie denn zu uns?“ fragte er mich.

„Weil ihr zwar Kinder der Kirche, aber unglückliche Kinder seid, der Gefahr ausgesetzt, euer Erbteil, die Taufgnade und das Anrecht auf den Himmel zu verlieren. Ihr habt keine Mutter, um euch zu schützen durch ihre Belehrung, um euch zu stärken durch die ihren Händen allein anvertrauten Gnadenmittel, um euch zu heilen durch das Sakrament der Sündenvergebung. Denn diese Mutter, das ist die katholische Kirche. Deshalb kommen wir zu euch; der Glaube treibt uns dazu an, und die Liebe zwingt uns dazu, um so mehr, als wir in euch unsere Brüder, unglückliche Brüder erblicken.“

Er reichte mir die Hand.

„Ich danke Ihnen, hochwürdigster Herr! Wie verschieden sind Ihre Worte und Ihre Gesinnungen von der Anschauung über den katholischen Priester, die man uns von Jugend auf beigebracht hat! Beten wir, daß der furchtbare Abgrund, welcher uns trennt, sich schließen möge! Ut omnes unum!“

Wie oft wiederholen sich solche Unterhaltungen! Und später, in der Stille der Nacht, dann bete ich; ja, warum soll ich es nicht eingestehen, dann weine ich über das Unglück dieser in der Wüste umherirrenden Schäflein, denen ich keine Hirten geben kann, um sie zu retten.

5. Wovon eine Konversion abhängen kann.

Ich habe soeben von der besondern Glaubensgnade gesprochen. Diese Gnade ist oft an einen Umstand geknüpft, der anscheinend in keiner Beziehung dazu steht.

Wir halten die Fronleichnamsprozession mit aller Feierlichkeit ab, zu deren Entfaltung die hochherzigen Mitglieder der Paramentenvereine uns die Mittel gewähren. In Christiania ist diese Prozession jedesmal ein Ereignis für die ganze Stadt. Im Jahre 1897 erhielt der Pfarrer von Sankt Olaf am Tage nach der Prozession von einem Studenten der protestantischen Universität einen Brief folgenden Inhaltes:

„Gestern sah ich das hl. Sakrament vorübertragen. Ich war davon so überrascht, daß ich vergaß, mein Haupt zu entblößen. Da ergriff einer der Katholiken, welche die Prozession begleiteten, meinen Hut und warf mir denselben vor die Füße. Ich schreibe Ihnen das nicht, um mich über seinen etwas gewaltthätigen Eifer zu beschweren, sondern bloß, um mich zu entschuldigen, da meinerseits gar keine böse Absicht vorgelegen hat. Ich begreife recht gut, daß dieser Mann, der sich in seinen heiligsten Gefühlen verletzt fühlte, also gehandelt hat, und ich bedaure unendlich, Ärgernis gegeben zu haben. Ich bitte freundlich, Sie wollen mir verzeihen, und noch mehr, mir gestatten, Sie zu besuchen.“

Er stattete wirklich dem Herrn Pfarrer einen Besuch ab, und im folgenden Jahre, 1898, nahm er in Soutane und Rochet an der Prozession teil und trug meinen Bischofsstab vor dem Baldachin. Vorigen Herbst ist er in das Urbanskolleg der Propaganda zu Rom eingetreten, um sich auf das Priestertum und die Missionsthätigkeit in seinem Vaterlande vorzubereiten.

6. Im Herzen des Gudbrandsdals.

Zu Otta hatte ich das Ende der Gudbrandsdalsbahn erreicht. Zum Glück fand ich dort eine auf der Rückreise von einem Ausfluge befindliche Kalesche. Der Kutscher übernahm es, für den Preis einer einfachen Karriole mich bis an das Ufer des Romsdalsfjords zu befördern. Wir wollten gerade abfahren, als ich hörte, daß jemand mich anrief. Es war der Oberingenieur der norwegischen Staatsbahnen.

„Warten Sie gefälligst einen Augenblick! Ich hole einen Wagen, und wir reisen zusammen bis Domaas, wo meine Leute damit beschäftigt sind, die Richtung der Eisenbahnlinien von Otta nach Trondhjem und zum Romsdalsfjord zu studieren.“

„Wozu einen Wagen holen?“ erwiderte ich; „nehmen Sie in dem meinigen Platz. Nur reden Sie mich nicht mit »Hochwürdigster Herr« an, sonst wird der Kutscher überall »Seine Bischöfliche

Gnaden ankündigen, und das würde mich außerordentlich genieren. Nennen Sie mich einfach Doktor; dazu bin ich berechtigt, denn ich bin Doktor der Theologie.“

Einverstanden! Welch lebenswürdiger Begleiter! Er war ein gründlicher Kenner der Gegenden, die wir durchfuhren, und enthüllte mir alle ihre Geheimnisse. So erklärte er mir die Schwierigkeiten beim Bau der neuen Bahnen, welche durch die abschüssigen, wenig konsistenten Felsen und vor allen durch die von Gießbächen zerschnittenen, mächtigen Moränen verursacht werden. Man muß dieselben mittelst Brücken überschreiten, für welche man kein festes Fundament findet. Im Thale dehnten sich in unabsehbarer Ferne unermeßliche Sümpfe aus. Mein freundlicher Begleiter beschrieb mir die Arbeiten, welche die Gemeinden mit staatlicher Unterstützung ausführen, um dieselben trockenulegen und in Wiesen umzuwandeln. Er zeigte mir auch die oft mehrere Kilometer langen Holzrinnen, die das Wasser aus den Bergen herbeiführen und über die Wiesen verteilen. „Wenn der liebe Gott uns nur Sonne giebt,“ sagen die Bauern; „für das Wasser werden wir selbst schon sorgen.“ Und wirklich, zwei Tage hindurch begegneten wir überall den schönsten, künstlich angelegten Wiesen und zahlreichen Bauernhöfen, die einen noch reicher als die andern. Eines nur verursachte mir Kopferbrechen. „Warum sind alle diese Wiesen durch so viele aus Zweigen gebildete Hecken zerschnitten?“ „Das kommt daher,“ lautete die Antwort, „weil wir uns hier mitten im Dovrefjeld-Gebirge befinden. Die Winde sind hier so heftig im Winter, daß sie allen Schnee bis ins Innere des Thales verwehen würden, wenn die Hecken ihn nicht aufhielten.“

„Aber wozu dient denn der aufgehaltene Schnee?“

„Er verhindert, daß die Sonne im Frühlinge, wenn von den gefrorenen Bergen noch kein Wasser herunterkommt, das Gras verbrennt. Sehen Sie sich nur diese Rieser mit ihren Schneehelmen, welche auf beiden Seiten emporsteigen, einmal näher an! Die Sonne muß sie tüchtig bearbeiten, um sie zu erweichen und ihnen die kostbare Flüssigkeit zu entlocken. Gegenwärtig, Mitte August, sind sie von den heißen Strahlen der Sommer Sonne durchdrungen; daher sehen Sie von hier bis zum Romsdalsfjord zu beiden Seiten nur Wasserfälle und Sturzbäche. Aber im Winter und noch im Frühjahr ist alles das gefroren und erstarrt.“

Nicht weit von Otta zeigte mir der Herr Ingenieur den Gipfel des Kringelen, wo am 26. August 1612 die Bauern des Gud-

brandsdals dreihundert im Dienste der Schweden stehende Schotten umzingelten und durch herabgeworfene Bäume und Steine vernichteten. Auf eins brauchte er mich nicht aufmerksam zu machen, nämlich den entsetzlichen Stil aller protestantischen Kirchen, denen wir unterwegs begegneten. In einem katholischen Lande habe ich nie etwas so häßliches gesehen. Für die Protestanten, welche weder Opfer noch Tabernakel haben, ist ja auch die Kirche nicht das Haus Gottes, sondern nur Predigtstuhl. Wozu also soll man sie schmücken? Deshalb sind auch die Kirchen außer der Zeit des Gottesdienstes stets geschlossen. Was sollte man darin thun? Indes hat das Beispiel unserer stets offenen Kirchen erst vor einigen Monaten noch den Gemeinderat von Christiania veranlaßt, eine bestimmte Summe auszuwerfen, um während der Woche wenigstens zwei protestantische Kirchen der Hauptstadt für einige Stunden offenzuhalten. Reizend dabei ist der Umstand, daß die Verantwortlichkeit für diese Neuerung mir zugeschrieben wird. Das Blatt „Christiania Dagsavis“, welches diese Idee ausgeheckt, hat unter andern Argumenten für seinen Vorschlag ein Interview ausgenutzt, welches ich seinem Redakteur gewährt hatte. Bei dieser Gelegenheit hatte ich ihm auseinandergesetzt, warum wir Katholiken unsere Kirchen stets offenzuhalten. Ich hatte indes wohlweislich hinzugefügt, daß die protestantischen Kirchen mit den unserigen sich nicht vergleichen ließen, weil man dort das allerheiligste Sakrament nicht hätte. Die lutherischen Norweger suchen immer mehr die katholischen Gebräuche nachzuahmen. Vor etwa zehn Jahren hat man eine neue Liturgie eingeführt. In unzähligen Einzelheiten bedeutet sie eine vollständige Rückkehr zum römischen Ritual, obwohl man sich wohl gehütet hat, es einzugestehen. Augenblicklich noch arbeitet der protestantische Klerus mit allen Kräften darauf hin, von der Regierung und den Kammern, welche mit dem Könige die unumschränkten Herren in Religionsjachen sind, die Vollmacht zu erlangen, daß der Prediger in der „Messe“ sich selbst die Kommunion spenden dürfe, wie er sie den Pfarrkindern spendet. Und um die Zulässigkeit ihres Gesuches zu beweisen, berufen sie sich auf unsere Gottesdienstordnung. Natürlich verfehlt unsere kleine Zeitung „Sankt Olaf“ nicht, die Herren auf die logischen Konsequenzen ihrer fortwährenden Berufung auf die katholische Lehre und Tradition aufmerksam zu machen.

Dieser Appell an den Katholicismus hat eine solche Ausdehnung erhalten, daß selbst die Industrie sich desselben zuweilen bemächtigt. So hat z. B. der Direktor einer Glasgemäldefabrik sich erbotten, mir



Der Slettafos im Romsdal.

Glasgemälde beinahe umsonst zu liefern. „Denn,“ so gestand er offen in einem Briefe, „wenn Sie Katholiken unsere Fenster annehmen, so werden wir dieselben mit Leichtigkeit in ganz Norwegen in Aufnahme bringen.“

Nun sind wir aber weit abgekommen vom Gudbrandsdal und von meinem liebenswürdigen Cicerone. Nachdem wir beide an der Haltestation Brändehaugen übernachtet, setzten wir zusammen unsere Reise fort bis Domaas, wo die Trondhjemstraße und die Gudbrandsdalsstraße sich scheiden. Von hier verfolgte ich meinen Weg allein längs des ausgetrockneten Vesjevands und dann längs des großen Vesjeskogenvands, welcher gegen 620 Meter über dem Meerespiegel liegt und eine solche Masse von Wasserfällen und Wasserläufen aufnimmt, daß er selbst zwei großen Flüssen den Ursprung giebt, dem Vougen, der in das Skagerak fließt, und der Rauma, welche in das Romsdalsfjord und das Atlantische Meer sich ergießt. Dem Laufe des letzteren Flusses folgte ich von Vesjeskogen an, mitten in einer öden, melancholischen Landschaft und einer fast ganz unbewohnten Gegend. Nur die majestätischen Bergspitzen waren der Betrachtung wert. Je mehr ich mich dem Romsdal näherte, welches thatsächlich nur eine Fortsetzung des Gudbrandsdals ist, desto wilder und phantastischer wurden die Berge, und als ich abends an der Haltestation Stuefllaaten anlangte, wo das Romsdal beginnt, fand ich mich wie durch einen Zauber in die großartigste und malerischste Gegend Norwegens versetzt.

7. Das Fest Mariä Himmelfahrt in der Einsamkeit.

— Ich hatte trotz der etwas geräuschvollen Heiterkeit der zahlreichen Touristen, welche alle Räume des zugleich als Haltestation dienenden Sanatoriums besetzt hielten, vorzüglich geschlafen. Es war das Fest Mariä Himmelfahrt, welches wir übrigens in Norwegen am folgenden Sonntage feiern. Sitzend am Rande einer Gruppe entzückender Wasserfälle, welche die Rauma hier bildet, am Fuße der riesigen, von den Strahlen der Morgen Sonne übergossenen Berggipfel des Romsdals,

betete ich mein Brevier. Ich vereinigte mich im Geiste mit allen meinen Brüdern im Priestertume, welche in diesem Augenblicke mit den Scharen ihrer Gläubigen die erhabene Himmelskönigin verehren. Ich konnte mich eines Gefühles der Traurigkeit nicht erwehren. Während in der ganzen katholischen Welt Loblieder erklingen zu Ehren der jungfräulichen Mutter, war mein liebes Norwegen in Schweigen versunken. Es kennt diejenige nicht mehr, die ihm den Heiland geschenkt hat. Und ich, der arme Hirt dieser irregegangenen Kinder Mariä, obwohl Bischof ihres göttlichen Sohnes, ich singe allein und einsam ihr Lob in diesem einsamen Tempel der Natur. Nach Vollendung meines Breviers kehrte ich zum Sanatorium zurück und betete unterwegs die lauretanische Litanei, indem ich bei jeder Anrufung wiederholte: Bitte für sie und für mich!

8. Ein improvisierter Doktor.

Als ich meinen Kaffee getrunken hatte und mich zur Abfahrt anschickte, trat die Leiterin des Sanatoriums an mich heran und sagte mir ins Gesicht: „Mein Herr, Ihr Kutscher hat gesagt, daß Sie ein Doktor seien.“

Ich erinnerte mich jetzt, meinen Reisegefährten ersucht zu haben, mich so anzureden, und antwortete: „Jawohl, Madame, ich bin Doktor.“

„Welch ein Glück! Es ist eine Dame hier, die ernstlich krank ist. Sie muß seit acht Tagen das Bett hüten und läßt inständigst um Ihren freundlichen Besuch bitten.“

„Aber, Madame, Sie haben doch wohl bemerkt, daß ich kein Norweger bin, und Sie wissen, daß das Gesetz den fremden Doktoren verbietet, in Norwegen zu praktizieren. Bitten Sie also die Dame, einen inländischen Arzt kommen zu lassen.“

„Der nächste Arzt wohnt unglücklicherweise fünfzig Kilometer weit von hier, zu Beblungnes.“

„Das thut mir leid, Madame, äußerst leid, aber ich kann nicht helfen.“ Und damit stieg ich in meinen Wagen. Als derselbe sich eben in Bewegung setzte, kam die gute Frau zurück und sagte bei-



CANESI

Das Romsdalshorn und die Vengefinderne.

nahe weinend: „Ich ersuche Sie dringendst, helfen Sie dieser Unglücklichen, oder sagen Sie ihr wenigstens ein Wort des Trostes und und der Ermutigung! Sie ist so nervös aufgereggt, daß ich für sie bange bin.“

Das war zu viel. Weil ich als Doktor angesehen wurde, so hätte meine Halsstarrigkeit die ehrenwerte Ärzteschaft in den Ruf der Grausamkeit bringen können. Ich konnte ihr ja wohl einen guten Rat erteilen. Ein alter Missionar hat so vielem Elend ins Angesicht geschaut.

„Gut, ich werde hingehen, aber unter der Bedingung, daß sie kein Rezept von mir verlangt; ich könnte ein solches ohne Übertretung des Gesetzes nicht verschreiben.“

In fünf Minuten stand ich am Lager der Kranken. Der Fall war kein verzweifelter, nicht einmal ein ernster. Die Patientin war einfach zu eilig von den Bergen heruntergekommen, wo sie den Sommer verbracht hatte. Die schwere Luft des Thales hatte sie nervös gemacht. Dazu gestand sie mir, daß sie im erhitzten Zustande Eis genossen hätte. Daher waren gastrische Störungen entstanden. Übrigens hatte sie weder Fieber, noch irgend eine andere Krankheitserscheinung. Ich verordnete ihr ein einfaches Mittel, Diät und Mut. Sie versprach, den Bezirksarzt kommen zu lassen, falls sie am folgenden Tage sich nicht besser fühlen sollte. Überhäuft mit ihren Dankesäußerungen suchte ich eiligst das Weite.

Mein Kutscher erhielt einen derben Verweis für seine Schwächerei, und ich gelobte, mich nie wieder Doktor titulieren zu lassen. Was die Kranke betrifft, so erfuhr ich später, daß sie gleich am folgenden Tage schon wieder an der Mittagstafel erschienen sei.

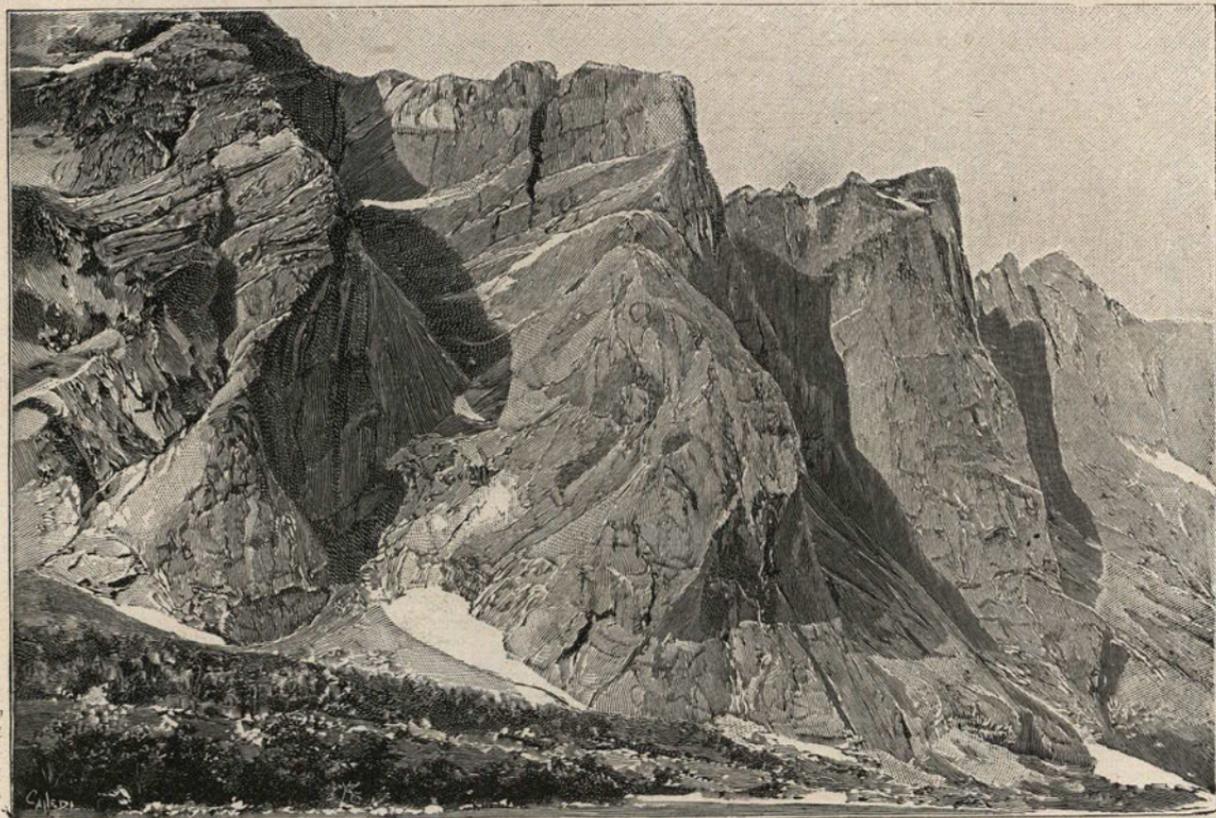
9. Im Romsdal.

Wäre ich Dichter, so würde ich versuchen, die Wunder des berühmten Romsdals bis zum Romsdalsfjord zu schildern. Die furchtbaren Sprünge, die links von mir die Rauma ausführt, z. B. beim Slettafos, die Berge mit ihren schroffen Wänden, welche die ganze Straße entlang sich erheben und uns bisweilen kaum einen

engen Durchlaß gewähren, die Spitzen des Romsdalshorn's und der Vengetinderne, welche die Wolken durchdringen und oft mit wahren Höllenlärm Steinblöcke oder mächtige Lawinen in das Bett der Rauma wälzen, die ausgezackten Kämme der Trolbtinderne, an deren Fuße wir zitternd vorbeifahren, die phantastischen Spitzen des Kongen (Königs), der Dronningen (Königin), des Bispen (Bischofs) und der Söstrene (Schwestern), die uns im Hintergrunde des Seitenthals Isterdal entgegenwinken, und diese Wasserfälle, welche einem feinen Seidenschleier ähnlich herabkommen und sich entweder in Nebel auflösen, der in allen Farben des Regenbogens schimmert, oder unter grausenerregendem Gebrüll von Abgrund zu Abgrund stürzen: das sind wahrlich Gegenstände, welche mit Recht unsere norwegischen Maler begeistern, die ihren Pinsel tauchen in die Farben der Mitternachtsonne und in die Schatten des Trolsfjords (Hegenfjords); das sind Gegenstände, welche die zarten Saiten unsers Volksdichters Björnstjerne Björnson, unsers Dramatikers Grieg in Schwingung setzen. Aber von einem Missionar dürfen Sie keine Schilderung derselben erwarten. Er geht an ihnen vorüber; er bewundert; er bittet den lieben Gott, der alle diese Wunder geschaffen, Er möge gnädigst uns zu sich, dem Schöpfer, emporziehen; er bittet ihn, dieser natürlichen Gnade, welche uns den Schöpfer ahnen und fühlen läßt, seine übernatürliche Gnade hinzuzufügen, welche uns lehrt, auf ihn zu hoffen und ihn zu lieben, und uns befähigt, ihn ewig zu schauen und zu besitzen.

O wie schön muß der Himmel sein, da dieses Thal der Thränen schon so herrlich ist!

Ich langte am Ufer des Romsdalsfjords an, wo ich übernachtete. Am folgenden Morgen brachte mich ein Boot nach Molde, der Station für die großen Dampfer, welche Bergen mit Trondhjem verbinden, und der natürlichen Hauptstadt des Moldefjords. Sobald Kalesund einen fest und dauernd angestellten Missionar haben wird, werde ich zu Molde eine Filiale gründen, weil sich sehr viele katholische Touristen jeden Sommer dort aufhalten.



Die Grostdinderne.

10. Pläne für die Zukunft.

Wir sind also wieder zu der Route gelangt, wo der Leser mich wiederfindet mit dem Herrn Pfarrer von Sankt Halvard, an Bord des Dampfers, der uns nach Trondhjem bringen soll. Nach dreistündiger Fahrt auf offenem Meere genießen wir eine kurze Ruhe zu Christiansfund, einem sehr bedeutenden Seehafen, wo wir über kurz oder lang auch eine Station anlegen müssen. Mein früherer Cicerone, Herr Astrup, der mir bei meinem vorigen Besuche die Stadt zeigte, ist voriges Jahr gestorben; sein Leichnam ist verbrannt worden. Leider ein schlechtes Beispiel, welches beigetragen hat zur Annahme des Gesetzes, wodurch die Feuerbestattung erlaubt wird.

Etwas nördlich von Christiansfund fahren wir an der Insel Edö entlang und begrüßen aus der Ferne die alte katholische Kirche. Vor einigen Jahren hat ein Brand das Innere derselben verwüstet, und man hat beschlossen, weiter in die Insel hinein eine neue Kirche für die protestantische Pfarrei zu erbauen. Die alte Kirche ist also verlassen. Einflußreiche Bewohner der Insel haben uns dieselbe wiederholt angeboten unter der Bedingung, daß wir dieselbe restaurieren und durch einen katholischen Priester bedienen lassen. Wahrlich, kein Vorschlag hätte mir mehr zusagen können; aber noch einmal, wo sollen wir das Geld hernehmen? Wird dieses ehrwürdige und verfallene Gotteshaus noch aufrechtstehen, wenn wir einmal reich genug sein werden, es seiner ursprünglichen Bestimmung zurückzugeben? Ach, wer kann es sagen?

11. Die alte Metropole Norwegens.

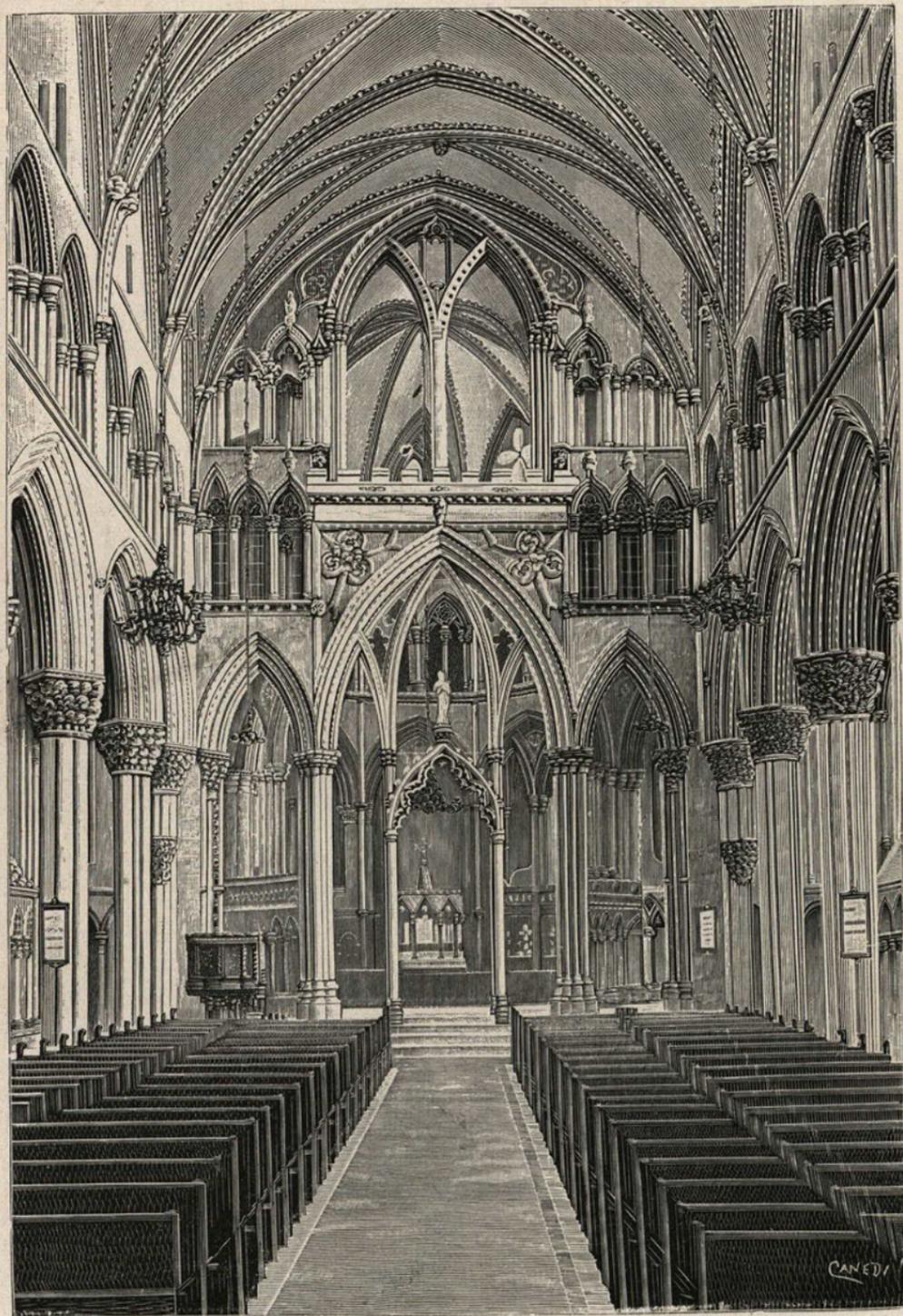
Wiederherstellung des Sankt Olafskultes.

Zu Trondhjem, dem ehemaligen erzbischöflichen Sitze Norwegens, wurden wir von unsern beiden Confratres mit offenen Armen empfangen. Seit meinem letzten Besuche im Jahre 1895 hat

sich dort manches zugetragen. Die Restauration der alten Kathedrale, welche sich vormals über den kostbaren Überresten unsers hl. Märtyrerkönigs Olaf erhob, hat reizende Fortschritte gemacht; dieses herrliche Bauwerk zählt von neuem zu den imposantesten in Europa. Bislang hat es den Protestanten als Pfarrkirche gedient, aber diese selbst erkennen an, daß ihr nüchterner Gottesdienst sich recht erbärmlich ausnimmt in diesen prächtigen Hallen, welche ihre katholischen Väter mit Rücksicht auf die erhebenden Ceremonien unserer hl. Kirche erbaut haben. Vielsach schon ist von zuständiger Seite der Vorschlag gemacht worden, den Protestanten einen andern Tempel zu erbauen und die alte Kathedrale einfach als Nationaldenkmal zu betrachten. Warum will man sie uns nicht zurückgeben? Andere Protestanten, und zwar sogar Prediger wollen zwar den Dom für den lutherischen Gottesdienst erhalten, aber gleichzeitig die Verehrung des hl. Olaf wieder einführen. Vor drei Jahren haben sie ein offizielles Gesuch an die Regierung gerichtet, dort das Fest unsers hl. Landespatrons feiern zu dürfen. Die Idee von der Wiederaufnahme seiner Verehrung ist in so weite Kreise gedrungen, daß die Regierung nicht wagte, die Verantwortlichkeit für eine Weigerung auf sich zu nehmen, sondern die Antwort erteilte, die Sache gehe nur den Dechanten von Trondhjem an. Aber dieser wies das Gesuch ab.

Es war im Jahre 1897. Die Stadt Trondhjem feierte damals das neunte Centenarium ihrer Gründung. Der Gemeinderat im Einverständnisse mit der Mehrzahl der Bürgerchaft wollte die Feier des Jubiläums auf den 29. Juli, den Festtag des hl. Olaf, verlegen, weil nach dem Ausspruche unsers großen Dichters Bjørnstjerne Bjørnson Sankt Olaf allein Norwegen civilisirt und christianisirt hat, weil er allein Trondhjem gegründet hat. „Der 29. Juli, der Tag des hl. Olaf“, so fügte er hinzu, „ist der Tag Trondhjems“. Leider war der König für den 29. Juli verhindert, und man mußte den 18. Juli für die Jubelfeier wählen.

Diese Entscheidung rief allseits die lebhaftesten Proteste hervor. Eine politische Partei beutete die allgemeine Unzufriedenheit aus, um eine Waffe gegen den König daraus zu schmieden. Man erinnerte daran, daß Norwegen seinem Patrone alles verdankt, was es Schönes und Großes besitzt. Man machte die Bemerkung, daß das protestantische Norwegen sich eine ganz vorzügliche Gelegenheit hätte entgehen lassen, die Fehler wieder gutzumachen, welche es durch seine Unduldsamkeit und Engherzigkeit begangen habe. Man forderte, daß



Restauriertes Chor der Kathedrale von Trondhjem.

der Tag des hl. Olaf zum Nationalfesttag erklärt und mit der höchsten Feierlichkeit begangen würde. Björnfen ging sogar so weit, anzuerkennen, „daß die großen Heiligen der Kirche mehr Gutes thun, selbst nach ihrem Tode, als tausend protestantische Prediger zu ihren Lebzeiten. Norwegen,“ so sagte er mit vollem Rechte, „hat keine geschichtliche Erinnerung, die mit der des hl. Olaf zu vergleichen wäre, der im Jahre 867 sein Blut für die heiligste Sache vergossen hat.“

Die öffentliche Meinung suchte sich dadurch schadlos zu halten, daß man nach dem unter dem Vorfize des Königs begangenen Feste eine zweite Feier veranstaltete. Niemals, selbst in den Tagen seines höchsten Ruhmes, wurde der hl. König durch begeistertere Lobredner gefeiert, und die katholische Kirche hatte nicht den geringsten Mißton zu verzeichnen in dem Konzerte zum Ruhme ihres Heiligen. Ein Professor der Universität erklärte: „Wir sind nähere Verwandte derer, welche den Dom erbaut (die Katholiken), als derer, welche ihn mit Kalk angestrichen haben (die Lutheraner).“

Vor mehr als 12000 Personen hielt Börnstjerne Björnfen im Stadtpark eine Rede, die in allen Herzen mächtigen Wiederhall fand. Er erzählte, was der Heilige während seines Lebens und nach seinem Tode für Norwegen gewesen sei. Er schilderte das Herzleid seiner Vorfahren, als die Reformatoren ihnen Sankt Olaf und die hl. Jungfrau Maria raubten. Er zeigte ihnen alles, was nach Jahrhunderten in den Herzen der Norweger zurückgeblieben vom Geiste des hl. Königs; er bat sie flehend, diesen Geist neu zu beleben, und beschwor den Staat, diesem großen Heiligen und seinem Geiste die Pforten des Tempels wieder zu öffnen.

Wenn in der alten Kathedrale an diesem Tage kein Gottesdienst zu seiner Ehre abgehalten wurde, so feierte man ihn desungeachtet mit Musik und Gesang. Von Begeisterung ergriffen beim Vortrage der alten Hymnen und Legenden des Heiligen, glaubten die Tausende von Protestanten, welche das gewaltige Gotteshaus füllten, sich zurückversetzt in die katholischen Zeiten, wo der 29. Juli ganz Norwegen um das Grab des hl. Königs und Martyrers versammelte.

Gleichzeitig fanden herrliche Feste statt in Christiania und in andern Städten. Wie die Zeiten sich geändert haben! Bis vor kurzem noch trat man alles unter die Füße, was auch nur von weitem nach Katholicismus ausah. Viele protestantische Zeitungen haben hierauf aufmerksam gemacht, sowohl um ihrer Freude darüber Ausdruck zu verleihen, als auch um den Rest des Fanatismus, der

noch in manchen Köpfen spukt, zu brandmarken. Manche lutherische Prediger haben bei dieser Gelegenheit offen erklärt, sie schämten sich derjenigen, welche den Ruhm leugnen, mit welchem die Kirche ihrer Väter Norwegen bedeckt hat. Beten wir, daß dereinst dieses christliche Volk die Tage des katholischen Ruhmes zurückkehren sehen möge, und daß der göttliche Heiland und Sankt Olaf wieder eintreten mögen in die Kathedrale von Trondhjem!

Mit Rücksicht auf Sankt Olaf ist dieser Wunsch schon zum Theile verwirklicht. Dieselbe Regierung, welche im Jahre 1897 diese Kathedrale zu seiner Ehre noch nicht zu öffnen wagte, hat im Jahre 1899 eine besondere liturgische Andacht für seinen Festtag herausgegeben und gestattet, dieselbe in den lutherischen Kirchen des Landes abzuhalten.

12. Eine neue Kirche.

Wir warten die von der Vorsehung bestimmte Zeit ab, versuchen aber inzwischen, dem hl. Olaf nahe bei der Kathedrale ein bescheidenes Gotteshaus zu errichten. Unsere gegenwärtige Kirche, die übrigens nur ein Anbau des Hospitals ist, liegt weit vom Mittelpunkte der Stadt in einem übel berücktigten Viertel. Wir können dieselbe nicht aufgeben, zumal des Hospitals wegen; aber wir müssen notwendig eine andere haben in der Stadt selbst, wo zahlreiche auswärtige Katholiken, die alljährlich die Metropole Norwegens besuchen, dem Gottesdienste beiwohnen und einen Priester antreffen können.

Weil es äußerst schwierig war, ein passendes und unsern schwachen Mitteln entsprechendes Gelände zu finden, kam ich auf den Gedanken, die Regierung zu ersuchen, uns gegen einen mäßigen Preis einen alten, in der Nähe der Kathedrale gelegenen Bahnhof käuflich zu überlassen. Mein Gesuch wurde genehmigt, und wir erhielten zu einem sehr annehmbaren Preise ein am Ufer des Nidelvs wunderschön gelegenes Grundstück von mehr als 6000 Quadratmeter Flächeninhalt und dazu einen alten Lokomotivschuppen nebst geräumigen Werkstätten. Wir sind damit beschäftigt, die weite und schöne Remise in eine Kirche und die Werkstätten in Schulräume und Pfarrhaus um-

zuwandeln. Wenn auch die zu diesem Zwecke bei hochherzigen Wohlthätern gesammelten Summen zur Deckung aller Kosten dieses wichtigen Unternehmens bei weitem nicht ausreichen, so hat doch die Regierung uns so günstige Zahlungsbedingungen gewährt, daß wir ohne Sorge sein können. Wir werden also zu Trondhjem bald zwei Kirchen haben, jede mit einem Kirchspiel so groß wie ein preussischer Regierungsbezirk. Weil Trondhjem über 300 Kilometer von der nächsten katholischen Station entfernt ist und darum einen Vikar haben mußte, so brauchen wir unser gegenwärtiges Personal vorläufig nicht zu vermehren.

13. Zu Selbo.

Von dieser neuen Pfarre wird meine liebe kleine Filiale von Selbo, an dem großen See gleichen Namens gelegen, abhängen. Dorthin pflege ich in Begleitung meiner Schwester zu gehen und als Landpfarrer zu fungieren, wenn die Strapazen meines bischöflichen Amtes mir eine kurze Ferienruhe auflegen. (Siehe Teil I, Seite 124.) Ich sage dies unter der Voraussetzung, daß meine Schwester auch ferner bereit ist, mich zu begleiten; denn sie hat eine große Angst davor. Warum? Das will ich Ihnen erzählen.

Eines Sonntags hatte ich in Gegenwart unserer lieben Bauern Hochamt gehalten mit Predigt und sakramentalem Segen, wobei meine Schwester gesungen hatte. Nach Beendigung der Feierlichkeiten sagte ich zu ihr: „Was meinst du, Zulchen, wenn wir diesen Abend zu einem kleinen Ausfluge ins Gebirge benutzen? Es giebt noch so viele Erdbeeren, und die Preiselbeeren sind auch schon reif.“ Sie war einverstanden und übergab mir die obligate Kaffeekanne, während sie in ihrem Körbchen alles unterbrachte, was zu einem Abendbrote im Freien nötig war. Bald steigen wir die steilen Pfade unserer schönen Berge hinauf. Zu unsern Füßen glänzt der See, bekränzt mit kleinen Inseln, umrahmt von lachenden Wiesen und hübschen Bauernhäusern; rings um uns erheben sich am Horizonte die in ihrem Schneekleide funkelnden Bergspitzen. Von Zeit zu Zeit stehen wir eine Weile still, um Atem zu schöpfen und unser würziges Dessert zu pflücken. Endlich sind wir am Ziele. Wir erschöpfen unser

ganzes Repertoire von norwegischen, französischen und deutschen Liedern, bis die an einem Baumzweige über einem improvisierten Herde aufgehängte Kaffeekanne zu kochen beliebt.

Das Abendbrot ist eingenommen, das Dankgebet verrichtet. „Seine Bischöfl. Gnaden“ gönnt sich eine kleine Siesta; „Fräulein“ dagegen entfernt sich, um einen neuen Vorrat Preiselbeeren zu sammeln. Plötzlich vernehme ich einen Schrei der Verzweiflung. Mit einem Sprunge erreiche ich den Ramm des Felsens, der mich hinderte zu sehen, was passiert sei. Meine arme Schwester liegt im Gestrüpp hingestreckt und stößt ein herzzerreißendes Geschrei aus. während ich bemerke, wie ein Tier, das ich jedoch nicht erkannte, mit einer verblüffenden Hast das Weite suchte. Meine Schwester beruhigt sich schließlich und versucht aufzustehen, aber sie ist bleich wie der Tod und zittert wie Espenlaub.

„Zulchen, was ist denn vorgefallen?“

„Ach, ach!“ erwidert sie, ohne ein Wort hervorbringen zu können.

Ich hole rasch die Kaffeekanne und reiche ihr eine gute Tasse voll. Dieser stärkende Trunk giebt ihr die Sprache wieder.

„Was vorgefallen ist? Während ich Beeren pflückte, trat ich auf etwas Lebendiges, welches anfang zu knurren, zu zappeln und zu springen. Und ich fiel vor Schrecken hin. Ach! Ach!“

Sie hatte einfach einen Hasen geweckt, der, wie ich, im Schatten des Gestrüpps seine Siesta hielt. Das Übrige kann man sich denken. Das arme Zulchen! Der arme Hase!

Ich weiß nicht, welche Entschlüsse „Lampe“ inolge dieses Abenteuers gefaßt hat; seine Flucht war zu überstürzt, als daß er mir davon Mitteilung hätte machen können. Aber „Fräulein“ hat mir den ihrigen anvertraut. „Nichts in der Welt,“ so lautete er, „würde sie wieder in eine Gegend führen, wo solche Ungeheuer hausten.“

Es blieb mir jedoch eine schwache Hoffnung. Unser Bruder, der Generalvikar der Diocese Dacca in Bengalen, schrieb uns voriges Jahr, sein Bischof würde ihn in Missionsangelegenheiten nach Europa schicken und hätte ihm geraten, diese Gelegenheit zu benutzen, um sich in Norwegen zu erholen.

„Was deucht dir?“ ließ meine Schwester sich vernehmen, als sie den Brief gelesen hatte, „was deucht dir, wenn wir ihn nach Selbo brächten, wo die Luft so gut ist? Und du möchtest gewiß auch einmal den neuen Turm und die neuen Glocken unserer Kapelle sehen!“

„Sehr schön! Aber du weißt ja, da giebt es Ungeheuer!“

„Selbst Ungeheuer, Du! Denkst du denn gar nicht an meine kleinen Buben und Mädchen zu Selbo? Wenn wir nicht bald dahin kommen, werden sie Heiden werden.“

So macht der apostolische Eifer selbst weniger mutige Seelen zu Heldinnen.

Unser Bruder kam also vorigen Sommer an, ganz aufgerieben von den Fiebern Bengalens. Einige Wochen genügten, ihn wieder zu erfrischen. Meine Schwester versprach sich Wunder von einem Erholungsaufenthalte zu Selbo. Mich rief die Amtspflicht in die arktischen Regionen. Als die beiden abreisten, sagte ich meinem Bruder für die Ewigkeit lebewohl. Bengalen ist ja so weit von Norwegen! Acht Tage später firmte ich zu Hammerfest, mehrere hundert Meilen von Selbo. Nach der Feier wurde mir eine Depesche eingehändigt. „Bruder am Sterben. Furchtbarer Blutsturz. Zulchen.“ Großer Gott! Und ich am Ende der Welt, verpflichtet, noch mehrere Stationen zu besuchen! Aber die Pflicht geht allem anderen vor.

Endlich sind die kanonischen Visitationen zu Ende, und ich eile nach Selbo. Mein Bruder ist etwas besser, muß aber noch das Bett hüten. Meine arme Schwester ist gebrochen von Sorgen und Nachtwachen. Dieser Kummer, in Verbindung mit all den vorhergegangenen Anstrengungen und dieser erzwungenen Reise, riefen bei mir eine starke Gehirnerschütterung hervor, die mich beinahe dahingerafft hätte. Und unsere Schwester steht nun zwischen den Krankenlagern beider Brüder, welche kaum sprechen können, am Ufer eines Bergsees, weit entfernt von jedem Arzte.

Arme Schwester, nie werden deine Brüder, von denen der eine ganz frisch und gesund nach Bengalen zurückkehren konnte, der andere noch nicht ganz hergestellt, aber doch wieder auf den Beinen ist, nie sage ich, werden sie es dir vergessen, was du während dieser Schmerzentage für sie gethan hast!

Und darum hat Selbo für sie nicht mehr die frühere Anziehungskraft.

V. Kapitel.

Im hohen Norden.

1. In die arktischen Regionen hinein.

Zu Trondhjem mußte ich mich von meinem Begleiter trennen. Er fuhr mit der Eisenbahn nach Christiania, während ich mich zum neunten Male, seit ich in Norwegen bin, zum Nordlande und nach Lappland wandte, um dort die Gläubigen zu stärken, die hl. Firmung zu spenden und mit meinen Amtsbrüdern neue Wege zur Erweiterung unsers Arbeitsfeldes aufzufinden. Ich hatte eine dreitägige Seefahrt zu machen, um Harstad, unsere erste nordische Station, zu erreichen. Aber Langeweile habe ich nicht empfunden. Die Unterhaltungen mit den zahlreichen Touristen, welche das Land der Mitternachtsonne besuchen wollten, die vertraulichen Gespräche mit den guten Norwegern, welche mich mit Freuden von unserer hl. Kirche reden hörten, füllten viele, viele Stunden aus. Weiter hatten wir das Vergnügen, die Hunderte von Inseln und Inselchen in Augenschein zu nehmen, zwischen denen das Schiff sich mühsam hindurchschlängelte, die phantastischen Gestaltungen der Berge zu bewundern, welche aus dem Schoße des Wassers emporstiegen: den Torghatten, der von einem natürlichen Tunnel durchstoßen ist, den Hestmand, der zu Pferde auf dem Polarkreise sitzt, und nach allen Seiten tausend andere Gipfel, die einen noch seltsamer als die anderen. Oder wir suchten den Augenblick zu erhaschen, wo der Walfisch sich durch seinen Wasserstrahl verraten und uns seinen riesigen Rücken zeigen würde. Ein besonderes Vergnügen machte es uns, die zahllosen Wasservögel, die in der Luft umherflatterten und das Wasser bedeckten soweit das Auge reichte, in ihren Bewegungen zu beobachten. Auch den Heringsfängern



Der Seftmand.

bei ihrem interessanten Handwerk zuzuschauen, hatten wir oft genug Gelegenheit. Und dann bogen wir fast jeden Augenblick in ein neues Fjord ein. Selbst bei Nacht konnte man sich noch angenehm beschäftigen. Hat man einmal den Polarkreis hinter sich, dann geht die Sonne nicht mehr unter. Um Mitternacht noch vergoldet sie mit ihren Strahlen das Meer und die Inseln und die Gletscher des Festlandes und läßt uns das wunderbar mannigfaltige Spiel ihrer Farben und Schattierungen anstaunen.

2. Die skandinavischen Forscher.

Eben fährt das Schiff „Virgo“ an uns vorbei, welches den berühmten André nach Spitzbergen gebracht hatte, von wo er im Luftballon die Entdeckungsreise zum Nordpol antreten wollte. Hat er ihn entdeckt? Man weiß es nicht. Sicher ist nur, daß er noch nicht zurückgekehrt und daß sein Unternehmen ein nutzloses Wagnis gewesen ist, weil er in Anbetracht seiner beschränkten Mittel schwerlich hoffen durfte, nach Nansens Reise die Wissenschaft mit neuen Entdeckungen zu bereichern. Was Nansen betrifft, bei dessen glorreichem Empfange in Christiania, nach seiner Rückkehr aus den Polar-gegenden im Jahre 1896, ich selbst mitthätig gewesen bin, so lag die Sache anders. Er hatte alles vorausgesehen. Er wußte, daß, wenn einmal sein Schiff von den Eisschollen nördlich der Beringstraße eingeschlossen war, eine Strömung, die nach seiner Berechnung von da auf Grönland zu und nahe am Nordpole vorbeigeht, ihn gegen den Nordpol treiben und von dort in die offenen Gewässer zwischen Spitzbergen und Grönland bringen würde. Er wußte, daß sein Boot, die Fram, das unter seiner eigenen Leitung erbaut war, jedem Drucke der Eismassen widerstehen würde. Er hatte Vorräte aller Art für mehr als fünf Jahre an Bord untergebracht, nebst den vollkommensten Instrumenten zur Anstellung der wissenschaftlichen Versuche. Er hatte die Elite der norwegischen Marine und Wissenschaft als Schiffsmannschaft und als Gefährten ausgewählt, Männer von vollkommen erprobter Unererschrockenheit, Treue und physischer Widerstandskraft.

Der Ausgang seiner Expedition ist bekannt. Am 21. Juli 1894 hatten Nansen und seine zwölf Gefährten Norwegen lebewohl gesagt,

und die sibirische Küste verfolgt, um im Norden der Beringstraße in die Eismassen hinein zu steuern. Bis zum 3. März war die Fram mitten in der Polarwüste, wo das Jahr in einen Tag und in eine Nacht von je sechs Monaten zerfällt, von diesen Eismassen eingeschlossen gewesen, dann aber wohlbehalten bis zum 84° 5' nördlicher Breite gelangt. Aber nun ergriff Nansen die Ungeduld. In Begleitung seines treuen Freundes Johansen verließ er das Boot, um auf einem Schlitten in das Reich des Nordpols vorzudringen, während die Fram unter Sverdrups Kommando stets die mit Eisbergen bedeckte Strömung verfolgte. Nansen und sein Begleiter erreichten am folgenden 7. April 84 14° Grad nördlicher Breite; aber weil die Eismassen anfangen, sie gegen Süden zu treiben, mußten sie die Hoffnung, den Pol zu erreichen, aufgeben, obwohl sie demselben so nahe waren. Sie beschloßen, zurückzugehen. Erst am 18. August, nach unsäglichen Entbehrungen, langten sie auf der öden Insel Franz-Josephs-Land an. Dort brachten sie den Winter zu, und dort entdeckte sie die englische Expedition Jacksons am 18. Juli 1896. Am 13. August setzte Jacksons Boot „Windward“ sie zu Bardö ab, im Norden des norwegischen Lapplandes. Merkwürdigerweise hatte Nansen Lappland noch nicht verlassen, als die Fram dort ebenfalls ankam nach einer äußerst glücklichen und an unschätzbaren wissenschaftlichen Resultaten reichen Reise. Noch merkwürdiger ist, daß während der ganzen langen Reise niemand an Bord krank gewesen war.

Während ich unsern ausländischen Mitreisenden die Einzelheiten dieser Expedition erzählte, hörte ein bescheidener Passagier schweigend zu und blies dicke Rauchwolken aus seiner kurzen Pfeife. Sobald meine Beredsamkeit erschöpft war, redete der Kapitän uns an mit den Worten: „Gestatten die Herren, daß ich Ihnen den Herrn Sverdrup, den Kapitän der Fram vorstelle?“ Der bescheidene Biedermann mit der Pfeife war kein anderer als der berühmte Begleiter Nansens während seiner Durchquerung Grönlands auf Schneeschuhen. Er war auf der Reise nach Hammerfest, wo er das Kommando eines Touristenbootes übernehmen sollte, welches zwischen Lappland und Spitzbergen fährt. Denn Spitzbergen ist ein stark besuchter Sammelplatz¹⁾ der Touristen geworden. Es hat ein Hotel und sogar ein

¹⁾ Die Touristenroute Hammerfest-Spitzbergen ist später wieder eingestellt worden und Sverdrup hat eine selbständige Entdeckungsreise nach den Küsten Grönlands unternommen. (Anmerkung des Übersetzers.)

Postbureau. Gegenwärtig fährt Ewerdrup mit seiner Fram nördlich von Grönland, um die geographischen Geheimnisse dieser Küstengegenden zu belauschen, während Nansen, nachdem er in der alten und in der neuen Welt Vorträge gehalten, als reich dekorierter und remunerierter Professor an der Universität von Christiania der ebenso gefährvollen wie ruhmreichen Laufbahn eines Polarforschers lebwohl gefagt hat.

3. Nils.

Während unserer Plauderei haben Sie vielleicht ganz dieses Bürschchen übersehen, welches uns mit leuchtenden Augen zuhört, als wären es seine Heldenthaten, die wir erzählen. Das ist Nils.

„Wer ist das, Nils?“

„Wie, Sie kennen Nils nicht? Nils hatte Vater und Mutter verloren. Nach dem Gesetze betreffs der Dissenters hatten die Armenverwaltung und die mit der Fürsorge für die Erziehung der Waisen und der verwahrlosten Kinder beauftragten Behörden das Recht, die katholischen Waisen oder armen verlassenen Kinder bei Protestanten unterzubringen, und diese besitzen die außerordentliche Befugnis, sie in ihrer Religion zu erziehen. Auf mein Gesuch ist dieser Zustand der Dinge kürzlich von unsern Gesetzgebern abgeändert worden. Augenblicklich ist man damit beschäftigt, die letzten Spuren desselben zu tilgen. Um den kleinen Nils nicht in die Gefahr zu bringen, seine Religion ändern zu müssen, nahmen wir ihn in unsere Anstalt zu Christiania auf. Dort fand er eine neue Mutter und einen neuen Vater, sogar eine Großmutter, die Provinzialoberin und einen Großvater, meine Wenigkeit.

Die „Mutter“ ist die Schwester Maria. Seit mehr als fünf- undzwanzig Jahren hält diese fromme Tochter Savoyens den Schwestern zu Christiania belehrende und erbauliche Vorträge auf Deutsch, Italienisch, Französisch und Norwegisch, denn sie spricht alle diese vier Sprachen. Sie wird von den Böglingen der Anstalt hochverehrt. Wenn dieselben groß geworden sind, und Schwester Maria, der niemand etwas abschlagen kann, ihnen eine Stelle und Lebensunterhalt verschafft hat, dann bleibt sie stets ihre Vertrauensperson.

Schwester Maria hatte das Herz des kleinen Nils in so hohem Grade gewonnen, daß er ihr sogar die Kapitalien anvertraute, welche er verdient hatte, sei es als Kohlenträger der Frau Sandborg, die als noble Französin immer reichlich seine Dienste vergütete, oder als Messediener für ausländische Touristenpriester. Noch mehr, so oft der Herr Pfarrer von den unglücklichen Kindern Chinas erzählte oder von dem Vereine der hl. Kindheit und ähnlichen Liebeswerken sprach, dann gab Nils der Schwester Maria ein verstohlenes Zeichen, als wollte er sagen: „Greifen Sie nur in meine Kasse, ich erteile Ihnen später Entlastung!“

Der „Vater“ des Nils war der liebe Herr Möllenbeck, der sich auf den Missionsdienst vorbereitete und dem Gott ein großes Herz voll Liebe für die Kleinen gegeben hatte. Nils wußte dieses Herz auch entsprechend zu schätzen. Dem Herrn Möllenbeck bei der hl. Messe zu dienen, für ihn eine Bestellung auszuführen, ihn auf dem Spaziergange begleiten zu dürfen, das war für Nils der dritte Himmel. Gott weiß übrigens, wie viel Äpfel aus der großen Tasche des Herrn Möllenbeck in die kleine Nils' gewandert sind, und wie viele große Kupferstücke das Kapital des Nils vergrößert haben. Aber kein Erdenglück ist von Dauer. Plötzlich verbreitete sich das Gerücht, Herr Möllenbeck sei zum Pfarrer von Hammerfest ernannt. Das war unerhört. Den so geliebten und verehrten Priester auf einen Posten zu schicken, der nur drei Schritte vom Nordpol entfernt ist, wo es so kalt ist, wo der Schnee neun Monate des Jahres nicht schmilzt, wo er anstatt der artigen Knaben in Christiania nur schmutzige Lappen finden wird, wo es keine Äpfel giebt, sondern nur Steine und ein wenig Salat — nein, das wird sein sicherer Tod sein. Und da fingen die Mädchen an zu weinen, und die Knaben zu seufzen. Nie hätten sie gedacht, daß Seine Bischöfliche Gnaden so grausam sein könnten. Aber Nils weint nicht und seufzt nicht. Ein großer Entschluß reißt in seinem Herzen heran. Adieu Christiania! Leb wohl, Sonne und Äpfel! Er geht mit Herrn Möllenbeck und will mit ihm sterben. Er sucht Schwester Maria auf.

„Wie viel kostet die Reise nach Hammerfest?“

„Benigstens 25 Öre (oder 30 Pfennige).“

„25 Öre? Und wie viel habe ich in meiner Börse?“

„10 Öre im ganzen.“

Nils erbleichte.



Schiffe der Lofoteninseln, auf den Stodkfishfang ausgehend.

„Könnten Sie mir nicht das Fehlende vorstrecken? Ich muß Herrn Möllenbeck nach Hammerfest begleiten.“

„Unmöglich! Du wärest imstande, Schwester Maria zu verlassen? Du Undankbarer!“

„Schwester Maria, Sie behalten die andern Kinder, aber Herr Möllenbeck wird niemand mehr haben.“

„Das ist wahr. Gut, so höre! Du kannst jetzt noch nicht mit ihm gehen, aber du wirst ihm später folgen, wenn du reicher und etwas größer bist. Bis dahin werde ich dir eine schöne Ausstattung verschaffen, und du wirst in der Schule fleißig lernen, damit du bei deiner Ankunft in Hammerfest dem Herrn Möllenbeck Ehre machst.“

So einigten sie sich. Herr Möllenbeck ist abgereist. Nils legt Ersparnisse an; nur der Verein der hl. Kindheit kann ab und zu noch ein Almosen von ihm erlangen. Er studiert ohne Aufhören und schreibt oft an Herrn Möllenbeck.

Fünfehn lange Monate sind so verfloßen. Da schreibt mir der Pfarrer von Harstad, daß er in seiner neuen Station noch keinen passenden Messediener habe, und fragt an, ob ich ihm nicht einen braven Waisenknaben schicken könne, der fähig sei, ihm bei der hl. Messe zu dienen; er werde für seine Erziehung Sorge tragen.

Von Harstad nach Hammerfest hat man nur 25 bis 30 Stunden mit dem Dampfer zu fahren — eine wahre Bagatelle in Norwegen.

Ich wählte Nils. Er sollte also Hammerfest näher kommen. Er war außer sich vor Freude. Schwester Maria machte ihm seine Ausstattung zurecht, erlangte für ihn ein freies Ferienbillet bis nach Trondhjem. Hier traf er mit mir zusammen, und so reisen wir mit einander zum Norden. Wenn die Touristen mir etwas Ruhe lassen, schleicht er sich an mich heran und stellt tausend Fragen. Er zeigt mit dem Finger auf die Fischerhütten am Gestade des Meeres und fragt, ob das die Bäder der Leute dort seien. Beim Anblick der Massen von Heringen, die in gewaltigen Netzen eingeschlossen sind, fragt er, ob das Meer deshalb so salzig sei, weil so viele Heringe darin seien. Während wir durch das Vestfjord fahren, zwischen dem Festlande und der Inselkette der Vosoten, erzähle ich ihm, wie Jahr für Jahr, während der langen Dunkelheit und der starken Kälte, 20 bis 30 Tausend Fischer mit Lebensgefahr sich in diesen Küstengegenden dem Stockfischjange widmen. Bei Kabelvaag beschreibe

ich ihm das interessante Schauspiel, welches sich darbietet, wenn die Fischerboote morgens beim Scheine des Nordlichtes auslaufen und abends bei demselben Scheine heimkehren. Bei unserer Einfahrt in das Ofotenfjord erkläre ich ihm, daß man dort bald die Eisenbahn münden sehen wird, welche von Lulea am Ufer des Bottnischen Meerbusens kommt, über Gellivara, von wo sie uns den Reichtum an Eisenerz zuführen wird, mit dem wir Europa überschwemmen werden.

„Geht diese Eisenbahn nicht nahe beim Herrn Möllenbeck vorbei?“ fragt er, mich unterbrechend.

„Nein, aber sei brav, dann wirst du trotzdem Herrn Möllenbeck wiedersehen.“

„Wenn ich Priester würde, könnte ich dann nicht Herrn Möllenbecks Vikar werden?“

Sie sehen, Herr Möllenbeck ist der einzige Gegenstand, woran er denkt und wovon er spricht.

Es war Mitternacht, als ich ihn zu seinem kleinen Lager begleitete mit dem Versprechen, ihn vor unserer Ankunft in Harstad zu wecken. Um vier Uhr morgens rüttelte ich ihn auf.

„Sind wir in Hammerfest?“ fragte er und rieb sich die Augen.

„Nein, aber wir sind nahe bei Harstad, darum stehe auf.“

Auf der Höhe von Harstad ging ich wieder zu ihm, um zu sehen, ob er fertig wäre. Er war wieder eingeschlafen.

„Kommen wir jetzt zu Herrn Möllenbeck?“

„Nein, aber spute dich, wir müssen zu Harstad aussteigen.“

Wir waren am Kai angekommen, aber Nils erschien nicht. Ich lief hin, ihn zu holen, er war angekleidet, aber lag schlafend neben seinem kleinen Reisegepäck. Ich mußte ihn also auf den Armen zum Berdeck tragen.

Beim Anblick des Priesters, der gekommen war, uns abzuholen, stieß er einen lauten Schrei aus.

„Ah! Herr Möllenb . . . Nein, er ist es nicht.“

Und heiße Thränen weinend folgte er uns zum Pfarrhause.

Armer, kleiner Nils! Während der Feierlichkeiten der kanonischen Visitation und der Firmung war er zu beschäftigt, um an seinen lieben Herrn Möllenbeck zu denken. Als ich aber nach Beendigung meines Dienstes meinen Confrater umarmte, um wieder in See zu gehen, sagte mir Nils ins Ohr:

„Er ist gut, der Herr Pfarrer, und ich will gern bei ihm bleiben. Aber, nicht wahr? Sie werden Herrn Möllenbeck sagen, daß er bald kommen und seinen Nils besuchen muß.“

Ich gab ihm 5 Kronen (5 $\frac{1}{2}$ Mark) für seine kleine Börse.

„Ich werde sie in die Bank legen,“ sagte er, „oder vielmehr in zwei Banken; denn wenn die eine Bankerott macht, so bleibt mir noch etwas, um zu studieren und Herrn Möllenbecks Vikar zu werden.“

Er hat inzwischen Herrn Möllenbeck wiedergesehen. Oh, welche Seligkeit!

Vielleicht ist unter den freundlichen Lesern jemand, der sich für diesen kleinen hochherzigen Waisenknaben interessiert. Priester wird er wohl nicht werden, aber ein braver Katholik jedenfalls.

4. Missionsdienst in den Regionen des Nordens.

Im ersten Teile meiner Reisebilder (IX. Kapitel) habe ich eine allgemeine Vorstellung gegeben vom Nordlande und von Lappland, von ihren geheimnisvollen Schönheiten im Sommer, wo die Sonne Tag und Nacht ihre Bahn um den Horizont herum beschreibt, von ihren Schrecken im Winter, wo selbst um Mittag nur der Mondschein und die phantastischen Nordlichter die Dunkelheit unterbrechen, und wo die Stürme zwischen den eisumstarrten Bergspitzen und in den finsternen Schluchten ihre Entsetzen erregenden Konzerte aufführen. Ich habe die Sitten, den Charakter, die Lebensweise der Bewohner dieser Gegenden beschrieben: der Norweger, dieser leibhaftigen Riesen des Nordens, der Finnländer mit dem Typus und der Sprache der Mongolen, und der zwerghaften Lappen, deren Leben von ihren Rentieren untrennbar ist. Ich habe von unsern Anstalten gesprochen, von den Leiden, Arbeiten und Hoffnungen unserer Priester und Schwestern in diesem schwierigen Teil des Weinbergs des Herrn, wo nur die Liebe zu Gott und zu den unsterblichen Seelen den Mut aufrecht zu halten und zum Ausharren zu bewegen vermag. Ich will dieses Bild mit seinen wechselvollen Farben nicht von neuem aufrollen.

Während das Boot seinen taktmäßigen Gang fortsetzt inmitten zahlloser Inseln mit Bergspitzen von Eis und Wänden von Granit, die

nur selten einen Streifen bebauten Landes aufweisen, wo mancher Katholik wohnt fern von seinem Seelsorger, erlaube ich mir, den Leser einzuladen, unsere Priester in diesen Regionen auf ihren amtlichen Wanderungen zu begleiten.

In ihren Mußestunden pflegen diese meine lieben Mitarbeiter ihre Beschäftigungen, ihre Freuden und Leiden schriftlich aufzuzeichnen und mir davon Mitteilung zu machen. Ich nehme aufs Geratewohl einen der Briefe des Herrn Offerdal, Missionars zu Tromsö, der eine Zeitlang die Station Harstad auf der großen Insel Hindö verwaltet hat.

„Hochwürdigster Herr Bischof!

Sie wünschen gewiß zu erfahren, wie ich mir durchhelfe, seitdem Sie mir neben dem weiten Bezirk von Tromsö auch die Verwaltung der Station Harstad übertragen haben. Während des Winters habe ich Harstad nur selten besuchen können. Unser Katechist dort thut übrigens alles, was in seinen Kräften steht, um mich zu ersetzen. Aber jetzt im Sommer habe ich mich dort vierzehn Tage aufhalten können, hauptsächlich um die von ihm vorbereiteten Neophyten aufzunehmen und die zerstreut wohnenden Katholiken zu besuchen, die meiner Dienste am meisten bedürfen. Nach etwa zwölfstündiger Fahrt kam ich ganz spät abends in Harstad an. Am folgenden Tage, der ein Sonntag war, hielt ich den regelmäßigen Gottesdienst. Die Kirche war voll von Leuten. Wegen des schönen Wetters fuhr ich noch an demselben Abende mit dem Boote zum Grovfjord, um einen katholischen Knaben zu besuchen, der bei einem lästadianischen Bauern in Dienst steht. Der Fanatismus dieses Mannes flößt mir Besorgnis ein für die Standhaftigkeit meines Pfarrkinds.

Welche herrliche Fahrt! Um Mitternacht noch stand die Sonne über dem Horizonte. So oft eine leichte Welle das Schiff emporhob, schien die Sonnenscheibe aus dem Meere hervorzukommen, um uns mit ihren goldenen Strahlen zu überschütten. Wenn das Schiff sich senkte, schien die Sonne ins Meer zu tauchen, um ihre Glut zu mildern. Bei der schaukelnden Bewegung auf den regelmäßig bewegten Wassern konnte man sich versucht fühlen, auf dem Verdeck einzuschlafen. Aber wie könnte man schlafen inmitten der Schönheiten unserer Küstengebiete, wo die Berge mit ihren Gletschern, wo die purpurnen Bogen des Meeres, wo das Grün der Küsten, wo die Ströme des

Lichtes, wo alle Farben des Regenbogens das Auge entschädigen für die Entbehrung der Sonne, welche es während des Winters ertragen muß!

Bersunken in die Betrachtung dieser Reize der Natur fand ich mich unvermerkt gegen zwei Uhr morgens am Ziel meiner Reise. Das Boot mußte acht Stunden später zurückkommen. Ich stieg aus und erfuhr sofort, daß der Hof, auf welchem der Knabe wohnte, 20 Kilometer entfernt war, und daß keine auch nur halbwegs des Namens würdige Straße dahin führte. Ich machte mich trotzdem auf den Weg. Nach halbstündigem Marsche geriet ich in einen entsetzlichen Sumpf. Ich versuchte von einem Erdhügel auf den andern zu springen, aber das Gewicht meines Tragaltars in Verbindung mit dem meinigen machte, daß ich bei jedem Schritt tief einsank. Bald gingen Schmutz und Wasser mir bis über die Kniee, und wenn ich weiter gegangen wäre, hätte ich die hübsche Aussicht gehabt, in diesem Meere von Schlamm vollständig zu verschwinden. Die Partie war also verloren. Wenn ich gegen zehn Uhr nicht wieder am Landungsplatze war, sah ich mich für volle acht Tage festgelegt. Nebenbei konnte ich auch den Knaben nicht mehr nüchtern antreffen, um ihm die hl. Kommunion zu reichen. Also zurück! Als ich wieder am Ufer des Fjordes anlangte, nahm ich ein Bad, um mich von dem Schmutze zu reinigen, der an meiner Hose und an meinen Strümpfen klebte. Ich hatte nur die Möven als Zeugen, die schon um diese frühe Morgenstunde auf der Nahrungsjuche waren und jeden Augenblick untertauchten, um die kleinen Fische zu erhaschen. Ein kurzer Spaziergang im Sonnenschein trocknete einigermaßen meine nassen Kleider und ich kehrte zur Landestelle zurück, um bis zur Abfahrt des Bootes auszuruhen. In einer kleinen Hütte wollte man mir gern ein Bett überlassen, gleichzeitig mit der Besatzung, die schon lange zuvor davon Besitz genommen hatte. Ich brauche kaum hinzuzufügen, daß ich eilig Reißaus nahm — leider schon zu spät. Das Übrige können Sie erraten. Endlich langte das Boot an, nahm mich an Bord und setzte mich zehn Stunden später zu Sandtorv wieder ans Land, wo eine arme Witwe mich seit langem erwartete. Ruhe während der Fahrt war mir nicht vergönnt gewesen; denn alle Augenblicke wurde ich von irgend einem braven Protestanten angedet, der mich über die katholische Religion befragte oder mir beweisen wollte, daß seine Religion die rechte wäre. Sie wissen aus Erfahrung, wie viel Vorsicht und Geistesgegenwart derartiger Unterhaltungen erfordern.

Die Leute wissen eine Masse von Bibeltexten an den Fingern aufzuzählen und besitzen eine erstaunliche Gewandtheit, dieselben wohl oder übel anzuwenden. Weil kaum zwei Protestanten in Religionsangelegenheiten übereinstimmen, und bei alledem die Religion ihnen über alles geht, liegen sie fortwährend mit einander im Streite und werfen sich Bibeltexte an den Kopf. Denn da sie weder die Autorität der Überlieferung noch das Vehrant der Kirche anerkennen, so sind sie auf die Bibel allein angewiesen, und was die Bibel nicht sagt, das zwingen sie dieselbe zu sagen.

Von Sandtorv hatte ich noch acht Kilometer zu gehen, um zu der armen Witwe zu kommen. Zum Glück traf ich ein anderes meiner zerstreuten Schäflein, einen ungarischen Deserteur, der seit 1866 in Norwegen sein Brot verdient und zwar im Winter durch den Verkauf von Mausefallen, im Sommer durch den Lachs- und Forellensfang. Er fühlte sich glücklich, meinen Altar tragen und mich zu der Hütte der armen Frau geleiten zu können, wo wir sehr spät in der Nacht ankamen. Ich hatte gehofft, dort eine kurze Nachtruhe genießen zu können. Aber nein. Außer meinem Pfarrkinde beherbergte die Hütte noch eine andere Witwe mit vier Kindern, so daß alles, Betten und Fußboden, besetzt war. Nun hätte ich wohl im Freien, in der Wärme der Mitternachtsonnenstrahlen schlafen können. Aber Sie wissen, daß die Stechmücken, die im Sommer ganz Norwegen plagten, mich würden schwer dafür haben büßen lassen. Unser Entschluß war darum bald gefaßt: „Wir gehen und fischen in dem nahen Bergsee. Die arme Frau hat ja nicht einmal ein Stück Brot anzubieten; wir können ihr und uns vielleicht eine kleine Mahlzeit verschaffen.“ Und wirklich kamen wir einige Stunden später mit einem halben Duzend Lachse zurück.

Voriges Jahr hatte ich in dieser selben Hütte die hl. Messe gelesen. Weil es stark regnete und das Dach durchlöchert war, konnte ich für meinen Altar kaum einen geschützten Platz finden. Diesmal rannen die Tropfen von meiner Stirn. Denn in dem nur einige Quadratmeter breiten, Tag und Nacht von der Sonne durchglühnten Zimmer herrschte eine wahrhaft tropische Hitze. Aber da mein Gott und Heiland es nicht verschmähte, in diesen primitiven Tempel hinauzusteigen, so durfte sein Diener sich nicht beklagen. Die arme Witwe war vor Glückseligkeit außer sich.

Nach Beendigung der hl. Messe handelte es sich darum, wieder nach Harstad zu kommen. Weil an diesem Tage kein Boot in



Eine Rentierherde zu Tromsö.

Sandtorv landete, mietete mein wackerer Ungar eine Barke und brachte mich bis Gräsholmén. Von da hatte ich noch 25 Kilometer zurückzulegen, meinen Tragaltar auf dem Rücken, bei einer erstickenden Hitze.

Als ich endlich angelangt war, fühlte ich mich so erschöpft, daß der Katechist mir beim Auskleiden helfen mußte. Ich war 60 lange Stunden auf den Beinen gewesen — gewiß ein langer Tag. Aber ich hatte einer christlichen Seele das Brot der Engel reichen können — das ließ mich alle Strapazen vergessen. Einige Tage später reiste ich wieder ab, um andere im Vosoten-Archipel oder im Hintergrunde des Ofotenfjords versteckte Schäflein aufzusuchen. Der göttliche Hirt segnete meine Arbeiten. Ihm sei Dank!"

5. Eine lange Nacht.

Wünschen Sie als Seitenstück zu diesem langen Tage eine von demselben Missionar Herrn Offerdal beschriebene lange Nacht kennen zu lernen, dann lesen Sie den folgenden Brief:

„Unsere Arbeiten, unsere Sorgen, unsere Hoffnungen, unsere Freuden sind die Ihrigen. Ich bin gewiß, daß es Ihnen Vergnügen macht, zu lesen, was wir hier thun am Ende der Welt.

Der Fischfang hört das ganze Jahr nicht auf; jedermann lebt von demselben. Er macht aus unserer Bevölkerung wahrhafte Nomaden. Ebenso wie die Lappen gezwungen sind, ihren Renttieren nachzugehen, müssen die Fischer den Fischen folgen, die sehr launenhaft in der Wahl ihres Wohnortes sind. Daher haben viele unserer Leute kein festes Domizil, und wenn man eine ihrer Wohnungen aufsuchen muß, so ergeben sich oft sonderbare Resultate.

So hatte vor einigen Jahren die Armenverwaltung von Hammerfest einen über sechzig Jahre alten, mittellosen Katholiken nach der Insel Dyrö, etwa 100 Kilometer von Tromsö, geschickt, weil er auf dieser Insel geboren war. Er hatte dieselbe als kleiner Knabe verlassen, war aber niemals zwei Jahre, die zur Erlangung eines Unterstützungswohnsitzes erforderlich sind, in einer Gemeinde geblieben. Dieser gute Mann war gegen Ende November erkrankt, ich mußte

ihn also besuchen. Ich fuhr mit einem Dampfer ab und langte nach zwölfstündiger Fahrt am Abende bei der Landestelle zu Langhavn an. Es herrschte eine grimmige Kälte, alles starrete vor Schnee und Eis. Vom Landeplaz bis zu meinem Bestimmungsorte hatte ich nur einige Kilometer zurückzulegen; aber ich war nie auf der Insel Dyro gewesen, konnte auch an Ort und Stelle keinen Begleiter aufstreiben. Daher beschloß ich, die Nacht an der Station zuzubringen. Dieser Entschluß war leichter zu fassen als auszuführen. Die einzige verfügbare Dachstube war gepfropft voll von Leuten beiderlei Geschlechts, die auf ein anderes Boot warteten, welches jeden Augenblick, aber auch erst nach zwölf Stunden ankommen konnte. Eine auf eine leere Flasche gestellte Talgkerze warf hinreichendes Licht auf die Scene, um mir klar zu machen, daß hier meines Bleibens nicht sein konnte. Ich mußte also noch am Abende die Hütte meines alten Katholiken ausfindig zu machen suchen. Meinen Tragaltar auf dem Rücken, trat ich meine nächtliche Wanderung an. Es war nicht ganz dunkel; die funkelnden Sterne und der Widerschein der Nordlichter erhellete einigermaßen die Finsternis. Als ich meiner Berechnung nach die Strecke zurückgelegt hatte, kam ich an eine Hütte. Ich klopfte ans Fenster. Nach viertelstündigem Warten streckte eine alte, noch halb schlafende Frau den Kopf hinaus und fragte:

„Wer ist da?“

„Um Vergebung, gute Frau, können Sie mir vielleicht sagen, wo André Kvam wohnt?“

„Du suchst André Kvam? Dann bist du zu weit gegangen.“

„Nach welcher Seite muß ich denn gehen?“

„Du mußt auf demselben Wege, den du gekommen, zurückgehen.“

Ich mache also Kehrt. Da liegt eine andere Hütte. Dieselben Fragen, dieselben Antworten. Doch sind die Angaben diesmal genauer.

„Du brauchst nur diesen Hügel da vor dir zu ersteigen, dann wirst du die gesuchte Wohnung finden.“

Schön so, also wieder weiter marschirt. Ich „marschierte“ nicht mehr, ich schleppte mich vorwärts. Endlich erreiche ich das Haus. Die Thüre steht offen. Wozu auch sollte man sie schließen? Wenn es in diesen Gegenden Diebe giebt, dann verschmähen sie es doch, jemand im Schlafe zu bestehlen. Das wäre Feigheit, ja Gemeinheit. Ich trete festen Schrittes ein. Aegyptische Finsternis. Mittelfst eines

Bündhölzchens entdeckte ich eine Kerze und trete ohne Umstände in eine Stube, worin sich Leute befanden.

„Wohnt hier André Kdam?“

„Ja, steige die Leiter hinauf, er ist da oben.“

Ich steige hinauf, ich komme auf den Speicher, ich stoße eine Thüre auf, hinter welcher ein kräftiges Schnarchen mir Andrés Anwesenheit verkündet.

„Gelobt sei Jesus Christus! André, hier bin ich.“

Der Mann erhebt sich im Bette. Großer Gott! das kann mein alter André nicht sein. Das ist ja ein junger Mann, wohlgenährt, mit rosigem Antlitze. Ich frage ihn nach seinem Namen.

„André Kdam me.“

„Aber ich suche André Kdam.“

„Dann hast du deinen Weg verfehlt, Priester.“

Und mit der größten Liebenswürdigkeit beschrieb er mir den Weg, den ich einschlagen mußte, um meinen alten Kdam zu finden.

Also noch einmal vorwärts. Ich habe nicht gezählt, wie oft ich während dieses Ganges im Finstern gestürzt bin, alle zwanzig Schritte wenigstens einmal. Endlich, gegen fünf Uhr morgens kam ich an eine Hütte, wo ich den richtigen André fand, und zwar auch auf dem Speicher. Der arme André! An Luft fehlte es ihm jedenfalls nicht; denn der Wind hatte durch tausend Spalten Zutritt zu seinem Kämmerchen. Und sein Bett? Vier zusammengenagelte Bretter einiger alten Kisten, ein paar Säcke und eine Decke, die aus uralter Zeit stammen mochte, wo André selbst noch jung war. Es war zum Erbarmen. Es fehlte ihm an allem bei den Leuten, die ebenso arm waren wie er, denen die Armenverwaltung monatlich ein paar Kronen für ihn als Pension ausbezahlte. Ein Hering, ein wenig Gerstenbrot und in Wasser gekochte Kartoffeln bildeten sein Mittagsmahl.

Nachdem ich seine Beichte gehört, half ich ihm in das untere Zimmer hinuntersteigen. Dort las ich, so gut es ging, die hl. Messe und reichte ihm die hl. Kommunion. Wie glücklich war er! Und wie strahlten seine halb erlöschenen Augen, als sein göttlicher Heiland bei ihm Einkehr hielt! Alle seine Leiden waren vergessen. Ich blieb noch einige Stunden bei ihm, bis meine Pflichten gegen andere Schäflein mich zum Abschiede mahnten. Ich gab ihm dann das bißchen Geld, welches ich noch besaß, und sagte ihm lebewohl. Seine letzten Worte waren: „Mein Vater, ich werde Sie nicht wiedersehen. Der liebe Gott, der

jetzt in meinem Herzen wohnt, wird mich bald zu sich nehmen. Ich freue mich dessen.“

In der That, acht Tage später erhielt ich von Dyrö einen Brief mit der Todesnachricht.

Ich ging zur Beerdigung dahin. Dieses Mal erlebte ich nur Freude. Die ganze Bevölkerung der Insel hatte sich im Sterbehause eingefunden, wo ich praesente cadavere die Totenmesse las und an die versammelte Menge eine Ansprache hielt. Am Nachmittage, vor der Beerdigung, predigte ich nochmals, und auf dem Gottesacker zum dritten Male. Meine Worte machten einen tiefergreifenden Eindruck auf diese armen Leute, und als ich mich verabschiedete von ihnen, wurden zahlreiche Stimmen laut: „Priester, komme bald wieder zu uns, um uns Gottes Wort zu predigen!“ Bisher habe ich leider noch nicht wieder dahin gehen können.“

Inzwischen hat Herr Offerdahl, welcher Norweger ist, sein Amt als Pfarrer von Tromsö gegen das eines Leiters unserer höheren Knabenschule zu Christiania und Redacteurs unserer Zeitung vertauscht. Sein Nachfolger empfing mich damals und stellte mir seine Gemeinde vor.

6. Politische Gefahren.

Sobald ich meine Amtsgeschäfte zu Tromsö erledigt hatte, bestieg ich von neuem das Schiff, um dem Lande der Lappen und Rentiere meinen Besuch abzustatten. Dieses Land ist im eigentlichen Sinne des Wortes das Ende der bewohnten Welt. Nirgends in der That findet man unter einem Breitengrade, der dem Finnmarkens entspricht, bewohnte oder bewohnbare Orte. Lappland verdankt diese Ausnahmestellung einzig dem Golfströme, welcher seine Häfen und Fjorde selbst dann offen hält, wenn die Gewässer von Christiania, von Stockholm und von St. Petersburg von Eisschollen eingeschlossen sind. Dieser Vorteil birgt aber eine Gefahr in sich. Rußland hat nirgends Häfen, die im Winter brauchbar wären, und es ist ein offenes Geheimnis, wie lüstern es ist nach einigen Fjorden Lapplands, besonders nach dem Varangerfjord, das russisches Gebiet berührt, wo es

seine Kriegsschiffe im Winter unterbringen könnte. Inzwischen hat es einen Kriegshafen in der Nähe der Murmanski'schen Küste eingerichtet und verbindet denselben durch Eisenbahnlilien mit Finnland und St. Petersburg. Gleichzeitig bereitet es in seiner Weise den Boden auf norwegischem Gebiete vor. Rußland pflegt bekanntlich sich der orthodoxen Mönche als politischer Pioniere zu bedienen. Nun haben wir seit kurzem eine russische Kirche bekommen zu Boris-Gleb, welche von Mönchen aus dem orthodoxen Kloster zu Petchenga bedient wird.

Die Norweger und die Schweden, diese feindlichen Brüder, welche in der Person ihres gemeinschaftlichen Königs und durch alte Verträge geeinigt sind, aber getrennt durch die Verschiedenheit des Volkscharakters und besonders durch die Bestrebungen der politischen Parteien, thäten gut daran, sich zu verständigen und nicht durch ihre inneren Streitigkeiten, wodurch sie sich nur schwächen, das Spiel ihres Nachbarn zu begünstigen. Was uns persönlich betrifft, so haben wir genug zu kämpfen mit unsern protestantischen Sekten und wünschen keineswegs, daß die Schismatiker sich auch noch einmischen.

7. Ein französischer Reisegefährte.

Einige Stunden nördlich von Tromsö landete unser Dampfer bei der Insel Skaarö, wo sich eine Leberthranfiederei befindet. Die Arbeiter waren gerade damit beschäftigt, einen Wal zu zerschneiden, einen Finkwal, der wohl 20 - 25 Meter lang sein mochte und einen Geruch verbreitete, bei dem man ohnmächtig werden konnte. „Grand Dieu, quel parfum!“ rief ein Herr aus. Niemand antwortete ihm, weil außer dem Kapitän keiner ihn verstand.

„Ähnlich den Odeurs, die Louis Beuillot beschrieben hat,“ sagte ich zu ihm auf französisch.

„Sie sprechen französisch, Herr?“ antwortete er freudestrahlend, „und Sie kennen sogar unsern großen Beuillot? Gepriesen sei der Walfisch für diese Entdeckung!“

Unsere Bekanntschaft war im Nu geschlossen. Man wird so rasch befreundet in fremdem Lande. Dazu hatte ich einen echten und

rechten Franzosen getroffen, d. h. einen durch und durch katholischen, und das brachte uns einander näher. Er sprach mir von Frankreich und ich ihm ausführlich von Norwegen und unserer Mission. Er konnte sich nicht satt sehen an den mächtigen Gletschern, denen wir jeden Augenblick begegneten.

„Hätten wir doch einen derselben in Frankreich, um unsern Champagner zu kühlen!“ sagte er.

„Das würde den Norwegern nicht gerade angenehm sein. Wissen Sie auch, daß der Eishandel mit England und dem Kontinente Norwegen in einem Jahre mehr als 10 Millionen Francs einbringen kann? Und dann, wenn wir unsere Ausfuhr nicht hätten, so würde mein Freund Herr Fisson in Reims schwerlich soviel „Geidsick Monopol“ nach Norwegen befördern, von Christiania bis zum Nordkap.“

Mein neuer Freund konnte nicht begreifen, daß die katholische Kirche in diesem protestantischen Lande freier ist, als in irgend einem katholischen Lande Europas.

„Sie sind also niemals verfolgt worden, hochwürdigster Herr?“

„Ja doch, zweimal bin ich zu 15 Tagen Gefängnis verurteilt worden, weil ich in der Presse die Rechte meiner Kirche verteidigt hatte, und unzählige Male habe ich wegen desselben Verbrechens vor Gericht erscheinen müssen. Die Katholiken waren empört über die Art und Weise, in welcher die Regierung den Katholicismus und seine Diener behandelte, und wählten mich zum Mitgliede des Abgeordnetenhauses. Mit Rücksicht darauf hat die Regierung mir 27 Tage in Gnaden erlassen, aber die 3 übrigen Tage habe ich voll und ganz zwischen den vier Mauern der Gefängniszelle zugebracht. Seit der Zeit ist jedoch alles anders geworden; es ist eine gründliche Reaktion eingetreten; man lebt jetzt in Frieden.“

„Aber ich habe geglaubt, das freiheitliche Regiment hätte schon lange in Norwegen bestanden.“

„In Norwegen, ja. Aber nicht in Norwegen bin ich vor Gericht gefordert und eingesperrt worden für meine Religion, sondern in meinem katholischen Vaterlande Luxemburg. Hier genießen wir alle wünschenswerten Freiheiten, unbeschränkte Kultusfreiheit, vollständige Unterrichtsfreiheit, sogar Steuerfreiheit in manchen Stücken, die Freiheit der Eheschließung ohne Dazwischenkunft des Staates, die Frei-

heit, im Namen und Auftrage der Kirche zu kaufen und zu verkaufen ohne irgendwelche Hindernisse, die Freiheit“

„Halten Sie ein, hochwürdigster Herr! Sie könnten mich dazu verführen, mich in Norwegen niederzulassen.“

„Nein, bleiben Sie in Frankreich! Dort hat man Männer wie Sie sehr notwendig, um die Freiheit der Kirche zurückzuerobern. Sie haben dort ein wahres Apostolat auszuüben, welches uns indirekt zugute kommt. Was würde aus den Missionen werden, wenn die Religion in Frankreich unterliegen sollte?“

„Sie haben recht. Aber wenn ein Franzose sich in Norwegen niederzulassen wünschte, würde er dort freundliche Aufnahme finden?“

„Danach fragen Sie diejenigen, welche bereits da sind. Es ist allerdings kürzlich ein Umschwung der öffentlichen Meinung zu Ungunsten der Franzosen eingetreten, als man hörte, daß Ihre Regierung auf Madagaskar die protestantischen Missionare »verfolgte«. Die norwegischen Lutheraner verwenden nämlich alle Jahre mehr als 280 000 Mark auf ihre Missionen dort. Wir haben eine Reihe von Artikeln und Broschüren veröffentlicht, in denen wir nachgewiesen haben, daß jene Behauptungen reine Verleumdungen sind. Das Beweismaterial haben uns hauptsächlich die »Katholischen Missionen« geliefert. Jetzt ist man in dieser Hinsicht beruhigt. Ja, man hat Frankreich gern und studiert eifrig das Französische. An fast allen unsern Stationen, besonders zu Christiania, müssen unsere Priester und Ordensschwestern zahlreiche Privatstunden geben in dieser Sprache. Unsere Schwestern können kaum allen Anforderungen genügen. Damit soll nicht gesagt sein, daß unsere Priester und Schwestern Ihre Nation besonders begünstigten. Wir sind an erster Stelle Katholiken, dann Kinder Norwegens, sei es geborene oder angenommene. Aber es ist eine für Frankreich erfreuliche Thatsache, daß seit einiger Zeit die französische Sprache sich besonderer Gunst in Norwegen erfreut. Wollte Gott, daß die von den Norwegern gelesenen französischen Schriften ihnen stets zur Erbauung dienen!“

8. Andere Ausländer in Norwegen.

Es giebt noch andere Ausländer in Norwegen, vor allem Deutsche. Das ist leicht zu begreifen. Ihre Sprachen, wenn nicht ihre Charaktere, sind vielfach einander ähnlich. Besonders im Handel und in der Industrie finden die Deutschen lohnende Beschäftigung, und weil sie sehr thätig und sparsam sind, so erwerben sie auch Vermögen hier. Der deutsche Arbeiter wird sehr geschätzt, und wenn er viel verdient, so hat unsere Industrie ihm auch viel zu verdanken.

Man begegnet auch Österreichern hier, besonders in den Glashütten und Töpferwarenfabriken. Die Italiener, welche Norwegen mit ihrer Gegenwart beehren, sind, abgesehen von einigen Stuckarbeitern, meist Drehorgelspieler. Aber diese haben ja auch eine unsterbliche Seele, und manche unter ihnen, die in ihrer katholischen Heimat ihre Religion gänzlich vernachlässigt hatten, erinnern sich in diesem protestantischen Lande ihrer Mutter wieder und kehren zu ihr zurück. Mit Staunen muß ich stets an die große Zahl der glücklichen Personen denken, welche in diesem ihnen fremden Lande den Glauben gefunden oder wiedergefunden haben. So haben wir in Christiania die Freude gehabt, mehrere Israeliten aufzunehmen, welche zum Personal ausländischer Circusgesellschaften gehörten. Und Christiania ist gleichsam ihre Heimat geworden; denn sie schreiben fortwährend an uns und machen uns Mitteilungen über ihre Familien, ihre Freuden und Leiden. Mehrere von ihnen sind wahre Apostel für ihre Genossen geworden. Wenn ihre Truppe wiederkommt nach Christiania, dann führen sie uns die katholischen Mitglieder derselben zu und bezeichnen uns diejenigen, welche ihre kirchlichen Pflichten nicht erfüllen. Mehrmals schon haben wir in der österlichen Zeit Generalkommunionen von Jahrmarktsleuten und Bühnenkünstlern gehabt, auch Erstkommunionen und feierliche Erteilung der Firmung an ihre Kinder.

Sogar die armen Zigeuner betrachten uns als ihre Freunde, weil wir, weit entfernt, sie vor die Thüre zu werfen, uns eifrig um ihr Seelenheil kümmern. Eines Tags wollte eine ganze Bande in der Sankt Olafskirche beichten. Wir begaben uns also sämtlich, meine Priester und ich, in den Beichtstuhl. Aber sie waren unfähig, das



Junge Lappen mit ihren Schneeschuhen.

Sakrament zu empfangen, weil sie die notwendigsten Glaubensstücke nicht kannten. Wir mußten sie fortschicken. Eine Stunde nachher suchte der ganze Trupp uns zu Hause auf.

„Hochwürdigster Herr!“ erklärte der Führer derselben, „wir möchten gern den lieben Gott empfangen. Wir sind Katholiken, aber in katholischen Ländern betrachtet man uns als Ungläubige. Aber wir haben auch eine Seele und wollen in den Himmel kommen. Sie sind Missionäre, und darum dürfen Sie uns nicht fortjagen.“

„Nein, sicherlich nicht, aber dann müßten wir euch vor allem zuerst unterrichten.“

„Danke, danke, Gott wird Sie dafür segnen.“

Es wurde sofort ausgemacht, daß sie jeden Tag zum Unterrichte kommen sollten. Wir teilten uns in dieselben nach dem Alter und Geschlechte.

Drei Wochen lang kamen die braven Leute Tag für Tag, um zu lernen, was sie zur Erreichung der ewigen Seligkeit wissen mußten. Und jedesmal, wenn sie uns verließen, gingen sie in die Kirche und beteten zum lieben Gott, er möchte ihnen den Weg zum Himmel zeigen. Nach Verlauf der drei Wochen gab es Beichten zu hören, Kinder zu taufen, Ehen einzusegnen und zu revalidieren. Für die Generalkommunion hatten die Schwestern die kleinen Kommunikantinnen, welche zum ersten Male zum Tische des Herrn zugelassen wurden, mit weißen und rosenroten Kleidchen geschmückt. Zum Schluß erteilte ich allen denen, die das erforderliche Alter hatten, die hl. Firmung. Wie glücklich waren sie, und wie glücklich waren wir selber! Seit der Zeit scheint Sankt Olaf die Pfarre aller Zigeuner geworden zu sein. Die ersten Neophyten haben ohne Zweifel ihren Zunftgenossen erzählt, daß sie in Christiania liebevolle Aufnahme finden. Sobald sie in der Hauptstadt angekommen sind, ist ihr erster Gang zur bischöflichen Wohnung.

„Gebt uns euer Geschirz zu reparieren! Es wird euch nichts kosten, denn wir haben euch lieb.“

Und dann fängt unsere Missionsthätigkeit wieder an, und wir freuen uns über das Vertrauen, welches diese Leute uns entgegenbringen.

Wie oft schon, wenn ich Zöglinge eines Seminars anredete, habe ich gesagt: „Wenn Sie im Amte sind, vergessen Sie nicht, daß die Komödianten und die Circusleute und die Zigeuner auch Menschen sind mit einer unsterblichen Seele, die für den Himmel geschaffen ist!“

Weiset sie nicht ab! Wir suchen die Ausfägigen auf, um sie zu trösten, und wir sollten unsere Hülfe diesen unter uns wohnenden Brüdern versagen? Wenn sie auch manchmal nichts taugen, wir müssen sie auf den rechten Weg zurückführen. Übrigens habe ich unter ihnen Seelen angetroffen, so herrlich, so rein, so vollkommen, daß ich beschämt die Augen niederschlagen mußte, wenn ich sie mit der meinigen verglich.“

9. Der Missionar und die Lappen.

Wollte Gott, die Lappen wären für unsere Bemühungen ebenso empfänglich, als die Zigeuner! Vom Christentum haben die Lappen meistens nur die Taufe und die protestantischen Vorurteile gegen den Katholicismus. Es giebt aber bei ihnen noch eine Unmasse heidnischer Gebräuche, und ihr sinnloser Aberglaube übersteigt alle Begriffe. Wer z. B. im Frühjahr zuerst einen Vogel singen hört, erwartet mit Blattern und Ausschlag bedeckt zu werden. Wer eine Elster stört, wird ihrer Rache nicht entgehen. Wenn eine Gule sich auf das Dach einer Hütte setzt, wenn eine blaue Flamme über einem Zelte erscheint, so ist das ein Vorzeichen des Todes. Wer von den beiden Brautleuten am Hochzeitstage zuerst in die Kirche tritt oder zuerst seinen Löffel in den Hochzeitsbrei tunkt, muß auch zuerst sterben. Bevor man Wasser trinkt aus einer Quelle oder aus einem Flusse, muß man erst ein Gebet verrichten zur Beschwörung des bösen Quell- oder Flußgeistes.

Aber nicht die Lappen allein sind abergläubisch; die wahren Norweger sind nichts besser in dieser Beziehung. Wenn also diese braven Protestanten im Gespräche über unsern Glauben und unsere Ceremonien uns des Aberglaubens bezichtigen, so braucht man, um ihnen den Mund zu stopfen, nur auf die lächerlichen Gebräuche und die wahnwitzigen Vorstellungen hinzuweisen, die man selbst in den höheren Klassen jeden Augenblick bei ihnen antrifft. Es ist noch nicht lange her, daß der Prinz Bernadotte selber in einer öffentlichen Rede sich nicht scheute, den Tag des Weltendes zu bestimmen und zwar unter Berufung auf gewisse geheimnisvolle Stimmen, die man



Lappen vor ihrer Hütte.

in Lappland gehört haben wollte. Die verhängnisvolle Stunde schlug; ganze Dörfer erwarteten „die Ankunft des Herrn“; Weiber und Männer hatten weiße Kleider angelegt und hielten die Petroleumlampe in der Hand, um den himmlischen Bräutigam zu empfangen und zum Himmel zu begleiten. Natürlich kam er nicht und die Enttäuschung war sehr groß.

Was wir für unsere Lappen thun können, ist bitter wenig. In dem ganzen eigentlichen Lappland haben wir nur drei Priester. Wie weit ihre Wirksamkeit reichen kann, läßt sich leicht denken. Sie thun ihr möglichstes, um diejenigen, welche zur Station kommen, zu unterrichten. Aber man müßte sie auf ihren ewigen Wanderungen begleiten, man müßte mit ihnen Nomade werden. Das können aber unsere Priester, welche feste Stationen zu versehen haben, noch nicht, wenigstens nicht in dem Maße, als es wünschenswert wäre. Übrigens muß man einen starken Glauben und eine unempfindsame Haut besitzen, um auch nur ein paar Tage unter einem Lappenzelte zu leben. Reinlichkeit ist eine bei den Lappen unbekanntes Tugend, und so oft man von einem Besuche derselben heimkehrt, muß man erst ein Treibjagen anstellen auf ein wenig interessantes und doch wohlbekanntes Wild.

Andererseits wird der Fremde mit ausgesuchter Gastfreundlichkeit behandelt. So lange er in einer Hütte oder unter einem Zelte sich aufhält, weicht die Kaffeekanne nicht von dem in der Mitte der Hütte befindlichen Herde. Ihm zu Ehren thut die ganze Familie Zucker in den Kaffee. Die Hausfrau nimmt zuerst das große gemeinschaftliche Stück Zucker, beißt ihren Teil davon ab und reicht es dem Priester, der ihrem Beispiele folgt. Macht er Umstände, so nimmt Madame den Zucker wieder an sich, beißt ein zweites Stück davon ab und wirft es in die Tasse des Priesters. „Du mußt dich nicht genieren, Priester; thu, als wenn du zu Hause wärest!“ Die Hauptfrage aber ist das Nachtlager. Die Lappen begreifen wohl, daß er nicht pélemêle mit ihnen und den Hunden zusammen schlafen kann. Auf der Insel Magerö, von welcher das Nordkap einen Teil bildet, wohnen mehrere Katholiken. Wenn unser Pfarrer von Hammerfest seine Pfarrkinder dort besucht, richtet man ein eigenes Zimmer für ihn ein. Man kippt ein Boot um, er kriecht unter dieses improvisierte Dach, bedeckt sich mit seinem Plaid, legt den Rückenschleier über das Gesicht und schläft wie ein Seliger.

10. Zu Alten.

Mittlerweile hat das Boot uns ins Lyngensfjord hineingetragen, einen wahren Eispalast mit Säulen von Granit; es hat das unvergleichlich schöne Gemälde aufgerollt, welches die kleine bewohnte Insel Skjårvö umgiebt; es hat uns sanft auf den Fluten des Eismeeres geschaukelt; und nun legt es zu Derfjord im Stjernsund an, dessen rauher Charakter uns mit Schauer erfüllt. Während mein französischer Freund seine Reise bis Hammerfest fortsetzen muß, um von da zum Nordkap zu gehen und seinen Namen in die Besucherliste einzutragen, besteige ich ein anderes Boot, um in tausend Windungen bis Alten zu gelangen. Mit welcher Freude unser Missionar von Alten, der große Verbannte Lapplands, mich empfangen hat, kann ich Ihnen unmöglich beschreiben.

Die langen Winter ohne Licht und Wärme zuzubringen, am Ende eines Fjordes, wohin nie ein Tourist sich wagt, mitten zwischen norwegischen und finnischen Fischern und elenden lappischen Hirten, von denen die einen noch ärmer sind als die anderen; allein mit einer Unzahl von Sekten zu kämpfen zu haben, die ebenso fanatisch als stumpfsinnig sind; nur höchst selten einen Confrater zu sehen zu bekommen und alle zwei Jahre einmal seinen Oberhirten: das ist traurig, das ist hart für den natürlichen Menschen. Aber Sie, meine Amtsbrüder, die verbannt sind in das Innere Afrikas mitten zwischen den Negern, oder eingeschlossen bei den Menschenfressern auf den Inseln Oceaniens, oder zusammengeworfen mit den Parias und Kulis in Asien: Sie wissen, daß es etwas Mächtigeres giebt als die Natur. Das ist die Gnade, die der Heiland seinen Arbeitern nimmer vorenthält, am wenigsten den Vereinsamtesten, den Verlassensten, denen, die nach menschlichem Ermessen am meisten zu beklagen sind.

11. Militärische Angelegenheiten.

Ein wichtiges Geschäft hielt mich nach Beendigung der Visitation zu Alten zurück. Bisher waren die Bewohner Lapplands von der Dienstpflicht frei gewesen. Ein neues Gesetz hatte dieses Privilegium abgeschafft zum Entsetzen der kleinen Lappen, welche einen unmittelbaren Krieg befürchteten und voraussahen, daß sie sich dann waschen müßten.

Es findet sich nun aber im ganzen Westen Lapplands kein passendes Gelände für militärische Übungen, außer Alten, und zu Alten ist die katholische Mission Eigentümerin des einzigen Terrains, das man vernünftiger Weise im Auge haben konnte. Es ist das eine kleine, sandige Ebene, welche sich von der Kirche und dem Pfarrhause bis ans Meer erstreckt und uns keinen Heller einbringt. Diese Ebene wollte der Staat vorläufig pachten und später ankaufen. Der Bataillons-Kommandeur von Finnmarken, den ich seitdem zu meinen Freunden zählen darf, war beauftragt, mit mir zu verhandeln. Selbstverständlich versuchte er, mir zu beweisen, daß diese Ebene nichts taue, und daß der Staat besser daran thäte, seine Soldaten mehr im Innern des Landes einzuüben, wo er weite Grundflächen besäße.

„Wo Ihre Soldaten von den Moskitos aufgefressen werden,“ bemerkte ich lachend.

„Ich hätte nicht erwartet, daß ein katholischer Bischof so boshaft sein könnte. Gut, wie viel jährliche Miete verlangen Sie?“

„400 Kronen und das Recht, die Küchenabfälle und andere als Futter dienenden Gegenstände für unsere Leute zu verwenden.“

„Sie scherzen wohl! 400 Kronen für ein Grundstück, das Ihnen gar nichts einbringt?“

„Herr Oberst, Sie vergessen, daß dieses Grundstück unserm Priester als Spaziergang und unsern Kindern als Spielplatz dient.“

Kurz und gut, der Handel wurde abgeschlossen um 400 Kronen jährlich nebst dem Zubehör. Seitdem exercieren dort die Rekruten zwei Monate des Jahres und besuchen fleißig unsern Gottesdienst, und der Pfarrer hat außerdem unter den Offizieren vortreffliche Freunde gefunden.

Einige Zeit nachher jedoch berichteten die Zeitungen, der Staat fände unser Eigentum ganz geeignet, die verlangten Summen aber zu hoch, und beabsichtige deshalb, uns zu expropriieren und sogar unsere Kirche und Schule und Priesterwohnung an sich zu nehmen. Ich verfehlte nicht, in den Zeitungen darauf zu erwidern, daß, wenn der Staat uns nicht bezahlte, was ich verlangt hätte, wir nicht im stande wären, die nötigen Neubauten auszuführen. Daher wäre ein solches Enteignungsverfahren einer Austreibung manu militari gleich zu achten. Ich fügte hinzu, eines solchen Gewaltaktes hielte ich unsere so freisinnige Regierung nicht für fähig; auch würden die militärischen Vorgesetzten Finnmarkens sich gewiß nicht geschmeichelt fühlen durch die Aussicht, mit ihrer jungen Armee die ersten Vorbeeren in einem Zuge gegen die Katholiken erkämpfen zu müssen. Seitdem ist von Enteignung keine Rede mehr, und wenn ich wieder zur Visitation nach Alten komme, werden wir wohl zu einem für beide Teile annehmbaren Friedensvertrage gelangen.

12. Am Ende der Polarwelt.

An Bord des kleinen Dampfers „Nor“ wandte ich mich nach Hammerfest, der nördlichsten Stadt der Welt. Im Winter ist die Fahrt gefährlich wegen der Dunkelheit, der Nebel und der sich kreuzenden Strömungen. Unser Priester zu Hammerfest weiß aus Erfahrung darüber zu sprechen.

Eines Tages, als er von Alten zurückkam, fuhr der gute Nor, vom dichten Nebel überrascht, mit dem Vordertheile auf einen Felsen. Ein furchtbarer Stoß! Verzweiflungsgeschrei der Passagiere, übertönt von den Klagerufen des Restaurateurs: „Mein Porzellan, mein Porzellan!“ Wirklich waren Porzellan und Gläser in die Brüche gegangen. Das Boot hatte keinen Schaden gelitten, aber es saß auf dem Felsen fest. Aussteigen konnte man nicht, weil die Granitküste steil aufstieg. Was hätte man übrigens auch anfangen sollen,

¹⁾ Inzwischen hat der Staat den Exercierplatz für 6000 Kronen angekauft. (Anmerkung des Übersetzers.)

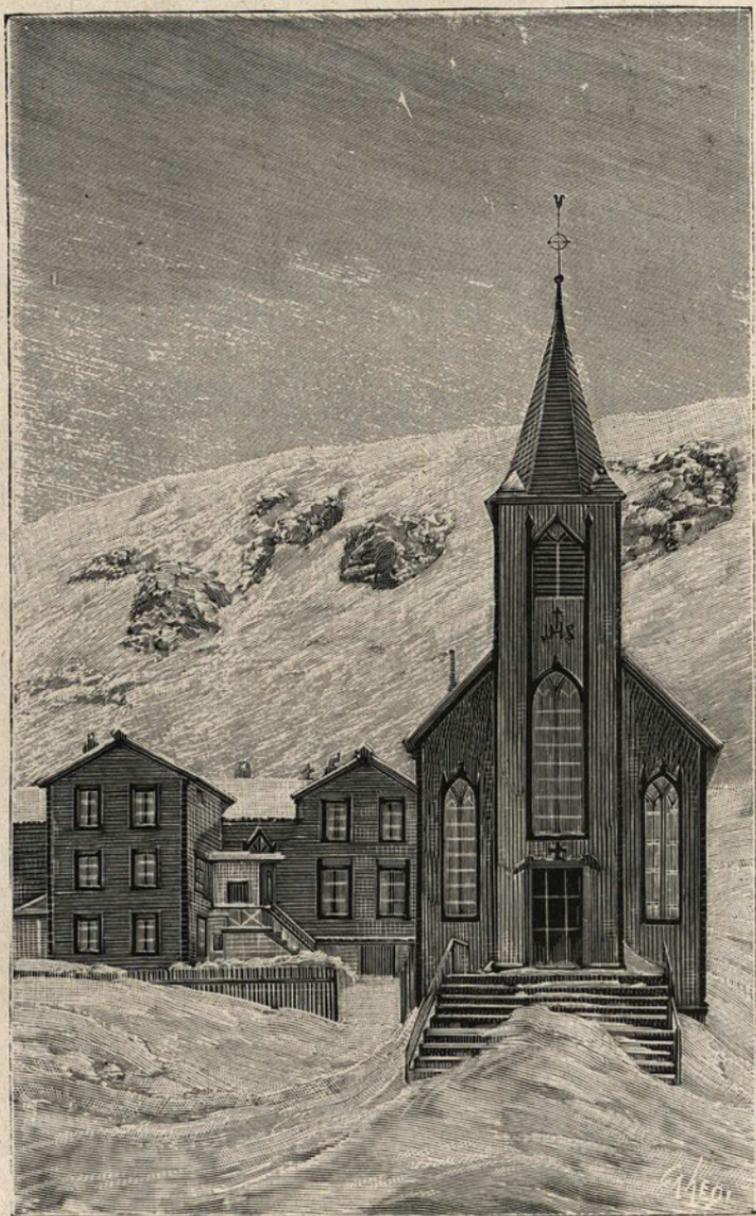
wenn man in dieser Wüste von Steinen, Eis und Schnee ausgestiegen wäre? Zum Unglück waren auch die Vorräte nahezu erschöpft. In dieser Verlegenheit fandte der Kapitän das einzige unverfehrt gebliebene Boot nach Hammerfest, um Hülfe zu holen. Im Hafen von Hammerfest befand sich aber zur Zeit kein Dampfer, und so vergingen zwei lange Tage, bis der Nor wieder flott gemacht werden konnte, zwei Tage des Hungers, der Kälte und der Dunkelheit. An ähnliche Abenteuer sind wir hier gewöhnt. Als ich einmal meine Visitationsreise nach Alten machte, wartete ich unter freiem Himmel bei strömendem Regen von Mitternacht bis 2 Uhr nachmittags auf die Ankunft des Nor. Dann kam nicht der Nor, sondern die Hiobspost, daß die Maschine des Nor beschädigt sei, und daß ein anderes Schiff uns zu Boskop, 6 Kilometer von da entfernt, aufnehmen werde. Wir eilten also nach Boskop. Dort nahm uns auch ein Boot auf; nur brachte es uns nicht nach Norden, nach Hammerfest, sondern nach Süden, nach Tromsö, von wo ein anderes Boot uns nach Hammerfest befördern sollte. Ein furchtbarer Sturm begleitete uns nach Süden und nach Norden. Als ich mit dem neuen Schiff zu Tromsö ankam, glitt ich unglücklicher Weise auf dem Verdeck aus und fiel hin so lang ich war. Ganz durchnäßt, mußte ich drei volle Stunden warten, ehe ich meine Kleider wechseln konnte. Um Mitternacht endlich langte ich zu Hammerfest an, glühend vor Fieberhitze. Desungeachtet mußte ich sofort meines Amtes walten; denn um Mittag mußte ich wieder abreisen: das Boot wartet nicht.

Ich begann demnach beim Scheine der Mitternachtsonne die Visitation bei unsern guten Krankenschwestern. Sie wollten mich um jeden Preis zu Bette schicken. Um 6 Uhr nahm ich die Durchsicht und Prüfung der Rechnungen vor. Um 8 Uhr war Pontifikalmesse, Firmung und zwei Predigten; um 10 Uhr Schulinspection, um 11 Uhr Besuch bei den Behörden, und genau um Mittag war ich wieder am Bord des Dampfers, der mich mitten im Sturme wieder zurückbringen sollte. Unsere Schwestern weinten, und der Priester, der wohl begriff, daß er mich nicht zurückhalten durfte, um den Besuch einer ganzen Reihe anderer Stationen nicht zu stören, begleitete mich bis Tromsö, weil er mich in diesem Zustande nicht allein lassen wollte. Der gute Confrater! Er kam krank zu Tromsö an infolge des orkanartigen Sturmes, der uns die ganze Zeit hin und her warf, während ich, verjüngt durch den einzigen Anfall von

Seekrankheit, den ich jemals in Norwegen gehabt habe, vollständig wieder hergestellt war.

Aber ich plaudere und plaudere, ohne zu bedenken, daß ich schon längst die Geduld des Lesers auf die Probe stelle. Diesmal brachte uns der Nor zur fahrplanmäßigen Zeit nach Hammerfest, und das will viel sagen in Norwegen. Alle unsere Katholiken, Herr Möllenbeck und die Schwestern an der Spitze, waren am Landeplatze. Ihre Häuser waren beslaggt, die Glocken läuteten mit voller Kraft und lockten die halbe Stadt herbei, um den katholischen Bischof zu sehen. Der Priester hielt eine meiner Hände, die Kinder stritten sich um die andere, die Mütter schalten sie umsonst wegen ihrer Zudringlichkeit, die Väter teilten Ohrfeigen aus: es war verlorene Mühe. Hatten sie denn als katholische Kinder nicht auch das Recht, ihrem Bischofe den Ring zu küssen? Wir kamen zur Kirche, die nahe beim Hafen gelegen ist. Sie war mit grünen Gewinden geschmückt. Gott weiß, wo die kindliche Frömmigkeit der Gläubigen das Grün aufgetrieben hatte. Denn in diesen traurigen Gegenden wächst weder Baum noch Strauch, der dieses Namens würdig wäre, kaum einige Grasshälmchen gedeihen hier.

Es fehlen mir die Worte, um diesen großen Tag zu beschreiben. Alle Pfarlkinder sind versammelt, einige sind weit hergekommen, zu Fuße oder zu Schiffe. Alle wollen das Brot des Lebens aus den Händen ihres Oberhirten empfangen. Viele unter ihnen, die seit meinem letzten Besuche neu eingetreten sind in die katholische Kirche, werden zur hl. Firmung zugelassen. Unsere braven Frauen Schwestern aus Breslau, welche in diese trostlosen Gegenden verbannt sind, wo nur der Geist des Glaubens und der Nächstenliebe sie festhalten, vertrauen ihrem Vater ihre Sorgen, ihre Kämpfe, ihre Siege an und bitten um seinen Rat, seinen Trost und seinen Segen. Die ganze Pfarre ist traulich versammelt um ihren Bischof und erzählt, wie gut der Herr Pfarrer für sie ist, wie innig er ihre Kinder liebt, und wie eifrig und liebevoll die Schwestern sich für sie aufopfern. Sie erzählen mir, was ich bereits wußte, daß eine edle Dame eine silberne Chorlampe geschickt habe, die vor dem nördlichsten Tabernakel der Welt brennen soll, und daß eine andere Christin in derselben Absicht eine ewige Stiftung gemacht habe, um das Öl zu dieser Lampe zu liefern. Diese Dame wird mir gestatten, ihren Namen zu nennen, denn sie ist gleichzeitig der Schutzengel der Armen des Nordens — sie heißt Fräulein Seul. Es giebt in München,



Kirche und Pfarrhaus zu Hammerfest.
(Winteransicht, ausgenommen Mitte Januar 1899.)

in Brüssel, in Lyon und in Bordeaux würdige Macheiferinnen dieser edlen Wohlthäterinnen. Wenn ich dieselben einmal teilnehmen lassen könnte an einer kanonischen Visitation in diesen eisigen Regionen! Doch, sie werden eines Tages von der Höhe des Himmels herab ihre Schutzbefohlenen des Nordens erblicken.

Auf die Visitation folgte ein „Festmahl“. Ich merkte bald, daß die alte Abalone, ungeachtet der Tüchtigkeit und Erfahrung in ihrem Amte, das „Menu“ nicht zusammengestellt hatte. Sie hätte dem Renntierbraten diesen feinen Geschmack nicht zu geben, auch die Schneehühner nicht so nach den Regeln der Kunst zu zerlegen vermocht. Ohne Zweifel haben die Schwestern dabei die Hand im Spiele.

Aber, wie ist es möglich? Seine Bischöflichen Gnaden sieht nichts? Er greift zu, ohne ein Wort zu sagen? Was er an der Gabel hat, ist das nicht etwas ganz Ungewöhnliches? Ich lese ein tiefes Staunen im Gesichte Abelonens; und selbst die helfende Schwester vermag ihre bittere Enttäuschung nicht zu verbergen. Ach ja, endlich geht mir ein Licht auf: Salat, Salat schon am Anfange des Monats Juli! Das ist wirklich unerhört. Vor vielen Wochen schon haben die Schwestern ihn gepflanzt, haben ihn gegen die Nachtfröste geschützt; und die ganze Ernte ist draufgegangen bei diesem einen Feste. Aber man hat auch nicht jedes Jahr einen Bischof am Tische.

Meine wärmsten Glückwünsche jetzt. All right! wie die Engländer sagen; alle Gesichter verklären sich.

Vor kurzem haben wir die Freude gehabt, den Pfarrer von Hammerfest in Christiania zu begrüßen. Er kam gleichzeitig mit dem Pfarrer von Christianssand, der südlichsten Station Norwegens. Welch frohes Wiedersehen nach so vielen Jahren der Vereinsamung und der Trennung, mehrere Tausend Kilometer von einander entfernt!

Der Pfarrer von Hammerfest hat mir eine Karität zum Geschenke gemacht, eine Photographie seiner Kirche und seines Pfarrhauses, die im Januar um Mittag während der langen Winternacht beim Scheine des Nordlichtes aufgenommen worden ist. Ich lasse sie hier folgen als Andenken für die Leser, welche mich auf meinen langen Ausflügen begleitet haben.

Ich füge eine zweite Photographie derselben Gebäude bei, welche bei seiner Abreise von Hammerfest am verflohenen 15. April aufgenommen wurde. Der Schnee lag damals noch mehr als 2 Meter hoch und ging über das Geländer des Hofes hinaus. Eine von den

Felsen, die hinter der Kirche sichtbar sind, hinabgestürzte Lawine hatte eben einen braven Katholiken getödet, und man war gerade damit beschäftigt, die Massen gefrorenen Schnees, die über dem Pfarrhause hingen, durchzusägen, damit das Haus nicht zerschmettert würde. Nur mit schwerem Herzen hatte der gute Pfarrer auf einige Wochen seine im Schnee begrabenen Schäflein verlassen. Er hatte kürzlich seine Mutter verloren, und sein ans Schmerzenslager gefesselter Vater hatte mich inständig gebeten, ihn seinen Sohn, den Missionar, noch einmal sehen zu lassen.

VI. Kapitel.

Das Familienleben in Norwegen.

Ich wollte eigentlich hier am Ende der bewohnten Welt Abschied nehmen von den Lesern, die mich so freundlich bis hierher begleitet haben. Aber warum sollten wir die Rückreise zu den Regionen des Südens nicht dazu benutzen, um auf dem Verdecke des Dampfers sitzend weiter zu plaudern, nicht zwar von den Inseln und Sunden und Fjorden, von den Gefilden und Bergen, an denen wir vorbeifahren, aber von dem Familienleben in den Tausenden von Hütten und Bauernhäusern, die wir unterwegs begrüßen. Es wird Ihnen ja Freude machen zu erfahren, wie man lebt und liebt, wie man leidet und arbeitet, und wie man stirbt an diesen einsamen Orten. Denn außerhalb der wenig zahlreichen Städte giebt es hier zu Lande keine, auch noch so unbedeutende Ansammlungen von Menschen.

Der Bauer, von seinen husmaend umgeben, wohnt oft mehrere Meilen weit von seinem nächsten Nachbarn entfernt im Hintergrunde eines Thales oder einer einsamen Insel, welche gerade so viel bietet, als zur Ernährung seiner Familie erforderlich ist. Der Fischer sucht für seine Hütte am Gestade des Meeres oder eines Sees, im Innern eines Fjordes oder auch auf einem verlorenen Inselchen einen jener seltenen Streifen Ackerlandes aus, wo sein Weib und seine Kinder einige Kartoffeln pflanzen und eine Kuh oder ein paar Ziegen nähren können, während er, der Vater, mit den Bogen kämpft, um ihnen unter tausend Gefahren die wertvollen Fische abzurufen. Außer an den Jahrmärkten und während der großen Fischfänge kommt man selten zusammen. Die Leute gehen wohl von Zeit zu Zeit zur Kirche; denn sie sind Christen und haben Gott lieb. Aber das ist immer eine ganze Reise zu Wasser oder zu Lande, über Berg und Thal, besonders zur Zeit der Stürme und der Finsternis des Winters.

Unter den kirchlichen Festen giebt es nur eines, das Weihnachtsfest, welches Verwandte, Freunde und Nachbarn zusammenführt.

Bei einer dieser seltenen Begegnungen hat der junge Mann das Mädchen kennen gelernt, das der liebe Gott für ihn bestimmt hat, um seine Einsamkeit mit Liebe, Licht und Leben zu erfüllen. Er zieht Erkundigungen ein, ob sie eine gute Christin sei, ob sie spinnen,



Verlobung in Norwegen.

(Nach einem Gemälde von Tiedemann.)

weben, nähen, Brot backen, kurzum alle die tausend Arbeiten verrichten könne, welche ihre Vereinsamung fremden Händen anzuvertrauen nicht gestattet. Endlich öffnet er ihr sein Herz. Seine Werbung wird angenommen.

Nun folgt eine Zeit sorgenvoller Arbeit. Er beschäftigt sich damit, ein Haus zu bekommen und ein Fischerboot und alle Gerät-

schaften, deren er zur Ernährung einer Familie bedarf. Sie will eine tüchtige Aussteuer haben, und gewöhnlich fertigt sie dieselbe mit eigenen Händen an. Das erfordert Zeit, und die Verlobten müssen daher oft jahrelang warten, bis sie Hochzeit halten können. Gut ist das nicht, zumal in Norwegen nicht, wo die Brautleute volle Freiheit haben, sich zu besuchen, und sogar lange Reisen zusammen zu machen.



Hochzeit in Norwegen.

(Nach einem Gemälde von Tiedemann.)

Endlich ist der große Hochzeitstag angebrochen. Man begiebt sich in feierlichem Aufzuge zur Kirche, entweder im Wagen oder im Rahne. Es sind endlose Förmlichkeiten zu erledigen, das Ceremoniell des Elysée ist schwerlich verwickelter, als die bei unsern Hochzeiten hergebrachten Bräuche. Alles wird aufs Kleinlichste festgesetzt. Es ist

vorgesehen, wer anwesend sein kann und muß, welche Geschenke gegeben werden müssen, welche Lebensmittel dieser oder jener Verwandte oder Nachbar mitbringen muß. Von den Ceremonien selbst hat nur der Hochzeitsordner genaue Kenntniss.

Die Festlichkeiten dauern lange. Man ist mächtig dabei; an



Das Glück der jungen Eheleute.

(Nach einem Gemälde von Tiedemand.)

Getränken fehlt es nicht minder, so, daß die jungen Eheleute am Schlusse des Festes oft nicht wissen, wie sie die Rechnungen der Lieferanten begleichen sollen.

Aber was liegt daran? Sie sind glücklich, sie haben einander lieb; sie sind jung und kräftig. Sie genügen einander, weil sie an das einsame Leben gewöhnt sind. Auch lassen die fortwährenden

Kämpfe gegen die Strenge des Klimas im Verein mit der Unfruchtbarkeit des Bodens und den Gefahren des Meeres ihnen keine Zeit, um schwermütige Betrachtungen anzustellen.

Sie werden nicht lange allein bleiben. Bald erheitert ein niedlicher kleiner Prinz durch sein Schreien und Lachen die eheliche Ein-



Das Herzeleid der jungen Eheleute.

(Nach einem Gemälde von Liedeman d.)

siedelei. So oft der glückliche junge Vater vom Fischfange nach Hause kommt, läßt er seine große Pfeife vor den Augen des kleinen Thorvald tanzen, während die Mutter von den Heldenthaten erzählt, die das Büblein während des Tages verführt hat.

Eines Tages kommt Papa ungewöhnlich früh heim. Eine bange Ahnung hat ihn unwiderstehlich nach Hause getrieben. Dort muß

etwas vorgefallen sein. Er hat sich nicht getäuscht. Thorvald ist krank, Thorvald hat Fieber. Die besorgte Mama hat die wohlthätigen Mittel angewandt, welche ihre eigene Mutter ihr zur Zeit für einen solchen Fall mitgegeben hat; denn der Arzt wohnt so weit. Aber das schadet nicht. Es giebt ja zum Glück noch einen



Die Mutter unterrichtet ihre Kinder.

(Nach einem Gemälde von Tiedemann.)

andern Arzt; das ist der Vater, der im Himmel ist. An ihn wenden sie sich vertrauensvoll und nicht umsonst. Thorvald wird wieder gesund.

Mit der Zeit wird die Familie zahlreicher. Thorvald ist nicht mehr der einzige Liebling von Vater und Mutter. Es langen Brüderchen und Schwesterchen an so viele, daß das Häuschen alle die

kleinen Betten kaum noch fassen kann. In Norwegen sind die Familien sehr zahlreich und ungeachtet der massenhaften Auswanderungen namentlich nach Minnesota und Wisconsin in Amerika nimmt die Bevölkerung Norwegens reizend zu. Ein großer Zuwachs an Arbeit und Sorgen für die Eltern ist die natürliche Folge.



Der Vater unterrichtet seinen Sohn.

(Nach einem Gemälde von Tiedemann.)

Die schwierigste Aufgabe ist die Erziehung der Kinder. Es giebt sehr viele gute öffentliche Schulen, aber sie sind unendlich weit entfernt und schwer zu erreichen. Der Vater selbst oder ein Hausknecht muß die Kinder zur Schule bringen entweder im Wagen oder im Nachen. Oft sogar, wenn die Schule zu weit entfernt liegt, müssen die Kinder bei Freunden, welche in der Nähe derselben wohnen,

untergebracht werden. Der Lehrer oder die Lehrerin bleiben nur zehn bis zwölf Wochen an demselben Orte und gehen dann anderswohin, um ihre Lehrthätigkeit auszuüben. Während der übrigen Zeit müssen Vater und Mutter den Unterricht fortsetzen, und sie thun es mit unermüdlichem Eifer. Während die Mutter die eigentlichen Unter-

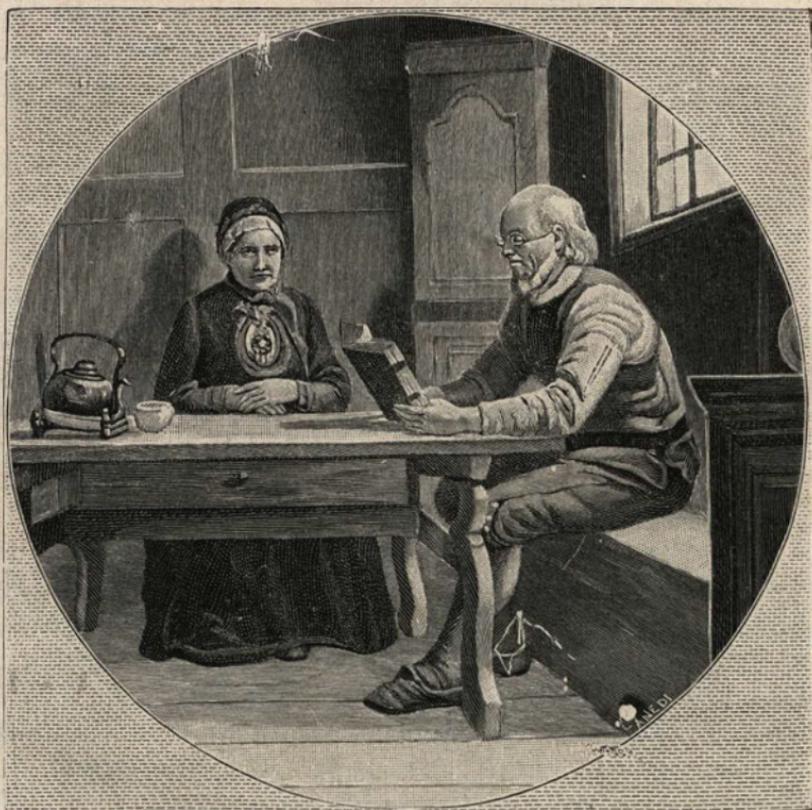


Der jüngste Sohn verläßt das Vaterhaus.

(Nach einem Gemälde von Tiedemand.)

richtsstunden giebt und die Mädchen in all den unzähligen Handarbeiten unterweist, welche das abgeschlossene Leben von ihnen fordert, weicht der Vater die Knaben ein in die Geheimnisse des Fischfanges, des Ackerbaues und der Jagd. Ich habe immer gestaunt über den Vorrat an theoretischen und praktischen Kenntnissen, den norwegische Jünglinge und Jungfrauen von achtzehn Jahren besitzen.

In dem Maße als die Kinder heranwachsen, finden die Eltern an ihnen Stützen bei der Arbeit. Der Vater braucht nicht mehr Tag und Nacht sein Boot allein zu rudern, um den Tisch mit Fischen zu versehen oder Stockfische zu fangen, aus deren Erlös er dem Kaufmanne die Kleidungsstücke und die Kolonialwaren bezahlt. Während



Die alten Eltern in der Einsamkeit.

(Nach einem Gemälde von Tiedemann.)

die Mädchen der Mutter helfen, die Kühe zu hüten und das Heu zu trocknen, vergrößern die Knaben unter der Leitung des Vaters das Haus und die Nebengebäude zur Unterbringung der Ernte, die sie auf dem von ihnen urbar gemachten und bebauten Boden erzielt haben. Sie erbauen außerdem neben dem großen Hause ein kleineres, wohin Vater und Mutter sich dereinst zurückziehen werden, wenn der

älteste Sohn sich wird verheiratet haben, wenn die Mädchen dem Auserwählten ihres Herzens gefolgt sind, wenn die andern Knaben sich eingeschifft haben, sei es, um in fernem Ländern ihr Glück zu versuchen, oder als Seeleute den Gefahren des Meeres zu trotzen.

Der Norweger liebt sein Vaterland leidenschaftlich und würde zur Verteidigung desselben seinen letzten Blutstropfen freudig opfern; aber gleich leidenschaftlich liebt er es, das Glück zu versuchen, ihm nachzujagen bis zum Ende der Welt. Aber auch in der Fremde vergißt er Vater und Mutter nicht; er schickt ihnen einen großen Teil seines erworbenen Verdienstes.

Endlich hat der Jüngste Abschied genommen. Der Vater hat ihn zum letzten Male ermahnt, niemals Gott und die Seinigen zu vergessen. Die Mutter hat nichts sagen können; die Thränen haben ihre Stimme erstickt.

Jetzt ist das Tagewerk der Eltern vollbracht. Sie überlassen den Hof dem ältesten ihrer Söhne und ziehen sich auf ihr friedliches Ruheplätzchen zurück. Dort werden sie ihre Tage beschließen, indem sie dankbar der Vergangenheit gedenken und sich durch Gebet auf den Heimgang ins bessere Jenseits vorbereiten.

Ich habe zwei Worte ausgesprochen, die mir Trost bereiten: gedenken und Gebet.

Nach der langen Reise, die wir zusammen gemacht haben, muß ich endlich von meinen freundlichen Lesern Abschied nehmen. Nun wohl, ich thue es mit der Bitte um eine doppelte Gunstbezeugung. Gewähren Sie mir ein Plätzchen in Ihren Gebeten! Beten Sie für mich und für die Schäflein, zu deren Vater und Hirten Gott der Herr mich bestellt hat! Gedenken Sie auch meiner, wenn Ihr frommes teilnehmendes Christenherz Ihnen den Gedanken eingiebt, den Missionaren zu Hülfe zu kommen, welche arbeiten und streiten für Gottes Ehre und das Heil der unsterblichen Seelen!

E n d e .¹⁾

¹⁾ Dieser zweite Teil der Reisebilder wurde abgeschlossen im November 1900, während derselbe, wie auch aus dem Texte hervorgeht, schon vor Beginn des Jahres 1900 begonnen wurde.



Berichtigung.

Seite IV unten: lies Scherflein statt Scharflein.

Seite 75 Note: lies 1014 statt 1027.

Seite 122 Zeile 7: lies 1016 statt 1066.

„ 8: lies 1030 statt 1130.

Seite 361: lies vor 867 Jahren statt im Jahre 867.

23759

R